32101 069169975

Werner v. der Schulenburg

Thomas Dingstaede

Roman

3489
.38
391

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Thomas Dingstäde

514

Werner von der Schulenburg

Thomas Dingstäde

Roman aus der Zeit vor dem Kriege

Dresden und Leipzig
1916
Verlag von Carl Reißner

Copyright 1915 by Carl Reissner, Dresden

Gedruckt bei Petzschke & Gretschel, Dresden-A. 27

Willi Geiger

und

C. Georg Semper

gewidmet

Begonnen 1. März 1913 in Berlin
Beendet 12. Januar 1914 in Berlin

(RECAP)
3484
38
391

550367

Digitized by Google

Vorwort

Der Roman „Thomas Dingstäde" ist zu Beginn des Jahres 1914 beendet worden. Als Kunstwerk an sich verlangt er, wie jedes Kunstwerk, eine Würdigung, unabhängig von bestimmten Zeitereignissen; in der Hauptsache also eine Würdigung vom ästhetischen Standpunkt aus.

Persönlich jedoch widerstrebt es mir, jetzt Bücher zu veröffentlichen, die mit den Kriegsereignissen keinerlei Fühlung haben. Gewiß habe ich solche Bücher gern in dieser Zeit gelesen; nur mir selbst würde ich den Luxus einer solchen Publikation — wenigstens vorläufig — nicht gestatten. Ich würde auch diesen Roman nicht bringen, wenn ich nicht in voller Deutlichkeit die kontrapunktischen Zusammenhänge erblickte, die zwischen der geschilderten Bewegung des Sozialismus von 1905 und dem heutigen gemeinsamen Weltsieg unseres vereinten Volkes bestehen, Zusammenhänge, deren etwaige Möglichkeit ich beim Abfassen meines Romanes bereits empfunden habe. Ich habe damals die Hoffnung ausgesprochen auf die kommende Reife deutschen Geistes, unter dem Druck gewaltiger, noch in der Zukunft liegender Ereignisse. Diese Ereignisse — das fühlte ich genau — müßten

andere sein, als die Internationale sich vorstellte, Vorgänge, die das ganze Volk gemeinsam erschütterten.

Die Wirklichkeit gewordenen Ereignisse ließen mein vollendetes, übrigens in keiner Weise nachträglich geändertes Werk zu einem künstlerischen Weißbuch erwachsen, zu einem leidenschaftlichen Beitrag über deutsche Menschen und Gedanken vor dem Titanenkampf. Diese Tatsache berechtigt mich ebenfalls zu der Veröffentlichung der Arbeit. Wenn auch viele der darin aufgeworfenen Fragen noch nicht beantwortet sind, so erblicken wir heute mit geschärften Augen doch Möglichkeiten, die sich ehedem vor uns im Dämmern verbargen.

Deutschlands Sorgen von 1913 sind nicht seine Sorgen von heute. Aber sie werden wieder die Sorgen eines späteren „heute" werden müssen. Deutschlands Zukunft wird davon abhängen, ob wir nach dem Kriege gelernt haben, die Dinge richtig zu werten, ob wir uns jene geschärften Augen erhalten haben. Mit solchen Augen werden wir die kleinen Dinge nicht mehr groß und die großen Dinge nicht mehr klein sehen können. Und daß uns dieser Blick für das Wesentliche erhalten bleibt, daran möchte „Thomas Dingstäde" mitarbeiten.

Karlsbad, August 1915.

Werner v. der Schulenburg.

1.

Die Psychologie des Hamburger Nebels ist noch nicht geschrieben. Er ist feuchter und weicher als der Londoner Nebel, der etwas von der Härte des Wüstensandes hat. Er ist bunter als der Nebel in Reval, aus dessen blasser Undurchdringlichkeit nur der goldene Kuppelbau der neuen russischen Kapelle herausleuchtet, hoch oben auf dem Dom neben der alten gotischen Kirche mit den vielen, adeligen Wappen. Der Hamburger Nebel ist in der Altstadt von einer farbigen Flüssigkeit; und wenn er die Straßen durchschleicht, sich in allen Ritzen einnistet, und langweilige Kontorbauten in orientalische Märchenpaläste verwandelt, dann beginnt diese merkwürdige Stadt ihr eigenstes Leben zu führen, ein naßgraues Sonderleben, das den Menschen dort amphibischen Charakter gegeben hat. Man könnte glauben, das alles spielte auf dem Grunde eines Flusses oder des Meeres; man könnte glauben, in Vineta zu sein, wo die Seefeen herrschen, wo ein alter Hummer im höchsten Gerichtshof präsidiert oder ein Häring an der Börse das große Wort führen darf. Ja, man würde sich nicht wundern, wenn sich die Menschen im Laufe der Zeit nicht nur

immer wieder große Gummiſchuhe und neue Regenmäntel zulegten, ſondern wenn ihnen Schwimmhäute wüchſen oder wenigſtens tranige Felle, wie den Robben, mit denen ſie wohl manchmal eine flüchtige Ähnlichkeit haben. Aber alles das iſt nicht der Fall. Die Männer haben feſte Greifhände, und den Frauen iſt dieſelbe weiße, weiche Haut eigen, wie den Frauen von Amſterdam und Venedig.

Der Neue Wall lag in gelbem Dunſt. Doktor Thomas Dingſtäde — eigentlich hieß er Thomas Charley Dingſtäde — hatte den Kopf ein wenig geſenkt und ging raſch durch die belebte Straße. Thomas Dingſtäde hatte einen Widerwillen gegen dieſen Nebel mit dem ſcharfen Tang- und Jodgeruch, der ſich durch die Naſe in den Hals hineinarbeitete und gleichzeitig Geruchs- und Gefühlsnerven peinigte. Thomas wagte das aber nicht öffentlich zu ſagen. Keiner ſeiner Verwandten und Bekannten hatte jemals empfunden, daß der Nebel in Hamburg ſo beſonders röche. Und gar nach Jod. Sie hatten ſich vielleicht auch noch nie Rechenſchaft darüber abgelegt. Es war eben Nebel. Damit baſta.

„Deine Naſe is' noch 'n büſchen verwöhnt; du riechſt noch die Roſen und Narziſſen deiner Hochzeitsreiſe", entgegnete auf dieſe Beobachtungen vor einiger Zeit Henry O'Sun, mit dem Thomas befreundet zu ſein glaubte, weil ſie dieſelbe Schulbank gedrückt, und weil ihre Väter viele Geſchäfte

miteinander abgeschlossen hatten. „Und Jod ist mehr für das Junggesellenleben."

„Ach, Henry", sagte darauf Thomas, „die Hochzeitsreise ist die fürchterlichste Sache von der Welt. Sprich mir nur nicht davon."

Da lachte Henry F. O'Sun ein wenig lüstern, daß seine Goldplombe blitzte, und meinte, die Hochzeitsreise mit der langen Liesbeth Vaderson müsse doch eigentlich recht nett gewesen sein. Henry war ein „Swell", ein Mensch, der in seiner kalten Eleganz immer unnahbar oder allzunah war.

Aber Thomas hatte irgend etwas von Aufeinanderplatzen zweier Individualitäten gemurmelt, daß „Henry F." — wie er allgemein genannt wurde — stillgeschwiegen und schließlich von der letzten Bürgerschaftssitzung gesprochen hatte.

An diese Unterhaltung dachte Thomas, als er sich durch den Kampf verschiedener Lichter hindurch seinen Weg bahnte. Hoch oben, wo der tiefe Graben der Straße sich verlor, lag dieser leichte, farbige, gelbe Nebel. Das lebendige Licht der Straße, durch das noch zuweilen das Blitzen der Edelsteine aus den Juwelierläden wie ein Lanzenstich ging, mischte sich in halber Höhe der Häuser, vor der gelben Schwefellauge, zu einem graublauen Schleier, und machte die Luft über Thomas zu einem wirren Widerspruch dessen, was er in Farben für möglich gehalten hatte.

Viele Vorübergehende, Menschen mit hageren

Gesichtern, langen und dünnen Beinen, und dicken gesteppten Mänteln grüßten Thomas flüchtig; einige sogar ein wenig hastig und verlegen. Ein Vetter seiner Frau, der nicht umhin konnte, Thomas die Hand zu geben, fragte eilends mit einem fratzenhaften Lachen: „Hallo, up to date? Alles gut? Grüß schön.“ Und weg war er, in den Nebel hinein. Das schien Thomas sehr merkwürdig, denn sein Vater war Senator, Präses der Deputation für Handel und Schiffahrt, und Seniorchef des Hauses Dingstäde & Co., Südweine. Vater Dingstäde war dazu in Hamburg recht beliebt, denn er gehörte noch zu den echten, alten Hamburgern, war noch mit dem Bürgermilitär ausgezogen und pflegte zu betonen, daß er in jedem Sommer Aalsuppe aß, trotzdem er mit Sicherheit nach diesen Mahlzeiten einen schweren Gallensteinanfall bekam. Aber so sehr der Senator Dingstäde sich sonst auch in der Gewalt hatte: gegen die Lockungen der Aalsuppe war er machtlos; und so hatte er sich zur Entschuldigung seiner Schwäche die von einem heiteren Blick begleitete Formel erdacht, daß Aalsuppe essen Tradition erhalten bedeute.

Thomas Dingstäde, der in München nach längerem, ernsten Studium zum Doctor rerum politicarum promoviert hatte, kümmerte sich zwar für gewöhnlich sehr wenig um Äußerlichkeiten. Aber jetzt fragte er sich doch, während er seinen Pelz öffnete und das Taschentuch gegen die Nase drückte, ob

allein der kleine Zeitungsartikel „Nord-Venedig", den er heute morgen in einem linksliberalen Blatte veröffentlicht hatte, an diesem merkwürdigen Betragen seiner Bekannten schuld sei. Ein Scherz, eine Ironie. Ein kleines sprachliches Kunstwerk, dessen Fertigstellung ihm ein ästhetisches Vergnügen bereitet hatte.

An der Kreuzung der Poststraße und des Neuen Walls staute sich der Verkehr. Thomas beobachtete, den hageren Kopf ein wenig nach vorn geschoben, die rechte Schulter in seiner Nervosität etwas gehoben, dieses Gewühl von Wagen und Kraftfahrzeugen, in das die Dirigentenbewegungen des dort aufgepflanzten Schutzmannes Ordnung zu bringen suchten. An der anderen Seite der Straße hielt ein Coupé mit einem grobknochigen, zu großen Traber; Thomas erkannte hinter den Glasscheiben des Wagens eine alte Dame mit blasiertem Gesicht und großen Brillanten in den Ohren; neben ihr saß eine blonde Tochter von undefinierbarem Alter, die in den Ohrläppchen kleine Perlen trug und bereits ebenso gelangweilt, nur erheblich klüger aussah, wie ihre Mutter. Thomas zog den Hut. Die alte Dame wandte den Kopf zur Seite, als ob sie den Gruß nicht gesehen hätte; das junge Mädchen starrte über den Grüßenden weg in die Auslage eines Geschäftes. „Die beiden scheinen auch an der Venediger Krankheit zu leiden", lachte er in sich hinein. „Die beiden" waren Frau Senator von Halsten-

beck, deren blonder, roſiger Mann Präſes der Finanzdeputation war, und ihre Tochter Amélie von Halſtenbeck. Sie mochten zu irgendeinem Diner fahren. Er dachte auch gar nicht daran, daß Amélie jetzt zu ihrer Mutter ſagte: „Denke dir, Thomas Dingſtäde hat ein Verhältnis mit Emmi Trüdel", und daß die Senatorin entſetzt auffuhr: „Das iſt ja furchtbar." An der ganzen Sache war nicht ein Wort wahr. Amélie hatte ſich dieſe Beziehung auch erſt in dieſem Augenblick ausgedacht, und Emmi Trüdel fiel ihr nur deshalb ein, weil ſich in der Auslage des Geſchäftes, in das Amélie ſoeben hineingeſtarrt hatte, ein ähnliches Kleid befand, wie das, das Emmi kürzlich bei einem Senatsdiner trug.

Im übrigen; wenn Thomas auch von dieſem Klatſch gehört hätte? Was ging ihn das alles an? Aber dieſe zufällige Begegnung mit den Halſtenbeckſchen Damen erinnerte ihn daran, daß er um acht Uhr bei ſeinem Vater in kleinem Kreiſe dinieren ſollte, und er beſchloß, um pünktlich zu ſein, nur noch einen Buchladen aufzuſuchen und dann nach Harveſtehude hinauszufahren.

Ein anderer Gedanke nahm ihn ſtärker in Beſchlag, als der Gedanke an das Eſſen in kleinem Kreiſe. Er empfand plötzlich, daß er heute morgen zwiſchen ſich und jenen Menſchen einen Graben ausgehoben hatte, der ſich wohl nicht mehr ohne weiteres überbrücken ließ. Er merkte, daß ſein „Nord-

Venedig“ ganz besonders gezündet haben mußte, anscheinend noch mehr, als er vorhin vermutet hatte. Freilich, berechnender Verlegergeist hatte das, was als Feuilleton gedacht war, als Leitartikel gebracht. Ein paar einleitende Worte wiesen hin auf diese symptomatisch bedeutsame Äußerung des Herrn Dr. rer. pol. Thomas Dingstäde, Sohn des Senators Dingstäde.

Wenn der dreiunddreißigjährige Mann mit dem hageren, glattrasierten Gesicht und den breiten Falten um das Kinn noch einen Augenblick über die Richtigkeit seiner Beobachtungen im Zweifel gewesen wäre, dann konnte ihm das nächste Erlebnis, das er nach einigen Schritten haben sollte, nicht mehr über die allgemeine, gesellschaftliche Stimmung im Zweifel lassen. Ein kleiner, dicker Herr, der sehr energisch auf seinen breiten Füßen stand, während das Beinkleid kaum bis zu den Knöcheln reichte, grüßte lachend und meinte: „Das haben Sie großartig gemacht, mit Nord-Venedig, Herr Doktor! Witz, Geist! Darauf kommt alles an.“ Thomas wurde durch diese überaus herzliche Anrede sonderbar berührt. Der so zu ihm sprach, war der Rechtsanwalt Doktor Rudolf Cohn, Mitglied der Bürgerschaft. Thomas sah in die Augen des Sprechers, die zu Strichen zusammengekniffen waren; er sah weiter, daß dieser Sprecher zu einem jungen Mädchen mit einem krausen Haarbogen über der hohen Stirn, mit einer spitzen Nase und

großen, honigfarbenen Augen eine pathetische Handbewegung machte, während er sagte: „Sie erlauben, Herr Doktor, Herr Doktor Thomas Dingstäde, meine Schwester Edith."

Thomas fing den prüfenden Blick des jungen Mädchens auf. Er sah einen Moment in dieses bleiche Gesicht, und das Empfinden, das ihn anfangs überkommen hatte, jenes Gefühl, „was soll diese Aufdringlichkeit", verlor sich bald. „So ungefähr muß Rahel Levin oder die Henriette Hertz gewirkt haben", dachte er und hörte neugierig auf die Artigkeiten, die ihm über seinen Artikel gemacht wurden. „Mein Bruder ist ganz voll von Ihren venezianischen Spitzen", sagte sie mit einer leisen, verhüllten Stimme, „er zitiert den ganzen Tag aus der Abhandlung. Sie können eigentlich sehr stolz darauf sein; mein Bruder ist doch wohl der bedeutendste Politiker in Hamburg."

Wieder dachte Thomas im Augenblick daran, daß das Zusammenhalten in den Judenfamilien sprichwörtlich sei; daß jüdische Schwestern jede Handlung ihrer Brüder, wenn es irgend angängig ist, loben werden. Aber er wußte auch, daß Edith Cohn mit dieser Bemerkung nicht unrecht hatte. Doktor Rudolf Cohn war einer der wenigen Leute von Geist, die in der Hamburger Bürgerschaft saßen. Außerhalb der Stadtgrenze freilich wußten von seiner Tätigkeit nur ein paar Staatsrechtslehrer, die seine kluge Gelegenheitsschrift über die

Frage, ob die Bürgerschaft ein Parlament sei oder nicht, flüchtig gelesen und die Meinung, die er durch Gründe vertrat, als eigene Meinung in ihre Bücher aufgenommen und mit der Fußnote versehen hatten: „so auch Rudolf Cohn a. a. O." Thomas kannte den gleichaltrigen Politiker schon von der Schule her.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Cohn, und ebenso Ihnen, Herr Doktor", entgegnete Thomas leise und strich mit der hageren Hand nervös über den hohen Nasenrücken, „aber ich glaube, Sie nehmen meinen Artikel zu tragisch. Es handelt sich hier doch nur um einen alten Historikerscherz; man spürt in einer vergangenen Zeit die Merkmale der eigenen Zeit auf, und, als Fabel gewissermaßen, trägt man die Fehler der eigenen Zeit im Gewande der alten vor. Ich bin bestenfalls ein Quidde-Epigone. Als ich aber meine Arbeit beendigt hatte, da mußte ich mir sagen: es würde lohnender sein, anstatt über amüsante Vergleichspunkte zu schreiben, über die Gegensätze der beiden Städte zu sprechen."

„Und das wäre in der Hauptsache?" fragte Edith Cohn, indem sie den Kopf in der tiefen Pelzboa langsam Thomas zuwandte. Sie öffnete ihre Augenlider sehr weit, und Thomas glaubte, eine gewisse Absichtlichkeit zu erkennen. Aber ihre Augen waren sehr schön.

Dann entgegnete er: „Vieles, nur ein Punkt fällt mir beſonders in die Augen.“

„Das wäre?“ fragte nun auch Rudolf Cohn, während er vom rechten Fuß auf den linken trat und die Nebelfeuchtigkeit aus ſeinem Schnurrbart wiſchte.

„Der Geſchmack, der von der venezianiſchen Regierung bewußt gepflegt, und deſſen Pflege in Hamburg bewußt vernachläſſigt wird.“

Edith Cohn zuckte die Achſeln ganz unmerklich. Aber auch der Anwalt, der Realpolitiker, hatte auf dieſe Antwort nicht gerechnet. Man wußte in Hamburg, daß Rudolf Cohn ſeine graphiſche Sammlungen beſaß. Man wußte, daß er Geſchmack hatte. Aber die Idee, daß eine Regierung ſich um künſtleriſche Fragen kümmern, daß ſie daran denken ſollte, durch Erziehung, Beiſpiel und Geſetze „das kulturelle Niveau zu heben“, wie es ſonſt in den Denkſchriften über das Schulweſen hieß, erſchien ſelbſt dem Klügſten unfähig, je verwirklicht werden zu können. So ſagte Rudolf Cohn, M. d. B., achſelzuckend: „Ja, du lieber Gott! Venedig!“

Rudolf Cohn und Edith Cohn ſchloſſen ſich Thomas unverſehens an, als dieſer den Neuen Wall weiter hinaufging. Edith Cohn in ihrer ſchlanken, vollen Figur hielt mit Thomas Schritt. Der Anwalt aber pendelte mit ſeinen kurzen Beinen raſcher und atmete ſchwer. Ab und zu blieb er ſtehen, faßte Thomas bei einem Knopf ſeines Pel-

zes und begann auf ihn einzureden. Dann wartete Edith wie gleichgültig bei dieſer Gruppe; ſie kroch wohl tiefer in ihre Boa hinein und hielt den großen Muff vor das Geſicht, ſo daß nur die bernſteinfarbenen Augen drüber wegſahen. An ſich liebte Thomas es nicht, an der Ecke einer Straßenkreuzung ſtehenzubleiben und dadurch den Fußgängerverkehr zu erſchweren. Er war peinlich berührt von dem Gedanken, daß er eine Anzahl von eilenden Menſchen zwinge, um dieſe Gruppe einen Umweg zu machen. Das reizte ihn zu vorübergehender Mißſtimmung, aber er blieb ſtehen, als ſein Blick zufällig den Blick von Edith Cohn getroffen hatte. Ein eigener maleriſcher Anreiz, wie er ſelbſt dachte, zog ſeine Augen wieder zu dieſem perlblaſſen Geſichtchen hin, deſſen helle Augen aus einer Woge von Pelzwerk heraus ruhig und prüfend ſeine Lippen beobachteten.

Als Thomas wieder das Wort „Geſchmack“ gebraucht hatte, antwortete Doktor Cohn ein wenig haſtig: „Lieber Herr Doktor, es gibt wirklich heute in unſerem ſozialen Leben Dinge, deren Reformierung wichtiger iſt, als eine Kultivierung des Geſchmacks.“ Und als Thomas durch Zufall wieder Ediths Augen ſtreifte, richtete ſie ſich ein wenig empor und ſagte: „Denken Sie an das Volk, das man jetzt in Hamburg durch einen geplanten Wahlraub entrechten will.“

Thomas lächelte über die Worte, die aus

einer sozialistischen Flugschrift stammten. Und auch Doktor Rudolf Cohn lächelte ein wenig verlegen, aber er setzte hinzu: „Meine kleine Schwester treibt gefühlsselige Philanthropie, die im allgemeinen von der Partei nur aus psychologischen Gründen in Flugschriften verwandt wird. Sonst hat dergleichen mit unseren wirtschaftlichen Forderungen nichts zu tun. Aber diesmal hat Edith recht. Sie sollten sich doch noch mehr um die geplante Wahlrechtsänderung kümmern, Herr Doktor. Ich glaube, daß Sie aus der Handhabung der Sache durch die Herren da oben etwas lernen könnten. Ihr kurzer Hinweis in dem Artikel war doch eigentlich nur recht oberflächlich. Sie haben sich da gute Effekte entgehen lassen!"

Thomas bekannte, daß er sich in der Tat um die im Mai bereits erschienene Senatsvorlage über die „Änderung des Wahlrechts zur Bürgerschaft" noch nicht ausreichend gekümmert habe. „Ich habe vor einiger Zeit nur ein paar Abhandlungen in Fachzeitschriften gelesen. Mir schien damals auch das Ganze den Forderungen eines gesunden Liberalismus nicht zu genügen. Aber später kamen verschiedene Familienangelegenheiten dazwischen — und ich wurde in der Verfolgung der Angelegenheit lässiger, als ich es jetzt verantworten kann."

Edith Cohn hob den Kopf wieder ein wenig und sagte langsam, als ob sie zu befehlen gewohnt sei: „Ich gehe zu Sembrowski ins Atelier."

Der Anwalt nickte und fragte: „Wie weit seid

ihr? Meine Schweſter ſteht nämlich dem Bildhauer Sembrowski aus Bewunderung Modell", ſetzte er erklärend hinzu.

„In den groben Formen iſt alles fertig. Sembrowski beginnt mit dem Durcharbeiten. Die Sonnenanbeterin wird fabelhaft. — Sie kennen Sembrowski?" wandte ſich Edith an Thomas.

„Ich ſah nur flüchtig ein paar Sachen."

Edith Cohn ſah vor ſich hin. „Ja, ſo geht es ſolchen Menſchen. Der Kapitalismus!" Sie blickte Thomas ſehr lange an; dann reichte ſie ihm mit ausgeſtrecktem Arm die Hand, hob aber den ſo geſchaffenen Abſtand wieder auf durch ein weiches Nicken des Kopfes. „Ich hoffe Sie wiederzuſehen, Herr Doktor." Sie ſah ihn noch immer mit großen, aufgeriſſenen Augen an.

‚Das ſoll wirklich ein ehrlicher, freier Blick ſein', dachte Thomas. ‚Was ſie für merkwürdige Geſichtslinien hat! Auch Lisbeth hat ſo rundgezogene Brauen, Lippen und Naſenlinien. Aber bei Lisbeth wirkt das alles viel weniger ſtark; es erinnert dort an kleine Wellen und hier an ſüdländiſche Orchideen.'

Als Edith die Herren verlaſſen hatte, begann Doktor Cohn von neuem auf Thomas einzureden. Er faßte ihn wieder am Knopf des Pelzes und ſprach trotz der vielen und aufmerkenden Paſſanten ſo lebhaft, daß Thomas in einem Anfall von verzweifeltem Mut den Anwalt mitten in ſeiner Rede unterbrach und ihn bat, doch mit in ein ruhiges Café zu kom-

men, damit er dort dieſen klugen Ausführungen ungeſtört folgen könne.

Der Anwalt gehörte zu jener Art von Cholerikern, die durch keinen Zwiſchenruf, durch keine Unterbrechung vom Thema abzubringen ſind. Thomas wußte genau: wenn an ihn eine ſolche Bitte geſtellt worden wäre, während er eine Idee auseinanderſetzte — er wäre mit einer flüchtigen Entſchuldigung fortgegangen und hätte ſich aufs tiefſte verletzt gefühlt. Doktor Cohn faßte ihn aber nur beim Arm, drängte ihn vorſichtig über den Fahrdamm, und von Zeit zu Zeit ſtehenbleibend, den Kopf ein wenig geneigt, ſprach er ruhig weiter auf Thomas ein und drehte den Knopf ſeines Pelzes ohne Aufhören zwiſchen ſeinen Fingern.

Dingſtäde ſuchte voller Verzweiflung nach einem Teeraum oder einem ruhigen Café. Aber er fand nichts. Zufällig glitt ſein Blick über den Toreingang eines Hauſes, in dem große Plakate angebracht waren; Auktionsplakate. Der Auktionator verkündete, daß er heute, in ſeinem Geſchäftslokal, den Nachlaß des Fräulein Clariſſe O'Sun, zuletzt wohnhaft im Maria-Magdalenen-Kloſter, im Auftrage der Erben verſteigern werde. Thomas hatte die alte Dame wohl gekannt. Sie war genau ſo geweſen, wie ſich das für alte Damen, die in Stiften zu leben und zu ſterben den Vorzug haben, gehört. Hexe aus dem Knuſperhäuschen, Haube mit Bindebändern, eau de lavende und ein Herz voller Güte. Daß

ein wenig Klatschsucht dazukam, war ebenfalls in der Stiftsdameneigenschaft hinreichend begründet.

„Lassen Sie uns einen Augenblick in das Auktionslokal eintreten", meinte Thomas, als Rudolf Cohn im Begriff war, einen längeren Vortrag über das Bürgerschaftswahlrecht und den Unfug der Notabelnwahlen zu beginnen. „Ich halte es nicht mehr auf dieser nebligen Straße aus; ich bin zu nervös."

„Das tut mir aber leid", entgegnete Rudolf Cohn, riß seinen Kneifer von der Nase und hauchte ihn an, damit das Glas beim Betreten des Lokals nicht beschlug. Dann redete er, während die beiden Herren den halbdunklen Gang durchschritten, von der Notwendigkeit eines Wahlgesetzes in sozialistischem Sinne.

„Kannten Sie Fräulein Clarisse O'Sun?" unterbrach ihn Thomas, der fühlte, daß solche Unterbrechungen seinen Nachbar gar nicht störten. Es machte ihm jetzt sogar Freude, etwas zu tun, was er selbst für unmöglich hielt, was aber von der Gegenseite gar nicht so empfunden wurde.

„Nein", erwiderte Rudolf Cohn, „sie ist wohl eine weitläufige Verwandte Ihres Freundes?"

„Ja, deshalb ist sie auch in das Kloster gekommen. Senator von Halstenbeck hat das bewirkt, auf Verwendung der Familie O'Sun, trotzdem die Dame nicht eingekauft war. Und nun hat sie den O'Suns ihre Möbel hinterlassen, aus Dankbarkeit.

Die werden ſich ein paar Hamburgenſien herausgeſucht haben und laſſen den Reſt hier verſteigern."

Rudolf Cohn nickte wie geiſtesabweſend. Er kam aber von den Hamburgenſien wieder auf die Wahlrechtsordnung, die wie ein ſtärkerer Wille in ſeinem Gehirn herrſchte und alle anderen Gedanken nach kurzem Kampfe verdrängte.

2.

Das kahle Auktionslokal war kümmerlich durch hängende Petroleumlampen erhellt. An der rückwärtigen Wand des Raumes hatte man die Möbel aufgebaut: blanke Schränke aus Zuckerkistenholz, ein großes, geschweiftes Mahagonibett, ein paar Stühle mit geschwungenen Rückenlehnen und dazu jenen Kleinkram, von der Wäsche bis zum Duftzerstäuber, der bei der Auflösung eines Haushaltes als Bodensatz zurückzubleiben pflegt.

Etwa zwanzig Menschen standen in dem Saal umher und schwatzten. Es war ja keine große Auktion, keine „Occasion", wie sie es etwa nach dem Säuerlichschen Bankrott gewesen war. Deshalb hatten sich auch nur ein paar Althändler eingefunden, schmutzige Männer und megärenartige Weiber, die sich dicht über jede Stickerei beugten, jedes Leinenstück zwischen den Spitzen von Daumen und Zeigefinger prüften und über den Spiegelglanz der Möbelstücke mit feuchten Händen strichen. Einige Antiquare waren da, kleine Galoppiers, die bald erkannt hatten, daß die Familie nichts Wertvolles versteigern ließ, und die sich lieber in der Ecke des Lokals schmutzige Börsenwitze erzählten.

Der alte Auktionator mit ſeinem ſorgfältig gepflegten Velasquezgeſicht und dem grauen Künſtlerhut hatte gerade eine Reihe von Gebrauchsgegenſtänden zu einem Objekt zuſammengeſtellt und ſchlug das Ganze für wenige Mark einem alten Weibe zu.

Thomas war dieſen Vorgängen mit neugierigem Intereſſe gefolgt. Er erinnerte ſich, wie er als Pennäler mit Henry F. zuſammen gegenüber dieſem Schrank aus Zuckerkiſtenholz geſeſſen und bisweilen bei der alten Dame Kaffee getrunken hatte. Sie hatte den Kaffee eingegoſſen aus einer alten Porzellankanne, die mit bunten Ranken, mit gefühlvollen Denkmälern bemalt war, und hatte die Geſchichte dieſer Kanne erzählt: der Herzog von Sachſen-Gotha hatte ſie ihrem Großvater geſchenkt. Thomas mochte dergleichen Geſchichten gern hören. Aber Henry F. hatte damals ſofort gefragt, ob von den anderen Bekannten der Tante dieſes ſchöne Stück ebenſo gewürdigt werde. Es ſei doch anzunehmen, daß die Tante Verkehr mit der Nachbarſchaft habe; er ſähe beiſpielsweiſe vom Garten des Stiftes aus immer ſo hübſche junge Mädchen aus Häuſern mit grünen Rollvorhängen herüberſehen. Weshalb man dieſe Damen denn nie hier im Stift ſähe.

Und während Henry F. dem Freunde zublinzelte, faltete die alte Tante Clariſſe die Hände, ſtöhnte ein wenig und murmelte: „Die armen, armen Geſchöpfe! Und du gutes Kind, Gott er-

halte dir deine Unschuld!“ Diese Unterhaltung wiederholte sich jedesmal, und die einzige Abwechselung, die Henry F. hineinbrachte, waren genaue Beschreibungen mehr oder weniger verdeckter Reize der „kleinen Pensionärinnen der Nachbarstraße“, wie er zu sagen pflegte.

Die Antiquare, die Doktor Rudolf Cohn erkannt hatten, begrüßten ihn sehr höflich, so daß der Anwalt notgedrungen mit seinen Wählern ein Demagogengespräch anknüpfen mußte. Bald erscholl aus der Ecke ein freundliches Meckern und Lachen: Rudolf Cohn hatte wohl wieder einen seiner glänzenden Witze gemacht, die seine Wiederwahl und eine „Unsterblichkeit unter Lebenden“ — wie er zu sagen pflegte — sicherstellten.

Thomas hörte zu, wie ein Stück nach dem anderen verkauft wurde. Die Zuschläge erfolgten rascher, meist schon nach dem dritten oder vierten Gebot, und die Objekte wurden immer weniger fesselnd.

Auf einmal zuckte Thomas ein wenig zusammen. Der Gehilfe des Auktionators hatte etwas aus dem Zuckerkistenschrank genommen und seinem Herrn gereicht. Der hielt das Stück in die Höhe. Es war eine Kaffeekanne.

„Das wird die Herren Antiquare interessieren“, begann der Auktionator, „eine Kaffeekanne, reizendes, altes Stück. Ornamental bemalt. Gezeichnet W.

Nach meiner Kenntnis alſo Wegeli. Was wird geboten?"

Von der Gruppe aus der Ecke her drang wieder ein Gelächter in den Saal. Man hörte Doktor Cohns ſingende Stimme, und hörte das wackelnde Lachen der Männer. Ein kleiner, ſchwarzer Jude, der ſehr ſtolz auf ſeinen bedeutenden Glaubensgenoſſen war, wandte ſich raſch dem Auktionator zu: „Ach, laſſen Sie uns in Frieden. Das Ding hat nicht mal bei Wegeli geſtanden. Das iſt ganz gemeines Thüringer Zeug. Wallendorf oder ſo etwas." Dann horchte er wieder auf die zugeſpitzten Geſchichten des Anwaltes, während ſeine Augen in einem einzigen, hellen Waſſerglanz zu ſchwimmen ſchienen.

Aber der Auktionator ließ ſich nicht ſtören. „Ein prachtvolles Stück, eine ſeltene Gelegenheit. Schon allein die Inſchriften; ſehen Sie her, hier ein Totenkopf mit den Worten: ‚Scheue ihn nicht.' Hier das Monument mit der Inſchrift: ‚Schwarzbrot und Freiheit.'"

„Kaffee wird er wohl auch noch bei der Freiheit gehabt haben", meckerte eine der Althändlerinnen mit roten Triefaugen, und die anderen lachten.

„Nun, was wird geboten?" fragte der Auktionator wieder und hielt die Kanne am Henkel in die Höhe. „Kein Gebot?"

Durch Thomas' Gehirn zogen all die Erinnerungen. An die große ſteinerne Auffahrt des

Damenſtiftes, an die kahle Halle und die weißen Flure; das Ganze glich ein wenig dem Eppendorfer Krankenhaus. Die Domina, die ſogar im Staatshandbuch ſtand, ging zuweilen über die Flure, mit einer Würde, wie ſie ſie bei der Domina von Doberan oder vom Kloſter Lühne vermuten mochte.

„Eine Mark", rief die Frau mit den Triefaugen und nickte, daß die ſchwarze Paillettengarnitur ihres Kapottehutes blitzte.

„Eine Mark, meine Herren, ein Stück echtes Wegeli." . . . . In den Korridoren des Kloſters roch es immer nach Kaffee. Nach ganz verſchiedenem Kaffee, das konnte ein Kind merken. Bei Fräulein O'Sun roch es ſogar nach verſchiedenen Arten von Kaffee, denn ihr Onkel Theodor war Makler, und der hatte ihr immer die Proben abgegeben. „Clariſſe iſt unbeſtändig in Geſchmacksfragen", ſagte Ida Troſtüffel, deren Bruder der Chef von Troſtüffel & Co. war. Kaffee en gros. Ida Troſtüffel ſagte das auch nur aus Bosheit, denn ſie wußte ganz genau, daß die arme Clariſſe die Proben auftrinken mußte, die ihr Onkel Theodor an jedem Erſten durch einen Kontorjungen zuſandte. Clariſſe wurde dem Jungen grob, wenn die Sorten gar zu minderwertig waren. Aber dem Onkel Theodor bewahrte ſie eine innige Dankbarkeit, und der Junge, ſo hoffte ſie, würde glauben, daß ſie den Kaffee bezahlte, weil ſie ſchimpfte. Aber

der Junge war nicht so dumm. Nur wußte das wieder Fräulein Clarisse nicht; sonst hätte sie gemeint, eine Ehrenminderung erlitten zu haben . . .

„Eine Mark und fünfzig", rief Thomas, und er wunderte sich über seine eigene Stimme, die so verlassen im Saal klang. Der Auktionator wunderte sich, die alten Weiber wunderten sich und selbst der eine oder der andere der Galoppiers sah erstaunt zu der Gruppe hinüber, aus der eine unbekannte Stimme gedrungen war.

„Eine Mark und fünfzig sind geboten!" Die Rede des Auktionators wurde durch eine Lachsalve aus der Ecke der Antiquare unterbrochen. Doktor Rudolf Cohn hatte sich einen seiner Kapitalwitze für den Schluß der Unterredung aufgespart gehabt, um sich einen wirkungsvollen Abgang zu sichern.

„Eine Mark und fünfzig zum ersten . . ."

Rudolf Cohn schüttelte dem alten Löb die „reichberingte Vorderhand", wie er sagte. Löb hatte nämlich mit Pferden gehandelt, ehe er zu den Antiquitäten überging. Er war sehr geschmeichelt, daß er allein diesen „Witz" verstehen konnte; er freute sich darauf, ihn seinen Kollegen „autentisch zu interpretieren", wie es die Juristen nennen.

„Zum zweiten . . ."

„Vergessen Sie nicht, Herr Doktor: alte Sachen und neue Ideen", witzelte der junge Hirsch, und Doktor Cohn tat, als ob diese Bemerkung für ihn ein Leuchtturm der Erkenntnis geworden sei.

„Zum dritten.“ Der Auktionator ſchlug zu. „Da haben Sie aber gut gekauft, mein Herr. Kann ich nur gratulieren. Auf welchen Namen, bitte?“

„Doktor Thomas Dingſtäde, Harveſterhuder Weg.“

Durch die Anweſenden ging eine Bewegung. Das alte Weib mit dem Kapottehut ſtieß ſeine Nachbarin an. Ein paar Hälſe reckten ſich vor. Selbſt der Auktionator hob ſeinen grauen Flaus ein wenig, nachdem er ſeine ganze Würde zuſammengenommen hatte, um ſeine Hochachtung nicht merken zu laſſen. So grüßte er dann, wie der Mann von Diſtinktion den unbekannten Standesgenoſſen grüßt, und ſagte: „Herr Doktor Dingſtäde, ſehr wohl, Herr Doktor. Ich ſchicke die Kanne heraus. Sie wohnen ja wohl neben Herrn Senator. Danke, ja. Wirklich ſchönes Stück.“

„Ich nehme das Ding der Einfachheit halber lieber gleich mit“, entgegnete Thomas und erlegte Zahlung und Kavelingsgeld. Der Gehilfe des Auktionators gab dem jungen Herrn eine Zeitung, in die Thomas die Kanne einwickelte. Er griff nach dem Henkel und preßte ihn ſo ſtark, daß er durch das Papier durchguckte. Nun hatte die Sache wenigſtens Halt. Als Thomas zufällig einen Blick auf die Zeitung warf, leuchtete ihm ſein Artikel „Nord-Venedig“ entgegen . . . „Die ohne Verſtändnis, nur nach den Beweggründen der Mode, Berechnung und Eitelkeit zuſammengekauften Kunſtſchätze der Beſitzenden . . .“ Thomas mußte lachen.

Dann verließen Doktor Cohn und Thomas den Raum. Sie ſtiegen die glitſchige Treppe wieder hinunter auf den Hof; ſie fühlten ſich wieder wie die Taucher, die auf den Grund eines Fluſſes hinabgeſtiegen ſind und dort eine andere Lebewelt vorfinden. Hinter ihnen raunten Stimmen her. „Der Sohn vom Portweinzinater.“ — „Der junge Dingſtäde.“ — „Der heute den Artikel in der Zeitung geſchrieben hat.“ — „Na, da wird der Alte ſich auch nicht högen.“ Nach einiger Zeit bemerkte der alte Löb: „Wenn die Kanne nun doch Wegeli geweſen wäre . . .“

„Nu, wenn ſchon“, antwortete der junge Hirſch. Aber Siegfried Bilz ſchüttelte den Kopf.

„Woher weißt du?“ fragte ihn ſein Onkel Löb.

„Weil ich ſie bei der alten O'Sun geſehen habe. Thüringer Zeugs, violette Farben. Wallendorf.“

„Hätte man ſie nicht als Wegeli weitergeben können?“

„Nu, wenn ſchon . . .“

Unter dem Torbogen fing Doktor Cohn von neuem an, über die Notwendigkeit einer Wahlrechtsänderung zu theoretiſieren. Die ſich kreuzenden, trüben Lichtwogen, die von der Straße und aus dem Auktionslokal kamen, verzerrten das Geſicht des Anwalts unleidlich. Es ſchien Thomas im Augenblick, als ob der Zufall alle Tünche von dieſem klugen Antlitz genommen hätte, als ob ihm durch merkwürdige Umſtände die ganze, zielloſe

Leidenſchaftlichkeit dieſes überaus begabten Mannes klar würde. Er begriff, daß Rudolf Cohn leidenſchaftlich war, weniger aus Überzeugung, der Idee wegen, die er verfocht, ſondern vielmehr aus Naturanlage, Geblüt und Raſſe.

Er faßte die Kaffeekanne feſter und ging neben dem Anwalt her. Die Herren überſchritten den ſpiegelnden Jungfernſtieg, und trotteten über den dunkelen Neuen Jungfernſtieg an der Alſter entlang. Alles um die beiden einſamen Fußgänger war Feuchtigkeit, ſchimmelige Luft. Weder die Weite des Alſterbeckens, noch die Anlage der Gärten oder die Pracht der alten Bäume war nur zu ahnen. Alles war hier draußen weiße, farbloſe Bläſſe, und der iriſierende Glanz, wie ihn der Nebel in der Innenſtadt hatte, war verſchwunden. Thomas dachte, daß Gips ſo ausſehen müſſe, wenn man ihn verflüſſigen könnte.

Und in dieſe gipſige Luft hinein ſprach Rudolf Cohn. Haſtig, ſchrill, dann wieder ruhig und beinahe zart. Er fuhr mit ſeinen kurzen Fingern durch den krollhaarigen Backenbart, daß es unter ſeinen breiten Nägeln knackte. Und die Beine mit dem allzu kurzen Beinkleid ſchlenkerte er zur Seite wie ein Rückenmärker.

„Nord-Venedig, lieber Doktor. Die Wahrheit kam Ihnen im Spiel. Sie wiſſen nicht, daß Sie beginnen, die Zeittragödie der jungen Leute Ihres Standes zu erleben.“

Thomas klammerte ſich feſter an die Kaffeekanne. Er fühlte deutlich: Jetzt kommt eine böſe Wahrheit. Aber er fragte ganz ruhig: „Was für eine Tragödie?“

„Die Tragödie des liberalen Sohnes aus reaktionärem Hauſe.“

Thomas antwortete nicht. Er fühlte nur, daß er ſich dieſem Doktor nicht unterordnen wollte und brauchte. Er nahm jedoch eine Einladung von ihm für den kommenden Sonnabend abend an, wo der Anwalt über die Wahlrechtsänderung im Gewerkſchaftshauſe ſprechen würde. Rudolf Cohn pflegte ſeine Zuhörer nicht zu langweilen.

Thomas war infolge der Unterhaltung im Nebel einige Häuſer zu weit gegangen. Nachdem er ſich verabſchiedet hatte, mußte er umkehren, und als er durch den Vorgarten zum Hauſe ſeines Vaters hinaufſtieg, durchdachte er dieſe merkwürdige Begegnung. Es war ſo ſeltſam.

Friedrich öffnete die Tür. „Raſch, Herr Doktor, die Herrſchaften ſind ſchon bei Tiſche.“ — „Herrgott.“ Thomas fuhr zuſammen.

„Um halb acht ſollte gegeſſen werden. Jetzt iſt es gleich halb neun.“

„Um halb acht? Ich dachte um acht.“

Thomas beſchloß, die Lage durch einen Scherz zu retten. Er nahm ſeine Kaffeekanne unter den Arm, als die Tür zum Speiſeſaal geöffnet wurde, hielt er das kleine Prachtſtück vor ſich und

ſagte lächelnd zu ſeinem Vater: „Beim Einkauf dieſes kleinen Kunſtwerkes habe ich mich verſpätet. Verzeih.“

Der Senator ſah ihn kalt an. „Ich hörte bereits durch Frau Senator von Halſtenbeck, daß du mit Doktor Rudolf Cohn und einer Dame noch über den Neuen Wall gegangen ſeiſt, als die Damen ſchon hierherfuhren. Du ſcheinſt Wichtiges mit ihm beſprochen zu haben.“

Thomas antwortete nicht. Er erinnerte ſich aber, daß er die beiden Cohns erſt einige Schritte nach der Begegnung mit dem Halſtenbeckſchen Wagen getroffen hatte. Alſo hatte man ihn vermutlich durch das rückwärtige Fenſter des Wagens beobachtet. Auch gut.

Er küßte ſeiner Mutter, die wie immer bei „zwanzig Perſonen im Hauſe“ das graue Seidenkleid trug, die Hand, nahm ihren vorwurfsvollen, etwas ſturen Blick entgegen, und verbeugte ſich nach allen Seiten; er hätte am liebſten den zwanzig Leuten, die hier zwiſchen Kriſtall und Orchideen tafelten und ihn jetzt mit einer Miſchung von Scheu und Frechheit anſahen, die Zunge ausgeſtreckt und ihnen zugerufen: „Euch hab' ich mit Venezianern verglichen! Wie dumm war ich! Ihr ſeid ja nichts als reichgewordener Mob.“

Auch ſeiner Frau küßte er die Hand. Sein Platz war neben ihr. Sechs Wochen nach der Hochzeit

ſetzt man in Hamburg die jungen Paare noch zuſammen. Er ſuchte ihren Blick. „Wie geht es dir?“

Sie ſah ihn langſam an. „Ich verſtehe dich nicht. Eine Stunde zu ſpät zu kommen, und dann nicht einmal im Frack.“ Thomas ſtellte die Kaffeekanne vor ſich hin. Die Gäſte ſchnitten Geſichter, und Thomas fühlte ſich wieder in einer Luft voll von Gips.

Der Hamburger Nebel hat ſeine eigene Pſychologie.

3.

Frau Senator von Halſtenbeck war eine geborene Lion, die Tochter von Siſſi Lion, dem Vetter zweiten Grades — oder wie es in Hamburg heißt: „Großvetter“ — des Antiquars Löb. Aber Frau Senator war ſchon als Kind getauft und angliſiert. Deshalb hatte die Tochter der Frau Senator auch einen unſagbar duftigen, blonden Hauch um ſich, hatte ein mäßiges Dekolleté, eine weiße, glatte Haut und kalte, kornblumblaue Augen. Deshalb war dieſe Amélie von Halſtenbeck antiſemitiſch und legte Wert darauf, die Herren des mecklemburgiſchen Landadels ſchlechter zu behandeln, als es notwendig und in guten Kreiſen üblich iſt.

Sie hatte bei Tiſch links von Thomas geſeſſen, und jedesmal, wenn er ſie anſprach, wandte ſie den Kopf, als ob ſie ſagen wollte: „Was wollen Sie denn eigentlich? Ich bin Amélie von Halſtenbeck; mein Vater iſt der Präſes der Finanzdeputation, und ich intereſſiere mich nicht für Leute, die derartige Artikel ſchreiben wie Sie.“ Nur einmal fragte ſie und tat dabei beſcheiden wie ein Backfiſch: „Es muß doch ſchön ſein, wenn man ſo klug iſt wie Sie!“ — Thomas antwortete mit einer abwehren-

den Freundlichkeit. Als er ſich dann wie hilfeſuchend zu ſeiner Frau wandte, ſah dieſe beſchämt auf den Teller und in ihren Augen hingen ganz kleine Tränen. Sie ſprach nicht. Nur nach der getrüffelten Poularde ſagte ſie raſch: „Wie konnteſt du ſo etwas ſchreiben?“

„Haſt du es geleſen?“

„Nein, aber alle Leute ſprechen davon.“ Dann blickte ſie wieder ſtumm vor ſich hin.

So blieb denn Thomas nur die Kaffeekanne, die er mit einer verzweifelten Innigkeit immer wieder anſtarrte, bis Henry F. unter großem Hallo ihre Herkunft feſtſtellte. Da ließ Thomas ſie durch Friedrich in Sicherheit bringen.

Als die Herren ſich nach Tiſche in das Rauchzimmer zurückgezogen hatten und in Gruppen vor den vielen geöffneten Zigarrenkiſten und vor den Likörflaſchen plauderten, machte der Senator den Wirt. Er bot die ſchweren Importen neueſter Ernte mit ein paar freundlichen Worten an und ſprach dann über das Wetter und die letzte Senatswahl, in der Edmund Sötebyr, Hüte en gros, in den Senat gewählt war. Als ſich die Herren inzwiſchen in den großen Klubſeſſeln gruppiert hatten und die Unterhaltung in Fluß war, legte der Senator ſeinem Sohne leicht die Hand auf die Schulter und ſagte halblaut: „Ich möchte nachher mit dir ſprechen.“

Thomas neigte den Kopf ſehr verbindlich und antwortete ebenfalls mit halblauter Stimme: „Gern,

Papa.“ Dann unterhielt man ſich über allerlei kleine und große Skandälchen, bis die Herren ſich kurz vor dem Aufbruch in den Louis-Seize-Salon der grauſeidenen Frau Senator begaben, um flüchtig, gleichſam im Stehen, Tee zu trinken und ſo läſtiger Ritterpflicht zu genügen. Frau Senator Dingſtäde ſprach davon, daß die Ex-Kaiſerin Eugenie von Frankreich eine Villa am Harveſtehuder Weg haben ſolle und zuweilen inkognito nach Hamburg käme. Düſternhagen hätte es geſagt. Das war der Lagermeiſter des Portweinſenators.

Und Frau Senator Louiſe Dingſtäde blickte wie verklärt auf Amélie von Halſtenbeck, weil die die erſte war, deren Augen ſie erwiſchen konnte. Amélie ſtrich mit den Fingerſpitzen unter dem Rand ihres Halsausſchnittes entlang und ſah kalt und berechnend vor ſich hin. Sie lächelte aber, als die Frau des Präſes der Deputation für Handel und Schifffahrt ſo beſeligt von der Kaiſerin Eugenie ſprach, mit einem bemitleidenden Ausdruck; ſie faßte ihren Eindruck ſogar in boshafte Worte, die ſie aber wieder in eine feige Beſcheidenheit einwickelte, als ſie ſagte: „Die Arme! Wie doppelt ſchwer muß es ihr, der Entthronten, werden, Haus an Haus mit den Herrſchern zu wohnen.“

Frau Senator Dingſtädes Augen blühten auf. Dann errötete ſie und ſagte: „Aber, Fräulein Amélie!“

Amélie von Halſtenbeck richtete ihre ſtarren

Saphirblicke auf die Gaſtgeberin. Sie kreuzte die Arme über der Bruſt und legte die Hände unter die Achſelhöhlen. Dadurch bauſchte ſich das Kleid ein wenig. Sie entgegnete langſam, halb erſtaunt, als ob ſie etwas Selbſtverſtändliches ſage, indem ſie die ſchmalen, graden Lippen zu kräuſeln ſuchte: „Aber Frau Senator, das wiſſen wir doch alle; der wahre König von Hamburg iſt der Präſes der Deputation für Handel und Schiffahrt.“

Dann ſtand ſie klug und überlegen auf, trat an ihre Freundin, Frau Doktor Dingſtäde heran und gab der alten Senatorin vollauf Gelegenheit zu flüſtern: „Is doch ein klein nette Deern, die Amélie.“ Die ſo Beredete legte indeſſen ihre Hand um die nackte Schulter der Freundin und winkelte das Knie leicht an. Der roſa Voile rieſelte blütenzart von ihrem Oberſchenkel hinab.

Frau von Halſtenbeck überhörte die Bemerkung der Frau Senator Dingſtäde mit ſelbſtbewußtem Stolz. Sie wußte, was ſich ſchickt. Und ſie wußte, daß Amélie das zu jeder Senatorsfrau ſagte. Nur wechſelte ſie die Deputationen entſprechend, ja, ſie hatte geſtern dieſelbe Bemerkung ſogar der Senatorin für das Beleuchtungsweſen, Frau Eliſabeth Pinkernelle, ohne zu erröten, in das Geſicht geſagt, und damit die Aufnahme der alten Halſtenbeckſchen Scheuerfrau in das Schröderſtift erwirkt. Amélie von Halſtenbeck liebte wohlzutun, wenn es nichts koſtete.

Dann wurden die Wagen gemeldet; zuerſt Halſtenbecks zu großer Traber, der immer plattfüßig auf das Pflaſter ſchlug, nie vorwärtskam, mit dem ſpiegelblanken Coupé. Amelie huſchte in dem bordeaux-roten Abendmantel noch einmal in den Salon, küßte Liesbeth Dingſtäde und flüſterte: „Du armes, armes Herz. Wie furchtbar iſt das alles.“ Und dann lief ſie wieder hinaus und raffte Mantel und Kleid, damit ſie nicht ſtolperte; ſie lief faſt ein wenig japaniſch-kindlich, als ſie den Raum verließ.

„Sie iſt ſo reizend und ungeniert. Ein klein, ſüße Deern“, nickte Frau Dingſtäde. Nur Henry O'Sun machte ganz leiſe im Hintergrunde eine Bemerkung, die Amélie von Halſtenbeck zwar weniger mädchenhaft, aber um ſo intereſſanter hinſtellte.

Nach einer Viertelſtunde hatten ſich die letzten Gäſte empfohlen. Thomas Dingſtäde ſtand nervös vor einem großen Spiegel, als ſeine Mutter auf ihn zutrat und ihre fette, kleine Hand mit den vielen, altmodiſchen Ringen auf ſeinen Arm legte. „Ich glaube, Thomas“, ſagte ſie, und ihr ganz ſcharf friſierter, grauer Kopf nickte behutſam, „du wollteſt noch eine Unterhaltung mit Papa haben. Sei, bitte, nicht zu ſehr erregt. Du weißt, Papa iſt in letzter Zeit ſehr überarbeitet. Das Geſchäft und die Arbeit in der Deputation. Die kleine Amélie hat ganz recht. Der Präſes der Deputation für Handel und Schiffahrt iſt der König in Hamburg. Aber er hat auch königliche Pflichten. Rege Papa nicht zu ſehr

auf. Und wenn er etwas verlangt, dann tu das auch. Tu es mir zu Gefallen, mein Jung. Friedrich bringt Liesbeth hinüber. Gute Nacht." Und dann ging die Frau Senator in die Pantry, um Friedrich entsprechende Befehle zu erteilen.

Liesbeth gab ihrem Mann die Hand: „Gute Nacht. Ich habe dir nichts weiter zu sagen. Ich verstehe dich nicht." Liesbeth Dingstäde hob den Kopf. Sie war sehr groß und sehr mager. Nun hob sie den langen, dünnen Hals mit dem Gesicht, dessen Ausdruck hübsch war, aber das man wegen der allzu runden Linien der Sinneswerkzeuge und der übermäßig hohen Brauen nicht in der Erinnerung festhalten konnte, raffte mit der langen, mageren Hand die Schleppe und ging, leicht vorgeneigt, aus dem Saale; Thomas sah, während sie hinausging, ihre stark hervortretenden Schulterblätter. Er hoffte, daß sie sich in der Tür umwenden würde, aber sie dachte nicht daran. Sie ging hinaus wie ein russischer Windhund: lang, schleichend, gleichgültig, aber trotzdem merkwürdig und rassig.

Thomas fühlte eine schmerzliche Rührseligkeit, ein Gefühl von peinlicher Hörigkeit, daß er seiner Frau noch mit Interesse nachsah. Er schalt sich wegen dieser Schwäche, ging nachdenklich durch das Rauchzimmer und schob die große Glastür beiseite, die diesen Raum von dem Arbeitszimmer seines Vaters trennte.

Senator Thomas J. Dingstäde saß vor seinem

Schreibtisch; das Licht der niedrigen, grünbeschirmten Lampe fiel auf ein ausgebreitetes Zeitungsblatt, und auf diesem Zeitungsblatt lag der Kneifer, dessen sich der Senator in den letzten Jahren bedienen mußte. Als Thomas die Glastür wieder schob, bog der alte Dingstäde die Gläser des Kneifers auseinander und ließ sie langsam wieder zusammenkommen. Er wies dann mit dem Glas auf einen Ledersessel, der neben dem Schreibtisch stand und sagte: „Bitte."

Thomas kannte dieses „Bitte". Damals, als seine Schulzeugnisse auf dem Wilhelmgymnasium nichts getaugt hatten; als er während seiner Dienstzeit bei den Düsseldorfer Husaren Schulden machen mußte; als er dem Vater erklärte, daß er Nationalökonomie studieren wollte; als er sich mit Liesbeth Vaderson, der Tochter des Reeders Vaderson, verloben wollte; immer dieses kalte „Bitte", das auch nicht einen Funken von den Gefühlsregungen durchklingen ließ, die den Senator beschäftigen mußten.

Thomas setzte sich und zog die Beine unter den Stuhl. Er sah, daß der Vater das gleichmäßige strenge Gesicht aufgesetzt hatte, das ihm immer in den Augen des Sohnes einen Hauch von Kälte gab; er sah die korrekt, fast langweilig gebundene Krawatte, wie aus Holz geschnitzt, eckig, unbiegsam.

Dann hob der Senator den Kopf ein wenig und warf von unten einen lauernden Blick zu sei-

nem Sohne hinüber. Prüfend, ein wenig poſierend — ganz Portweinpolitiker, wie ihn Doktor Rudolf Cohn bei der Beratung des Beamtenbeſoldungsgeſetzes genannt hatte.

Endlich hob er den Kopf ganz, ſtrich mit dem Augenglas über den Zeitungsbogen und ſagte langſam: „Der Grund, der mich dich zu dieſer Ausſprache bitten läßt, wird dir ja bekannt ſein. Willſt du dich einmal über deine Orakelſprüche in dieſer Zeitung erklären. Sie ſtammen doch jedenfalls von dir?“

Thomas nickte. Dann ſchlug er das linke Bein über das rechte, faltete die Hände über dem Knie und ſah in die Dunkelheit. Er fühlte, daß er raſcher atmete; darüber ärgerte er ſich. Die große, frieſiſche Uhr tickte, und im Salon ließ Friedrich die eiſernen Rolläden herunter.

„Allerdings“, ſagte Thomas nach einiger Zeit; „der Artikel ſtammt von mir.“

„Und“, — der Senator ſtockte ein wenig, — „was ſoll das Ganze?“

Thomas ſah wieder auf ſeine Stiefelſpitzen. „Lieber Papa, ich weiß nicht, wie ich dir dieſe Frage beantworten ſoll.“ Hier ſchnappte der Doktor ein wenig nach Luft.

Aber der Senator, deſſen Geſicht ganz feſtgefroren zu ſein ſchien, entgegnete kühl: „Aber ich bitte darum.“

Thomas ſah raſch zum Vater hinüber. Als

deſſen Antlitz ſich aber gar nicht veränderte, als kein Funke liebevollen Entgegenkommens ſich in dieſem harten Blick zeigte, da bekam auch Thomas eine eigenſinnige Härte, und ſo ruhig, als ob er in der Finanzdeputation Bericht erſtatte, ſprach er jetzt über die Entſtehungsgeſchichte des Artikels.

„Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß mich in meinem geſchichtlichen Studium die Entwicklung großer Handelsrepubliken am meiſten anzog. Von Karthago bis Amſterdam. Ich ſuchte die gleichartigen Vorbedingungen zu erkennen, unter denen Handelsrepubliken entſtehen können; ſuchte die ſymptomatiſchen Erſcheinungen im Werden ſolcher Staatsweſen zu ergründen, in wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Vorgängen, und ſuchte aus dem ſo gewonnenen Reſultat auf die ewige Gleichheit der treibenden Faktoren zu ſchließen. Das iſt ein rein wiſſenſchaftliches Verfahren, das durch die deduktiv-induktive Methode vielleicht einen beſonderen Reiz hat, ja, ſogar einer gewiſſen Koketterie nicht entbehrt.“

„Sehr intereſſant“, ſagte der Senator mit leichtem Hohn und lehnte ſich an ſeinen Stuhl zurück, „bitte.“

„Dieſe Koketterie des Verfahrens war die Brücke zum Feuilleton. Denn ein ſolches ſollte es werden. Kein Leitartikel. Aber es trieb mich ein künſtleriſcher Ehrgeiz, das, was ich erforſcht hatte,

und was so scharf noch nie ausgedrückt worden ist, auch gedruckt zu sehen."

„Das verstehe ich nicht. Das Eintagsrühmchen einer Tageszeitung würde mich, wenn ich Gelehrter wäre, wenig locken. Morgen ist das Ganze bestenfalls Butterbrotpapier." Der Senator beugte sich wieder nach vorn und streckte seinen Kopf dem Sohn entgegen: „Mir wäre das, offen gesagt, nicht vornehm genug. Aber das ist Geschmacksache."

„Wenn wir hier in Hamburg eine ernsthafte künstlerische oder wissenschaftliche Zeitschrift hätten, dann hätte ich die Arbeit natürlich dieser Zeitschrift übersandt. Aber da wir diese Zeitschrift nicht haben, so erschien der Artikel in einer Tageszeitung. Ohne mein Wissen wurde er als Leitartikel gebracht."

„Aber nicht in einer rechtsstehenden Zeitung, sondern in einem Organ, das mit dem Sozialismus liebäugelt; in einem linksliberalen Blatt."

„Die rechtsstehenden Hamburger Blätter hätten diesen Artikel nie genommen."

„Warum nicht?"

„Weil das, was darin steht, wahr ist. Und Wahrheit ist immer liberal."

Das war Unsinn, aber zu einer solchen knappen Äußerung wurde Thomas durch die Gesamtlage, insbesondere aber durch die Kälte seines Vaters gedrängt. Er wußte, daß sein Vater ein gefürchteter Gegner in Geschäften war; denn alles, was er tat,

war ebenso scharf umrissen, wie das, was er forderte. Alles war unbiegsam und hart, war so unanfechtbar und korrekt, daß er auch Andersdenkende durch solche rohe Rechtlichkeit in Lagen hineindrängte, aus denen sie sich nicht wieder herauswinden konnten. Thomas fühlte, daß auch er in die Gefahr geriet, sich heute abend für die Dauer seines Lebens dem Vater gegenüber festzulegen, und deshalb überkam ihn diese verzweifelte Klarheit, der Wille, den Mann ihm gegenüber, der sich zu seinem Gegner auswuchs, von vornherein mit der gleichen harten Rechtlichkeit anzugreifen.

Der Senator war aufgestanden. Er ging in dem dunklen Zimmer auf und ab und blieb dann vor Thomas stehen. „Hübsche Demagogenphrasen! Die Wahrheit ist immer liberal! So ein Unsinn. Das riecht nach Kathedersozialismus. Ist der Nationalliberale wahrer als der Konservative, und der Freisinnige wahrer als der Nationalliberale? Ist der Anarchist endlich der Erbpächter der Wahrheit? Mußtest du erst deinen Doktor machen, um der Welt solche Vorstadtphrasen anzubieten? Ich hätte dich für begabter gehalten."

„Du mißverstehst mich, Papa. Liberal ist gleichbedeutend mit menschlich." Thomas begann sich völlig zu vergaloppieren. Die überlegene Kälte seines Vaters begann ihm doch die Sicherheit zu nehmen.

„Und dieses Blatt hat den Artikel aus Mensch-

lichkeit genommen, nicht wahr? Rede doch keinen Unſinn. Für Reklame und Senſationsmache gabſt du deinen und meinen Namen, Rang und Stellung her. Ich begreife dich nicht.“ Der Senator ging im Zimmer auf und ab. Ganz breit und verloren tickte die frieſiſche Uhr.

Dann beugte ſich der Chef des Hauſes Dingſtäde wieder über das Zeitungsblatt und las einen Abſatz halblaut vor ſich hin.

„Ein törichter, dünkelhafter Geiſt der Herrſchenden, eine kindliche Exkluſivität ſetzte zu Zeiten des Verfalls ein. Man ließ ſich — da die Republik nicht zu adeln wagte, um ſich nicht lächerlich zu machen — von deutſchen Reichsfürſten Diplome verleihen und kaufte ſich fremdländiſche Dekorationen und Titel. Dieſe Menſchen, die ſich in ihrem Kreiſe für Herrſcher, für Halbgötter anſahen, dienerten und knickten zuſammen, wenn irgendein kleiner Fürſt zu Gaſte kam. Dann gab es Feſte ohne Ende, und die feierlichen Gaſtreden waren eine Reihe ſinnloſer Lobhudeleien und Verſicherungen ewiger Ergebenheit.

Dazu hatten ſich die Geldverhältniſſe verſchoben. Der größte Reichtum war längſt nicht mehr in den Händen der Herrſchenden, ſondern eine andere Klaſſe reiner Geldverdiener war emporgeſtiegen und trotz der enggezogenen Grenzen der Verfaſſung zur Macht gelangt.“

Der Senator ſah zu Thomas hinüber. „Das iſt albern.“

„Aber es iſt ſo, Papa. In Hamburg iſt es heute ebenſo, wie es damals in Venedig war.“

„Zum Beiſpiel?“

Thomas nannte ſechs Fälle, unter anderen den ſeines mütterlichen Onkels James.

„Aber wozu das? Wenn es ſchon ſolche Dummköpfe wie James gibt, gibt es doch gottlob noch beſſere Menſchen. Was du ſchreibſt, iſt doch alles nicht typiſch! Die ewigen Vergleiche mit Venedig ſind doch auch wohl mehr aus feuilletoniſtiſchem Trieb als aus Forſcherehrgeiz hervorgegangen. Alles würde ich übrigens doch noch als Scherz auffaſſen, als ſchlechten Scherz vielleicht, den man aber deiner ſogenannten Jugend noch zugute halten könnte, wenngleich ich der Anſicht bin, daß ein Mann von über dreißig Jahren wiſſen muß, was er tut. Aber das, was du in dieſer erregten Zeit über die Volksvertretung ſagſt, über die Wahlen zur Bürgerſchaft, das iſt unerhört.“

Wieder ſchob der Senator das Augenglas mit einer Hand von der Seite auf die ſtark gebogene Naſe, drückte den linken Schildpattſteg leicht auf den linken Naſenflügel, bog dann die Feder mit Hilfe dieſes Widerſtandes auseinander, um nun das Glas mit einem kleinen Ruck vor die Augen zu ſchieben. Dann ſuchte er mit dem Zeigefinger in dem Aufſatz

und ſagte endlich: „Hier!“ Dann begann er laut und vorwurfsvoll zu leſen:

„Der erſte Grundſatz einer ſolchen ariſtokratiſchen Regierung, die ſich nur lächelnd Vertretung einer Republik nennen konnte, mußte ſein, nie einen nicht Beſitzenden in leitende Stellungen kommen zu laſſen. Es iſt ſchon vorhin geſagt worden, daß die Aufnahme eines Armen in den hohen Rat undenkbar war. Aber auch die kümmerliche Volksvertretung, die in den ſpäten Lebensjahren dieſes Gemeinweſens geſchaffen wurde, erſchien den Mitgliedern des hohen Rates noch nicht rückſtändig genug, und durch eine geheime Wühlarbeit gelang es im Jahre 1684, dem Volke die mühſam erworbenen Rechte durch geſchickt verklauſelte Geſetze wieder zu entreißen und ſo den Einfluß der ſittlich denkenden Kreiſe ganz zu hemmen . . .“

Der Senator ſuchte mit dem Finger weiter, las abgeriſſene Worte vor ſich hin und endlich ſagte er läſſig: „Natürlich, die unvermeidlichen Schlußbetrachtungen über die große Umwälzung und Napoleon, den Verächter der Kaufleute. Das iſt dein Geiſteserzeugnis.“ Dann ſchob er das Blatt beiſeite.

Und nun hob der alte Dingſtäde den Kopf. Er hob ſich aus ſeinem Stuhl und ſtellte ſich aufrecht vor den Sohn hin, der ſich ebenfalls erhoben hatte, als ſein Vater mit ſtarren Augen voller Leidenſchaft

auf ihn zutrat und sein Gesicht sich zusammenzog. „Münchner Professoren haben dir den Kopf verdreht. Du hast nichts Ernstes zu tun und kommst auf dumme Gedanken —"

Auch Thomas Dingstäde war unruhig geworden. Er hatte während dieser Worte an seinem Vater, der ihn wie einen Schuljungen behandelte, vorbeigesehen. Er dachte ganz plötzlich daran, was er heute nachmittag gehört hatte, und zwar von der Schwester des Rechtsanwalts Cohn, die sich mit ihrer gedanklichen Begeisterung für die Entrechteten eingesetzt hatte. Nun antwortete er unter abweisender Umgehung der Worte seines Vaters mit einer gewissen, gelehrten Ruhe und Überhebung, die dem Senator die Zornesröte ins Gesicht trieben: „Wenn ich glauben könnte, lieber Papa", so meinte er, „daß einer der Herrschenden in Hamburg — außer dir vielleicht und Senator Montlaperge — einen Begriff haben, was Herrschaft ist, dann würde ich mir über meinen Aufsatz Vorwürfe machen. Aber den stolzen Begriff des Herrschens, des Herrschens, das nur seiner selbst willen süß ist, kennen die Leute ja gar nicht. Sie wollen Geld verdienen. Nur Geld. Nicht Macht erringen."

Der Senator ballte die Fäuste und ging ein paar Schritte in dem halbdunklen Zimmer auf und ab. Thomas hörte, wie sein Vater schwer atmete, während die Uhr dumpf und verhalten tickte. Dann blieb der Senator wieder stehen.

„Kronprinzenliberalismus?“

„Ich denke nicht daran. Mein Denken und Handeln gehen gottlob über Hamburg hinaus. Mein Feld ist die Welt. Und meine Beweggründe sind rein und anständig.“

Wieder ging der Senator auf und ab. „Anständig ist nichts, was für den Sozialismus Partei nimmt. Diese Ansicht ist falsch, aber es ist die einzige, mit der sich arbeiten läßt. Eines der ‚als ob‘, mit denen man allein weiterkommt. Die größten Erfolge beruhen auf bewußten Irrtümern. Siehe die katholische Kirche. Der Kathedersozialismus hat nur den Wert, daß man sich im tätigen Leben gründlich von ihm freimachen kann. Du weißt vielleicht, daß ich an diesem neuen Wahlrecht mitgearbeitet habe? Nicht? Nun, merkwürdigerweise ist das Geheimnis ja auch bis jetzt gewahrt geblieben. Ich bitte dich auch, diese Mitteilung verschwiegen zu behandeln.“ Und nun kochte der Senator wieder auf. „Ich habe die Idioten, von denen du sprachst, und die den Begriff des Herrschens nicht kennen, gezwungen. Sie mußten den Senatsantrag mit herausbringen. Und du, mein Lieber, du wirst mir und uns den Kampf nicht erschweren. Du wirst mir nicht in den Rücken fallen. Wenn dein Feld die Welt ist, dann wird dir ja an diesem Zipfel Hamburg auch nicht viel gelegen sein.“ Der Senator hielt inne, gleichsam, als ob er sich an seiner Ironie erfreuen wollte. Nach dieser Pause fuhr er aber

mit erhobener Stimme fort: „Ich verbitte mir dergleichen Ungezogenheiten, verſtehſt du? Das tut nicht nötig und führt zu nichts . . . zu nichts!“

Der alte, vornehme Herr mit dem hageren Geſicht und dem kurzen Schnurrbart ſuchte durch einen langen und feſten Blick den Willen ſeines Sohnes, den er ſchon erſchüttert glaubte, ganz zu brechen.

„Du wirſt die Güte haben und morgen eine Abhandlung in einem der rechtsſtehenden Blätter veröffentlichen, daß ein Scherz von dir ohne dein Wiſſen zur Haupt- und Staatsaktion aufgebauſcht ſei.“

Als Thomas Dingſtäde dieſen kalten Befehl vernahm, verlor ſich ſeine Verwirrung. „Willſt du mich auf ewige Zeiten vor der Öffentlichkeit lächerlich und vor mir ſelbſt verächtlich machen? Oder was ſoll das alles?“ Dieſen letzten Satz ſetzte er nach einigem Erwägen hinzu, um ſeine Selbſtändigkeit zu betonen. Aber der Alte hörte feiner; er hörte hieraus zunächſt den Verſuch einer Vermittlung.

Dadurch. gewann er ſeine Ruhe wieder. Er ſtrich mit der langen, mageren Hand über den kurzgeſchorenen Kopf. „Ich möchte zunächſt einmal wiſſen, ob dieſer Haß und dieſe Verachtung gegen die Einrichtungen deiner Vaterſtadt Überzeugung bei dir geworden ſind. Die Frage lag ja ſchon vorhin in meiner etwas heftigen Anklage gegen dich.“

Jetzt begann alſo der Kampf auf der ganzen Linie. Das wurde anders als damals in München.

Da hatte er mit hundert Hörern zuſammen dem alten Gelehrten zugejubelt, der alle Weisheit der Volkswirtſchaftslehre auf radikaler Grundlage in meiſterhaften Vorträgen den Schülern entgegenbrachte, und Thomas hatte ſich gelobt, in dieſem Sinne an der Entwicklung ſeiner Vaterſtadt mitzuarbeiten. Jetzt war er fern von der begeiſterten Gemeinde, in dieſer gemeinen Wirklichkeit, wo der laue Vergleich an Stelle der Idee herrſchte, wo nur Dinge regierten, die Ekel erregen mußten und Verachtung.

Thomas fühlte in dieſem Augenblick eine Abneigung gegen einen weiteren, ungleichen Kampf. Ihn quälte dieſe erregte und häßliche Szene. Daher ſah er ſeinen Vater an und ſagte: „Laß mir Zeit, Papa. Ich muß mich beſinnen. Ich ſtehe jetzt in den Jahren ſchlimmſten Kampfes. Verlange nichts von mir, was mich auf jeden Fall verächtlich machen muß.“

Der Senator nickte. „Ich bin kein Autokrat, das weißt du. Aber du mußt dich doch einmal entſcheiden. Wer ſo nahe wie du der Herrſchaft ſteht, darf nicht ſchwanken.“ Und nun ging der Senator auf ſeinen Sohn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Thom, ich habe es durchgeſetzt, daß du gleich, nachdem du das zuläſſige Alter erreicht hatteſt, Finanzdeputierter wurdeſt. Das iſt die ſtaatsrechtlich am meiſten ausgezeichnete Stellung in unſerem Gemeindeweſen bis auf die Senatoren.

Wenn ich einmal nicht mehr bin, biſt du der geborene Senator. Du brauchſt dich nicht anzuſtrengen: du haſt nur zu warten, und du wirſt Herrſcher. Alles andere lohnt ſich nicht."

„Ich will erſt mit meinem Gewiſſen ins klare kommen."

„Was ihr jungen Leute immer für neumodiſche Luxusartikel habt", höhnte der Senator plötzlich wieder, und nun empfand Thomas, daß zwiſchen ihm und dieſem Manne niemals ununterbrochene Fühlung beſtehen konnte. Er ſah den Freund Bismarcks vor ſich, für den es nur eins gab: Erfolg. Der Alte huſtete leicht und fuhr wieder fort: „Aber ich will dich nicht hindern. Ich bitte dich nur, dieſen Standpunkt in Zukunft erſt dann genau auszuſprechen, wenn du dir ganz klar über deine Abſichten biſt. Denn ich brauche dich nicht erſt daran zu erinnern, daß es ſchwierig ſein dürfte, die Stellung, die du jetzt inne haſt, wieder von neuem zu erobern, wenn du ſie einmal aufgegeben haſt. Im übrigen: Gute Nacht."

Der Senator hatte ſich erhoben. Er reichte ſeinem Sohn flüchtig die Hand und verließ durch die Flurtür das Zimmer. Thomas ſaß noch eine Zeitlang im Halbdunkel und wachte erſt aus ſeinem Grübeln auf, als Friedrich kam, um auch hier die Rolläden herunterzulaſſen.

„Der Herr Doktor ſind noch hier?" fragte der Diener erſtaunt.

„Ja, Friedrich. Aber ich gehe ja ſchon. Wo iſt die Kaffeekanne?“

„Ich habe ſie hinübergebracht. Sie ſteht auf Herrn Doktors Schreibtiſch.“

„Danke. Gute Nacht, Friedrich. Nein, du brauchſt mich nicht zu begleiten. Die Gartentür iſt wohl noch auf. Gute Nacht.“

Thomas verließ das elterliche Haus durch den Gartenausgang und ging einige Schritte durch den Nebel, betrat durch eine niedrige Eiſenpforte ſein eigenes Grundſtück und war nach zehn Schritten in ſeinem Heim.

Er ſtieg die Stufen hinauf zum Flur; er beleuchtete das Treppenhaus und alle Zimmer der unteren Etage. Er entzündete ſogar die Kerzen auf ſeinem Schreibtiſch und ſchritt dann langſam durch die Zimmerflucht; zuweilen blieb er bei ſeinem Gange vor dem Schreibtiſch ſtehen. Dort ſtand die Kaffeekanne. Eine geriefelte, bauchige Kanne in der Form des ſpäten Rokoko mit verſchnörkeltem Henkel und rundlichem Ausguß. Den Knopf auf dem runden Deckel, der dort ſaß wie der Knopf auf einer Jockeimütze, verband ein rotes Bändchen mit dem Henkel. Alle Malereien waren wirklich ſehr luſtig. Goldene Girlanden umzogen den unteren Rand des Deckels und den oberen der Kanne; der Deckel ſelbſt war mit bunten Streublumen belegt. Und wie eigen waren die blumengeſchmückten Denkmäler aus der gefühl-

vollen Zeit, die ſich auf den beiden Flächen zwiſchen Ausguß und Henkel befanden; das eine mit dem Totenkopf: „Scheue ihn nicht", und das andere mit der ſchönen Rokokoſchrift: „Schwarzbrot und Freiheit".

War dieſe Kanne in ihrer barocken aber beſtimmten Form nicht ein Gegenſtück zu dem Senator? Waren ihre Linien nicht ebenſo genau umriſſen wie die des alten Herrn? Wie kommt man auf ſo verrückte Gedanken, überlegte Thomas. Aber war der Senator wirklich etwas anderes als eine Maſchine, eine ſtarre Maſchine, die ſehr klug erdacht war, nicht aus den Fugen ging, hübſch bemalt, die ein beſtrittenes ideelles Achtzehntel Hamburgiſcher Souveränität mit Würde trug und nur ein paar Riſſe bekam, wenn ſie mit der traditionellen Aalſuppe überheizt wurde?

Ja, dachte Thomas, der Senator Thomas Jakob Dingſtäde, Präſes der Deputation für Handel und Schiffahrt, iſt zu einer fein gefügten Maſchine entartet, einer Maſchine, die Handlungen, Anſichten und Ideen einer beſtimmten Menſchheitsklaſſe vertritt. Durch dieſe Entartung hält er die Herrſchaft in Händen. Mit einer bewundernswerten Fähigkeit, ſeine wahren Empfindungen zu verſchließen, hat er alle ſeine Anſichten auf reaktionären Bürgerſtolz trainiert, ein Bürgerſtolz, der im modernen Hamburg immerhin noch ſelten genug iſt, und deshalb hoch im Kurs ſteht.

Thomas vergegenwärtigte ſich die bequeme Vornehmheit, mit der ſein Vater alle Fragen abzuurteilen pflegte, die ihm nicht paßten. Gründe hatte er ſeit langem nicht mehr; er war zyniſch genug, die Gewiſſensregungen ſeines Sohnes als „neumodiſche Luxusartikel“ zu bezeichnen. Wenn es ſich jedoch nicht um Anſichten, ſondern um die Regierung handelte, dann regierte er im Gegenſatz zu den meiſten anderen Regierenden nicht mit Muskeln, ſondern mit Gehirn. Wenn das nicht in ſeiner Natur gelegen hätte, ſo würde ihn ſein ſchwunghafter Portweinhandel dazu erzogen haben, der kluges Wägen und feſtes Wagen verlangte.

Auf Doktor Dingſtädes Schreibtiſch ſtand die hübſche Kaffeekanne, die ebenſo wie der Senator durch ihre Beſonderheiten Eindruck machen mußte, und ſie befahl: Schwarzbrot und Freiheit.

Thomas löſchte die Lichter. Er ging die breite Treppe mit den teppichbelegten Stufen hinauf in ſein Ankleidezimmer. Er kleidete ſich langſam aus. Und dann ſchlich er in das gemeinſame Schlafgemach. Liesbeth ſchien zu ſchlafen. Er löſchte raſch das Licht, um ſie nicht zu ſtören. Als er im Begriff war, einzuſchlafen, brachte ihn das halblaute Schluchzen ſeiner Frau wieder zur Beſinnung. Er aber rührte ſich nicht. Und nun begann ſie lauter zu ſchluchzen. Er ſagte ſich, daß Liesbeth nur deshalb nicht aufhörte, weil ſie angeredet ſein, ſelbſt

jedoch nicht zuerſt ſprechen wollte. Thomas kannte das von der Hochzeitsreiſe her, aber er fühlte ſich nicht verpflichtet, auf dieſe Anregung einzugehen. So legte er ſich denn auf die andere Seite und verſuchte zu ſchlafen.

Das Schluchzen wurde krampfhaft, als ob Liesbeth ſagen wollte: „Du willſt ſchlafen, du willſt ſchlafen? Na, warte, dir werde ich ſchon den Schlaf aus den Augen pfeifen.“ Und als das alles noch nicht half, als Thomas ſich immer noch nicht rührte, da begann Liesbeth Dingſtäde laut zu heulen.

Nun blieb Thomas nichts übrig, als von dem Kummer ſeiner Frau Notiz zu nehmen. Er richtete ſich im Bett auf und machte wieder Licht. „Was haſt du denn eigentlich?“ Im Halbdunkel lag dieſes blonde Etwas, das Paſtor Terweſten ihm vor ſechs Wochen als Sinn ſeines Lebens angeprieſen hatte, und mit dem er vier Wochen lang ſtreitend in den oberitalieniſchen Städten umhergezogen war. Aus dem Haargewoge heraus tutete es weiter, und der lange Körper wogte unter der Bettdecke. ‚Wie ein gehetzter Windhund nach der Haſenjagd‘, dachte er. ‚Sie müßte nur noch die Zunge heraushängen laſſen.‘

Thomas wurde milder. „Was iſt denn los, liebes Kind?“ Da ſprudelte es unter dem Haarſchleier heraus, rückhaltlos, bedauerlich, ohne Sinn, nur mit dem tiefen, echten Haß der Bürgerlichkeit gegen das Beſondere.

„So etwas zu ſchreiben — oh — es iſt unerhört; und es iſt Landesverrat, hat Doktor Poggenſtuhl geſagt, oh — es ſteht ſo viel darin — gegen alles, und es ſteht darin — huhu — der Unterſchied von Monarchie und Republik ſei der, daß man ſich in der Monarchie nicht ſo oft zu ärgern brauche."

Es trat eine kleine Stille ein, die ihren Grund darin hatte, daß Liesbeth ſtolz war, dieſen Satz richtig rekapituliert zu haben. Thomas nickerte vor ſich her. „Ja", entgegnete er dann und verkniff ſich das Lachen. „Denk doch mal: dort nur ein König; hier aber achtzehn Senatoren und die ganze Bürgerſchaft und alle Deputationen — und jeder Senator hat wieder zwanzig Verwandte und zehn Kinder; Senatoren haben doch immer viele Kinder, und jeder regiert ſo ein bißchen mit. Wenn Familie O'Sun auch nur Clariſſe O'Sun in den Jungfernzwinger bringt oder Amélie von Halſtenbeck ihre Scheuerfrau in das Schröderſtift."

Dieſer Name ‚Amélie' brachte Liesbeth wieder in Erregung. „Ja, und Amélie iſt zu mir gekommen und hat zu mir geſagt: ‚Du armes, armes Kind, daß du auch einen Verbrecher heiraten mußteſt!'"

Thomas lachte ſtill in ſich hinein: „Na, ſo arg wird es wohl nicht geweſen ſein."

„Jawohl, das iſt es, und du haſt ſogar noch eine geheime Freude daran. Man muß ja ſchamrot werden. Ich fühle mich verachtet und wage ja nicht

über die Straße zu gehen; ich fürchte, daß die Leute mit Fingern auf mich zeigen und ſagen: ‚Das iſt die Frau des Landesverräters, des —‘“ ſie ſtockte ein wenig und fuhr dann mit dumpfer Stimme fort, „‚des Sozialdemokraten‘! — Einen Frack hatteſt du heute abend auch nicht an“, ſetzte ſie nach einiger Zeit hinzu.

„Ich habe mich bei der Erſteigerung der Kaffeekanne verſpätet“, entgegnete Thomas, der durch dieſe Unterhaltung allmählich peinlich berührt wurde.

Liesbeth ſchüttelte die Haare aus dem Geſicht und ſtarrte mit fiebrigen Augen auf ihren Mann. „Ja, und Amélie ſagt, eine ſolche Albernheit ſei ihr noch nicht vorgekommen. Ob du nicht gleich einen Affen mitbringen wollteſt. Und ſie hat die Kaffeekanne nachher herumgezeigt und geſagt, dergleichen ſei der Geſchmack von Doktor Thomas Dingſtäde.“

„Sie hat die Kaffeekanne ſo von unten gefaßt und auf den Fingerſpitzen getragen?“ fragte Thomas und hielt die geöffnete Hand in die Höhe.

„Ja“, entgegnete Liesbeth ein wenig erſtaunt, „woher weißt du das?“

„Während Henry O’Sun im Zimmer war?“

„Hat Henry . . .“

„Nein, mein Schatz, aber ſo konnte ſie ihm ihren nackten Arm präſentieren. Auf meine Koſten. Ich kenne das.“

Der Schluß war ein Gebrüll. Thomas kroch

unter die Decke und kämpfte zwiſchen Mitleid und Lachen. Dann erinnerte er ſich der Blicke von Edith Cohn, aber das Erinnerungsbild zerfloß mit dem Beginn des Schlafes in ein Meer von bernſteinfarbenem Licht. Ob ſie dem Sembrowski wohl Aktmodell ſtand? Wie eigen könnte ſo ein Werk werden — eine jüdiſche Sonnenanbeterin. Das Traumſchiff fuhr mit ihm bereits über die Dächer von Tunis. Dann zuckte er noch einmal zuſammen, und ſein letzter klarer Gedanke war zögernd und lang: ‚Amélie von Halſtenbeck, dieſe ekelhafte Kreatur!‘

4.

Der Ostwind hatte am nächsten Morgen den Nebel zerstreut; und als Thomas von seinem Schreibtisch aus hinaussah, durch das große Fenster auf den kahlen Garten, den Harvestehuder Weg, das weite Wiesenland und die daranstoßende Alster, blitzte das unruhige Wasser wie das Feuer einer fernen Schützenlinie. Durch die Äste der kahlen, schwarzen Bäume lächelte bläulich ein mokanter Himmel, und die weißen Dampfboote, die gestern „des Nebels wegen" ihre Fahrt eingestellt hatten, flitzten wieder in regelmäßigen Kreuz- und Querfahrten über die entschleierte Alster.

Thomas war nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, hatte allein gefrühstückt und sich dann an seinen Arbeitstisch begeben.

Nun schob er eine rote Flugschrift beiseite und stützte den Kopf in die Hände. Die Unterredung, die er am vergangenen Abend mit seinem Vater gehabt hatte, stand in allen Einzelheiten vor seinem geistigen Auge. Er fühlte noch immer den beherrschenden, zuweilen nach innen gekehrten Blick seines Vaters; er erinnerte sich der eigenen und doch starken Erregung, die den geraden und unbeweglichen

Körper dieſes Mannes in ſo ſeltſam groteske Bewegungen verſetzt hatte, als ſie beide über die Ziele des Herrſchens verſchiedener Anſicht waren. Er ſagte ſich: ‚Es iſt zwiſchen uns beiden eine Verwandtſchaft, ein Gleichtakt des Blutes, der überraſchend iſt. Wir beide handeln nach Ideen; wir ſind nicht an die Erde gebunden, wir gehen nicht Schritt für Schritt vorwärts wie die anderen Menſchen hier, die ſich durch das Leben taſten, als ob ſie Waſſer durchqueren müſſen. Wir ſehen hinauf zu den Sternen, und die weiſen uns den Weg. Nur will ich einen anderen Weg einſchlagen, über das Neuland. Und der Alte wird begreifen müſſen, daß das mein gutes Recht iſt.‘

Ein Raſcheln weckte ihn aus ſeinen Gedanken. Liesbeth war in ſein Arbeitszimmer getreten. Er ſtand auf, langſam und noch von der Gedankenfolge ein wenig beherrſcht, und bot ihr die Hand zum Morgengruß. Sie reichte die ihre flüchtig und trat ſofort an das Fenſter. Dort ſtützte ſie den Unterarm gegen den Fenſterrahmen und ſah hinaus in die Ferne. Thomas beobachtete ſie aufmerkſam mit einem unangenehmen Gefühl der Furcht, daß ſie wieder mit den geſtrigen Betrachtungen anfangen würde und er ſich für ſie ſchämen müßte. Sie aber ſprach zunächſt kein Wort. Dann verließ ſie nach einiger Zeit ihren Platz wieder und fragte mit halber, tonloſer Stimme, während ſie durch den Raum auf das Frühſtückszimmer zuſchritt: „Was haſt du heute vor?“

„Ich habe eine Sitzung in der Finanzdeputation. Dann gehe ich zur Börse.“

„Was willst du da?“

„Du weißt, daß ich ab und zu hingehe, denn vom nächsten Jahre an werde ich ständig in der Firma arbeiten. Das habe ich dir ja schon neulich gesagt.“

Liesbeth Dingstäde blieb in der Tür stehen. Sie faltete die Hände und bewegte sie hin und her wie ein Kind, das beim Aufsagen seiner Schularbeiten nicht weiter kann. Den Kopf hatte sie rückwärts geneigt, als ob sie das, was sie sagen wollte, von der Decke ablesen könnte. Schließlich aber bekam ihr Gesicht einen harten, boshaften Ausdruck, als sie sagte: „Das wird ja doch nichts!“

Thomas horchte auf. „Warum nicht?“

„Weil du den Kopf voll von anderen Gedanken hast. Im Hause meines Vaters mußte man von früh bis spät arbeiten, ohne Pause. Aber nicht an der Arbeit nippen.“ Sie ging wieder ein paar Schritte auf Thomas zu, und dieselbe Erregung, die sie gestern abend gezeigt hatte, schien von neuem aufzuflammen. „Außerdem finde ich es unerhört, daß du sozialistische Schriften auf deinem Schreibtisch liegen hast.“

Thomas sah auf. „Du wirst mir als Finanzdeputiertem wohl noch erlauben, daß ich die Broschüren einer Partei lese, die über hunderttausend wahlberechtigte Mitglieder allein in Hamburg zählt.“

Liesbeth ging auf dieſe Entgegnung nicht weiter ein. „Mein Vater iſt jetzt zehn Jahre Finanzdeputierter“, ſagte ſie nur, „und ich habe nie dergleichen bei ihm geſehen. Du kümmerſt dich natürlich gar nicht darum, was die Dienſtboten dazu ſagen. Der Sohn des Präſes der Deputation für Handel und Schiffahrt, der Finanzdeputierte, ein Sozialdemokrat. Ich danke.“

In Thomas war die Wut aufgeſtiegen. Er fühlte, daß ſein Kopf heiß geworden war, daß die Backen über den Backenknochen geradezu brannten. Mit Gewalt unterdrückte er einen Fluch. Nach einer kurzen Pauſe, während derer Liesbeth wieder zum Fenſter hinausſah, entgegnete er mit zitternder Stimme: „Du wirſt dich, da du ja nun einmal meine Frau geworden biſt, daran gewöhnen müſſen, daß ich mein Leben aufziehe, wie es mir paßt, und daß ich nicht die Abſicht habe, das Leben deines Vaters, ſondern das meine zu leben. Ebenſo beſtimme ich, was ich für Bücher leſe; was die Dienſtboten davon denken, iſt mir höchſt gleichgültig. Wem es hier nicht paßt, der kann gehen.“

Liesbeth wandte ſich kurz um. „Du weiſeſt mir die Tür? Schön.“

„Himmeldonnerwetter!“ — Thomas war aufgeſprungen. „Dreh mir die Worte nicht im Munde herum. Ich ſprach von den Dienſtboten, nicht von dir.“

Aber Liesbeth hatte ſich umgewandt und war

kalt und beleidigt in das Frühſtückszimmer gegangen.

Thomas ſtarrte vor ſich hin. „Dumme Gans", rief er hinter ihr her. Und nun ſtellte er Betrachtungen an über die Verſchiedenheit der Herkunft. Der alte Vaderſon war ein Emporkömmling; ſein Vater hatte in Finkenwerder eine kleine Werft gehabt; und der Sohn war Millionär geworden. Thomas hatte Liesbeth, die er bei ihrer Penſionsfreundin Amélie kennen gelernt hatte, geliebt, heiß und innig. Er war ſtolz darauf geweſen, daß er ſeine Ideen auch in der Wahl ſeiner Frau betätigen konnte: daß er keine Senatorstochter heiratete, nicht Amélie von Halſtenbeck, ſo ſehr man ſie ihm auch empfohlen hatte. Daß er eine Geldheirat machen wollte, auf dieſen Gedanken wären ſelbſt ſeine Gegner nicht gekommen. Denn die Mädchen, die aus den „wirklich guten Familien" für ihn in Betracht kamen, waren alle begütert. Außerdem waren die Dingſtädes ſehr reich. Der Senator hatte den Entſchluß ſeines Sohnes allerdings mit gemiſchten Gefühlen vernommen. Zwar war der alte Vaderſon ein angeſehener Mann; er war Finanzdeputierter und im Vorſitz vieler Ausſchüſſe und bürgerlicher Behörden. Er war ein ehrlicher Mann, dem man gern die Hand gab. Aber Senator Dingſtäde hätte ſich etwas Schöneres denken können, als Schwiegervater einer Vaderſon zu werden. Weshalb Thomas die Amélie nicht genommen hatte, war ihm immer

unklar geblieben. Das war doch wirklich eine nette Deern aus guter Familie mit Geld und hübſch. Der Senator begriff ſeinen Sohn nicht. Aber heiraten und ſterben muß ſchließlich jeder allein.

Thomas ertappte ſich dabei, daß er dieſe Wahl einer Frau aus anderen Kreiſen plötzlich nicht mehr als eine Tat ſeiner Überzeugung anſah, ſondern als eine Übereilung zu betrachten begann. Sie hing peinlich an den Formen des Kreiſes, in den ſie durch ihre Ehe aufgenommen war. Sie achtete ängſtlich darauf, keinen Verſtoß gegen die dort herrſchenden Sitten zu begehen, denn ſie wußte, daß ſie noch nicht lange genug dieſem Kreiſe angehörte, daß ſie ſich das leiſten konnte. Aber dieſes Schwergewicht von Konvention ſchien jetzt ſeinen geplanten Flügen ein ernſtes Hindernis werden zu ſollen.

Solche Erwägungen drängten ſeine Gedanken in eine ganz beſtimmte Bahn. Wieder zwangen die Umſtände ihn, ſeine Abſichten klar durchzudenken, denn in der medaillenartig geprägten Form hatten ſeine Gedanken nachher die Macht, ihm ſelbſt zu befehlen; darin lag eine planmäßige Bekämpfung ſeiner manchmal in Schwäche übergehenden Gutmütigkeit. So ſagte er ſich denn: ‚Beſſer ſeine Frau erdrücken, als von ihr erdrückt werden‘.

Nachdem er ſich derartig gewappnet hatte, glaubte er keine Furcht mehr vor einem plötzlich aufwallenden Mitleid haben zu brauchen und er ging in das

Speiſezimmer, in dem ſeine Frau das Frühſtück einnahm.

Auf der Täfelungskante ſtanden bunte Vierländer Teller und alte ſchöne Krüge. Der lange Raum führte auf eine Glashalle, in der bunte Zwiebelblüten leuchteten, während die Luft mit dem Ruch von indiſchem Tee und warmem Hyazinthatem geſättigt war. Liesbeth ſaß am Eßtiſch. Sie wandte ſich nicht um, als Thomas eintrat, und rührte ſich nicht, als er die Hand auf ihre magere Schulter legte.

„Nun ſei vernünftig, Liesbeth. So geht es doch nicht weiter.“

Liesbeth antwortete nicht. Er neigte ſich zu ihr und verſuchte ſie wieder auf die Wange zu küſſen. Aber ſie wandte den Kopf weg. Noch einmal verſuchte er, ſie mit ſanfter Gewalt zu ſich hinzuziehen.

Da begann dieſe Flut von Klagen von neuem. Durch nichts wurden die ſinnloſen, herkömmlichen Worte gemäßigt: es waren dieſelben törichten Vorwürfe, die am vergangenen Abend ſich über Thomas ergoſſen hatten, dieſelben Gedanken, die vor einer halben Stunde gewollte und erzwungene Kurzſichtigkeit unklar und verſchwommen hervorgebracht hatte. Nur noch leidenſchaftlicher wurde das alles herausgeſchleudert, alberner und lächerlicher. „Und dumme Gans haſt du mich genannt — dumme Gans — huhu!“

Thomas hatte ſich ſeiner Frau gegenübergeſtellt. Mit einem Fuß auf dem Sitz eines Seſſels kniend,

den Ellenbogen auf der Rückenlehne und den Kopf in den Händen, erwartete Thomas, während er um seine Seelenruhe kämpfte, das Ende dieses Wortschwalls. Aber stets, wenn er glaubte, daß Liesbeth am Ende ihrer Rede sei, begann sie von neuem, immer sinnloser, immer boshafter. Es war ein einziges Mißgetön, in dem nur leitmotivartig die „dumme Gans" zu erkennen war.

Thomas sah sich dieses tobende Menschenkind noch einmal an; er sah diese ungehemmte Erregung der Gesichtszüge und fühlte, daß er demgegenüber allmählich ganz kalt wurde. Er betrachtete dieses Toben seiner Frau jetzt als ein albernes Narrenspiel, das peinlicherweise von ihm viel zu wichtig genommen war. Die einzige Empfindung, die übrigblieb, war die eines leichten Ekels. ‚Nur bald weg', war sein einziger Gedanke. So sagte er nur: „Ich bedaure, aber ich muß jetzt wirklich in die Sitzung."

Dann verließ er langsam das Haus, aber er empfand, daß er Feindschaft hinter sich ließ, und als er durch den Park ging, glaubte er zu fühlen, daß selbst die jungen, kräftigen Triebe der Sträucher sich gegen ihn kehrten und ihre Kraft gegen ihn wendeten.

Ganz langsam wurde ihm eins klar: wenn er nicht verkommen wollte, mußte er einen vorläufig unübersehbaren Leidensweg beschreiten; solche Anfälle von Schwäche, wie er sie gestern seinem Vater gegenüber gehabt hatte, durften nicht wiederkehren. Der Kampf

auf der ganzen Linie ſollte beginnen, trotzdem er wußte, daß es heute ſchwerer iſt, als Sieger aus einem Kampf für Ideen heimzukehren, als wie früher, da die Allgemeinheit noch wußte, was eine Idee iſt.

Aber er fühlte eine Steigerung ſeiner Kraft, und ergriffen von dieſem Gefühl, ging er in das Rathaus, in den Sitzungsſaal der Finanzdeputation.

In dem kleinen getäfelten Saal, deſſen Fenſter auf den Rathausmarkt und den Alten Wall hinausgehen und der mit einem dicken Teppich belegt war, hatten ſich die Finanzdeputierten zum großen Teil verſammelt. Jeder Deputierte, der eintrat, ſagte mit halber Stimme „Guten Morgen", ſteif, ohne die Blicke umherirren zu laſſen, und ging raſch zu ſeinem Platz. Nur ganz gute Bekannte gaben ſich die Hand.

Als Thomas in den Sitzungsſaal trat, trafen ſeine Blicke zufällig die des alten Baderſon. Der ſtarrte ſeinen Schwiegerſohn an wie ein Geſpenſt, und in dem ſchweren Reederkopf ſtieg langſam das dickflüſſige Blut empor. Thomas ſah das; er ſah, wie der Alte, der ihm ſonſt ſehr eifrig und gern die Hand gegeben hatte, krampfhaft mit ſeinem Nachbar, einem hageren Kaffeegroſſiſten mit faſt dreieckig geformten Augenlidern und ganz blonden, buſchigen Brauen ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, das dieſer aber mit den kühlen Worten: „Dort kommt ja Ihr Schwiegerſohn" abſchnitt.

Nun ſtarrte der alte Baderſon in das Akten-

bündel und malte mit ſeinem goldenen Bleiſtift ſinnloſe Zeichen in die Akten. Thomas lächelte, ſtellte ſich hinter die große Gardine und ſah hinaus auf den Alten Wall.

Dann öffnete ſich die grün ausgeſchlagene Seitentür des Zimmers, und Senator von Halſtenbeck trat in den Raum. Die Bewegungen des Senators hatten etwas Abgemeſſenes, Kurzes — er ſah aus wie ein rieſiges Wickelkind, rotbackig, lächerlich blond und bei aller Lebensfähigkeit kurzhalſig und dick. Von ihm hatte Amélie die blauen Augen. Aber beim Senator wirkten ſie direkt erheiternd. Er verneigte ſich ein wenig: „Guten Morgen, meine Herren", und begab ſich mit raſchen, kleinen Schritten, während der blonde Kopf nickte wie eine Weizenähre auf dem Halm und der ſchwarze Gehrock glatt an dem zylindrigen Körper herunterhing, zu ſeinem großen Präſidentenſeſſel. Ein ſehr devoter Rat der Deputation mit einem Kopf, der einem mit Tuſche bemalten Putenei glich, ſah ängſtlich und nervös zu dem Präſes hinüber, und verſuchte dann, den an einem Seitentiſch ſitzenden Referendar, der gerade damit beſchäftigt war, den alten Vaderſon abzuzeichnen, durch Kopfrecken und Winken zur Übernahme des Protokolls zu bewegen. Der Rat ſah aber die Zweckloſigkeit dieſes Unternehmens bald ein, und richtete deshalb ſeine Blicke bald wieder ehrfurchtsvoll auf Senator von Halſtenbeck.

Der Senator nahm ein Aktenstück nach dem andern und begann den Vortrag. Er sprach halblaut mit einer bürgerlichen Distinktion und einem gewissen Wohlwollen in der Stimme. Anfangs handelte es sich um höchst gleichgültige Dinge. „Der Senat ersuchte die Bürgerschaft um Mitgenehmigung des Verkaufs von staatlichen Grundstücken." Drei- oder viermal wurden derartige Anträge angenommen, ohne daß nur einer der Deputierten sich um die Punkte der Tagesordnung kümmerte. Es war ja auch lächerlich. Die Beamten in der Behörde arbeiteten alles vor. Was aber ging das Ganze die bürgerlichen Mitglieder an! Die unterschrieben inzwischen große Aktenbündel.

Aber auf einmal kam ein Stocken in den Vortrag, als ein Grundstück zum Ankauf vorgeschlagen wurde. „Das ist das alte Haus von Tante Buhr." — „O Gott, nein." — „‚Mein anss—tändiges Lokal'" — „'n Teller Hühnersuppe" — ein paar verkniffene Bemerkungen und halblautes Lachen. Selbst der rosige Senator lächelte weich und verständnisvoll. Und der Südseemann Fritz Nielsen mit dem ausrasierten Kinn fragte leise, ob Herr Baderson wüßte, warum die Droschken bei Tante Buhrs Begräbnis nicht aufgegangen seien? Weil lauter Zuhälter darin gesessen hätten. Dieser Witz brachte den alten Baderson zum Prusten, so daß ein erstaunter Blick des Präses den Alten erst wieder in Haltung bringen mußte, wofür der

Präses dann wieder mit einem freundlichen vergißmeinnichtblauen Augenaufschlag dankte.

Eine Sache nach der anderen wurde erledigt. Die große Maschine Staat funktionierte langsam, hart und exakt. Verschiedene Deputierte hielten Vorträge über schwebende Punkte des Staatshaushaltes und der Verwaltung. Der alte Baderson sprach an der Hand des Senatsantrages über die Unzweckmäßigkeit von Hilfsgeldern an das Theaterorchester, da man in Hamburg von jeher den Standpunkt vertreten habe, daß alle Vergnügungslokalitäten sich selbst erhalten müßten. „Und das haben sie bis jetzt ja auch getan", setzte der Alte am Schluß seines Vortrages hinzu, während er mit dem beringten Zeigefinger über den Adamsapfel strich, der aus dem weitgeschnittenen Kragen herausſah. „Das haben sie getan", betonte der Alte noch einmal.

„Tante Buhr", murmelte Thomas, und sein Nachbar grinste.

„Herr Doktor Thomas Dingstäde wird uns jetzt wohl noch über die Unterstützung des Verbandes nationaler Wähler zu referieren haben." Senator von Halstenbeck neigte den Kopf Thomas zu. Es war eine neue erzwungene Güte in diesem Nicken, eine Sehnsucht, als der objektive Mann gelten zu können. Inzwischen waren einige Mitglieder der Deputation an einen Seitentisch getreten, wo sie

im Stehen ihr Frühſtück einnahmen, während Thomas ſeinen Vortrag begann.

Er ſprach im Sitzen kurz und klar. Er habe, ſo meinte er, mit dem Vorſtande des Vereins geſprochen und habe erfahren, daß es Zweck dieſes Vereins ſei, den Sozialismus planmäßig zu bekämpfen.

„Bravo", rief der Südſeemann mit dem ausraſierten Kinn.

Am Seitentiſch hatte ein großer Reeder mit einem roten Vollbart und wäſcheblauen Augen eine Portweinflaſche entkorkt. Er hatte die Flaſche zwiſchen die Knie geklemmt und den Korken herausgeriſſen. Er hatte ſogar ganz freundlich „Gluck" geſagt, und nun goß der Rotbärtige den Wein andächtig in ein ſchwachgeſchliffenes Glas. „Schöner Wein", meinte er zu dem alten Vaderſon, der ſich inzwiſchen auch am Frühſtückstiſch eingefunden hatte. „Von Dingſtäde & Co., trink ich nun ſchon fünfundzwanzig Jahre."

„Da muß Dingſtäde ja mit Ihnen ſilberne Hochzeit feiern!" meinte der alte Vaderſon und lachte, ſtolz auf ſeinen Witz.

„Hähähähä! Ja, das iſt aber auch wahr! Mein Gott, Ihre Tochter iſt da doch in eine gute Familie hineingekommen."

Das Geſicht des alten Vaderſon verdüſterte ſich. „Da bin ich der letzte, der dem alten Dingſtäde nicht die Stange hält. Aber mein Schwieger-

ſohn. Was ſoll das nun alles. Nun hören Sie doch bloß einmal an, was er nun wieder erzählt. Iſt doch nicht zu glauben."

Sie horchten beide auf den Vortrag des jungen Doktor Dingſtäde. Der war hinter ſeinen Stuhl getreten und wurde ein wenig bleich, als ihn einige Zwiſchenbemerkungen unterbrochen hatten. Nun aber fuhr er wieder mit den langen, knöcherigen Händen über den hohen Naſenrücken, und im Augenblick durchſchoß ihn der Gedanke: ‚Schade, daß du nicht ſo ein fettes, freundliches Geſicht haſt wie der Präſes, der ruhig unter ſeiner Speckſchicht lachen oder grollen kann, ohne daß man ihm anſieht, welcherlei Erregungen ihn erfaßt haben.' Er fühlte, daß er durch die wachſende Oppoſition nervöſer, abgehackter und unſicherer zu ſprechen begann, und daß ſein Geſicht unruhig zuckte. Er ging raſch dem Ende ſeines Vortrages entgegen und ſchloß mit dem Antrag, dem Verein eine Unterſtützung nicht gewähren zu wollen, da es nicht angängig ſei, Steuern, die ohne Rückſicht der Partei von allen Bürgern gleichmäßig aufgebraucht würden, einer einzelnen Partei zur Agitation gegen die politiſche Betätigung einer anderen Partei zu überweiſen. Mit ſolchen Maßregeln mache man — auch wenn man von der moraliſchen Seite ganz abſehen und nur an den Erfolg denken wolle — viel mehr ſchlecht als gut.

Der Rotbärtige trank den letzten Schluck Port-

wein. Dann wischte er sich den Bart, indem er gleichzeitig die Schnurrbartspitzen auszog. „Der junge Mann kennt keine Arbeiterschwierigkeiten", meinte er, und alle die Reeder, Grossisten und Bankleute meinten dasselbe. Die Blicke aller Deputierten waren auf Dingstäde gerichtet, als er geendet hatte. Thomas setzte sich und wischte sich die Stirn und das schon etwas dünn gewordene Haar.

Der Präses sah sich um. „Was sagen die Herren dazu?" fragte er mit der degenerierten Klugheit so vieler echter Bureaukraten, die angstvoll den Schein der Engherzigkeit und Intoleranz zu vermeiden bestrebt sind.

Nun aber brach es los. Das sei ja noch besser. Seit Jahren beziehe der Verein diese Unterstützung. Politik! Es würde doch anständigen Leuten noch erlaubt sein, eine Meinung zu vertreten. Und wenn die Mitglieder im Sinne des Staates arbeiteten, deshalb könnte man ihnen doch keine Unterstützung entziehen. In Schule und Kirche würde auch im Sinne des Staates gelehrt! Wolle man denn vielleicht auch Schule und Kirche nicht mehr unterstützen? Das fehlte ja nur noch! —

Der Lärm löste sich in ein Murmeln auf, aus dem heraus man die weiche Stimme des Senators vernahm, der um Ruhe bat. Als sich die Erregung ein wenig gelegt hatte, wandte sich der Präses direkt an Thomas. „Ich glaube, Herr Doktor Dingstäde, Sie sehen die Dinge doch ein wenig zu sub-

jektiv. Der Verein hat durchaus keine rein politiſchen Tendenzen. Sein Hauptzweck iſt die Pflege der Liebe zur Heimat; er ſtiftet Preiſe für Dienſtboten und —" die Stimme des Senators ging in ein weiches Flüſtern über — „er verteilt Bibeln an ausreiſende Schiffsjungen und gefallene Mädchen. Daß die Mitglieder in der Mehrzahl den politiſch rechtsſtehenden Parteien angehören, iſt — wie ich aber ſchon aus den Zwiſchenrufen der Herren gehört zu haben glaube — doch wirklich kein Grund, dem Verein, der eine große ſoziale Bedeutung in unſerem Staatsleben hat, von jetzt ab die Zuſchüſſe zu entziehen, deren Zuwendung ſeit Beſtehen des Vereins üblich iſt."

Thomas war bleich geworden, ſeine Augen irrten unruhig hin und her; nach einer kurzen Pauſe antwortete er: „Ich habe die Überzeugung in den Verhandlungen erhalten, daß alle dieſe hier angeführten Dinge — wozu ich auch die lächerliche Verteilung von Bibeln rechne — in der Tat nur über die wahre Bedeutung des Vereins hinwegtäuſchen ſollen."

Eine helle Stimme rief vom Frühſtückstiſch her: „Herr Doktor Dingſtäde, ein ſo alter und geſchätzter Verein, an deſſen Spitze ein Senator ſteht, hat es nicht nötig, über ſeine wahre Bedeutung hinwegtäuſchen zu müſſen. Und auch ſeine religiös-erzieheriſche Tätigkeit dürfte kein anſtändiger Menſch herabſetzen."

„Bravo! — Bravo!“ —

Thomas war hinter ſeinen Stuhl getreten und hatte ſich auf die Lehne geſtützt. „Meine Herren! Das ſind doch keine Argumente. Ich verſtehe nicht . . . .“

Aber ein anhaltendes Murmeln hinderte ihn an der Fortſetzung ſeiner Ausführungen. Er ſah, wie die einzelnen Mitglieder der Deputation ſich von den flachen Schalen auf dem Tiſch die Börſenſperrmarken nahmen, da die Börſe bereits begonnen hatte. Er fühlte, daß über all dieſe Menſchen, die „Amateur-Regenten“, wie Doktor Rudolf Cohn ſie genannt hatte, die Unruhe des Geldverdienens kam.

Der Senator hatte ſich mit ſeiner weichen Stimme inzwiſchen wieder Gehör verſchafft. „Ich glaube, Herr Doktor Dingſtäde, eine Abſtimmung iſt nicht nötig. Die Mehrheit iſt ganz erſichtlich gegen Ihren Vorſchlag. Bitte, Herr Rat, protokollieren Sie.“

Der gelbe Rat mit den ſchwarzen Haaren, mit den ſtrichartig gezogenen Sinnesorganen, beugte den Kopf über das Papier und kritzelte mit ſeiner kleinen, verſchriebenen Hand den Beſchluß auf einen Aktenbogen, den der Präſes ſofort mit wiegenden großen Buchſtaben unterſchrieb. Der Rat nahm innerlich befriedigt den Bogen wieder mit einer Verbeugung in Empfang.

„Nun, meine Herren, die Sitzung iſt geſchloſſen.“

„Adieu!“ — „Adieu!“ — Die Deputierten neigten kurz den Kopf zum Abſchied. Sie gingen in lebhaftem Schritt aus dem Saal; von draußen klang noch das Stimmengeſchwirr in das Zimmer, wo der Senator die letzten Protokolle mit großen wiegenden Buchſtaben unterſchrieb. Der Referendar nahm ein Aktenbündel vor und drehte langſam Seite für Seite um. Dann winkte ihm der gelbe Rat mit den Augen, und Thomas ſah noch, wie der nervöſe Beamte den jungen Mann zur Rede ſtellte, daß er nicht auf ſeine Zeichen geachtet habe . . .

Langſam ging Thomas über den Hof des Rathauſes durch die Börſenſperre in die Börſe. Er hörte das Gewirr all der vielen Stimmen; er ſah die Geſichter, fühlte Hände, die die ſeine drückten — und glaubte, einen tollen Traum zu erleben, glaubte in Wahrheit irgendwo in den Tropen zu ſein, in einer ſchwülen heißen Nacht, in der der Schlaf ihm auf der Bruſt kniete und all dieſe dummen Scheußlichkeiten in ſein Hirn träufelte, dieſen gräßlichen Traum, unter den Ausdünſtungen von Börſianern und Maklern atmen zu müſſen. —

Wie eine tropiſche Nacht, mit feuchter Schwüle, während Moskitos den einſamen Wanderer quälen und der Fuß ſich fürchten muß, an einer Wurzel hängen zu bleiben oder ein giftiges Tier zu berühren — wie eine ſolche Nacht ſchien ihm jetzt ſein ganzes Daſein. Gewiß, es gab leuchtende Sterne, aber ihn überkam, während er hier in

einem ſcheußlichen Gewimmel von erregten, von peinlich nahen Menſchen ſtand, der Gedanke: Leuchten eigentlich die Sterne noch, oder ſind ſie in Wahrheit längſt erloſchen? Glauben wir denn eigentlich alles das, was wir uns und anderen vorreden? Vom Lebenszweck, von der Veredelung — glauben wir an den Wert der Entwicklung? Iſt es im Grunde nicht auch eine Lüge, wenn man ſagt: ich weihe meine Kräfte nach altgermaniſcher Auffaſſung der Allgemeinheit? Was tut man denn? Für wen? Wer iſt „die Allgemeinheit"? Tun ſie nicht alle für die Allgemeinheit nur ſo viel, als ihnen ſelbſt zugute kommt? Zum mindeſten ihren Bedarf an Eitelkeit befriedigt!

Er ging zum Börſenſtand ſeines Vaters, um ihm nach der geſtrigen Auseinanderſetzung die Hand zu geben. Senator Dingſtäde, der eben noch freundlich mit dem Makler geſprochen hatte, ſah ſeinen Sohn mit hellen, kalten Segleraugen an. Sein Geſicht ſchien geronnen. „Ich habe bereits von deinem Verhalten in der Finanzdeputation gehört ..."

„Die Sitzungen, dachte ich, ſeien geheim, Papa."

Der Alte zuckte die Achſeln. „Jedenfalls paßt es zu deiner Geſamtanſchauung, daß du einem Verein, der anſtändige Geſinnungen vertritt, das Waſſer abzugraben ſuchſt. Fahre nur ſo fort." Noch einmal ſah der Senator ſeinem Sohn in die Augen. Dann wandte er ſich um und ließ Thomas ſtehen. Hier hatte Thomas alſo nichts mehr zu ſuchen.

Nein, das waren keine Phantasmagorien eines zu wenig Beſchäftigten; hier platzten Welten aufeinander. Anſtändige Geſinnungen des vaterländiſchen Vereins. Geſchäftsmoral mit ethiſchem Bankerott. Aber wehe dem, der daran rührt. Feuer über ihn und ſein Haus!

„Viehzeug!“ Das war der Weisheit letzter Schluß.

Thomas mußte einmal wieder ein ganz rohes Schimpfwort ausſtoßen. Das befreite ihn. Wie verſtand er Luthers heute nur noch in den Mantel der Philologengüte eingehüllten Schimpfworte! Wenn ſolche muskelſtarken Worte nackt einherſchritten, dann waren ſie am ſchönſten. Je mehr man ſeine Illuſionen verliert, deſto mehr neigt man zur Formulierung von Schlagworten. Alſo noch einmal: „Viehzeug!“

Nun war ihm wohler zumute. Kein Stern hatte ihm auf dem Gang durch die Schlingpflanzen des erdrückenden Urwaldes geleuchtet: ein lauter Fluch gab ihm die ſchwindende Kraft zurück.

Er fühlte ſich wieder friſch. Die Novemberkälte ſchoß von der Alſter her über den Rathausmarkt dem jungen Manne entgegen und malte ſein Antlitz wieder farbig; ſie ſetzte dieſes ein wenig zur Melancholie und zur Galligkeit neigende Blut in friſche Bewegung und trieb durch immer wiederkehrende, oft meſſerſcharfe Schläge den Körper in wachſende Erregung. Bald empfand Thomas nichts

mehr von der bleiernen Schwere, von der lähmenden Melancholie, die den einzelnen dann am ſchlimmſten ergreift, wenn er ſich unter vielen Menſchen allein weiß.

Thomas ſah über den Rathausmarkt ein junges Mädchen ſchreiten. Sie hatte einen weichen, ebbenden Gang, und das Köpfchen mit den ſchwarzen Haaren ſtak tief im Pelzwerk. Thomas erkannte die Dame. Es war Edith Cohn, die die Richtung Hermannſtraße einſchlug. Er machte große Schritte und erreichte ſie noch auf dem Platze.

„Herr Doktor Dingſtäde!“ Die Bernſteinaugen wurden ganz groß, und der Arm, der ihm entgegengeſtreckt wurde, war hart und unbiegſam wie Stahl. Und dann klang es aus dem Pelz, merkwürdig, mit eigener Stimme: „Kommen Sie mit ins Atelier von Sembrowski? Sie ſollen ſein neueſtes Werk ſehen. Die Sonnenanbeterin: Mich.“

Und Thomas Dingſtäde ging mit Edith Cohn in das Sembrowskiſche Atelier, das in einem Hintergarten in der Ferdinandſtraße lag. Ein plötzlicher Hamburger Regen hatte wieder eingeſetzt, und dieſer unerwartete Regen bewegte das Gehirn des jungen Mannes ſonderbar und machte es noch reizbarer, als es im Laufe des Vormittags geworden war.

5.

An Regentagen gibt es eine Möglichkeit, das geiſtige Niveau eines Menſchen, mit dem man zuſammenkommt, mit ziemlicher Sicherheit feſtzuſtellen. Man beobachte nur, was der Betreffende ſagt, wenn er aus dem Regen in einen trockenen Raum kommt. Sagt er mit einer gewiſſen verſchämten Anmaßung, die ein beifälliges Lächeln fordert: „Schönes Wetter, prachtvolles Wetter“, oder dergleichen platte Umkehrungen, ſo wird er für den Kultivierten wahrſcheinlich nicht als ein Faktor von geiſtiger Bedeutung in Frage kommen.

Thomas ſagte kein Wort über das Wetter, als er mit Edith Cohn das Sembrowskiſche Atelier betrat. Er blieb in der Tür ſtehen, leicht befangen und abwartend, und begann die verwirrenden Eindrücke von Gipsabgüſſen, Modellen und halb angefangenen Arbeiten in ſeinem Kopfe möglichſt zu ordnen. Aber ſehr bald traten all die Dinge zurück, und ſein Blick konzentrierte ſich auf die Sonnenanbeterin, eine Aktſtatue, die hochaufgerichtet in der Mitte des Ateliers ſtand.

Das war Edith Cohn. Ihr junger, ſtraffer Körper reckte ſich, wie in einem geheimen, jahr-

tauſende erhaltenen Sehnen der Sonne zu. Während der Regen auf den Glasſcheiben trommelte, ſchien jede Faſer dieſes ſchlanken Körpers zu ſagen: „Sonne, du, Allmutter Sonne.“ In jeder Hand hielt dieſe Statue ein Götzenbild, das in die Heiligkeit des Lichts getaucht werden ſollte. Die Lippen waren breit und geöffnet, wie eine Kamelienblüte. Die Augen ſchienen auch in der Statue ihre lichtgelbe Färbung behalten zu haben; der ganze Körper drückte aus, daß dieſe Augen reines Licht geworden ſein mußten. Um den linken Fuß der Sonnenanbeterin ringelte ſich eine Schlange. Aber dieſe Schlange war klein und harmlos. Sie konnte dieſem Willen gewordenen Menſchenkinde nichts anhaben; ſein Leib ſchien unverletzlich geworden zu ſein durch das heilige, unbeſchreibliche Licht.

Alles war Helligkeit; der Dunkelheit des Himmels da draußen, dem die kleine Schlange entkrochen und mit ihm verbündet zu ſein ſchien, zum Trotz.

Die Stimme des jungen Mädchens zog Thomas aus ſeinen Träumen. „Herr Doktor Dingſtäde, das iſt Herr Sembrowski, mein Freund.“ Ein kleiner Mann in der Atelierſchürze ſtand vor Thomas. Er wiſchte ſich die eckigen Hände an der Schürze ab, während er Thomas ins Auge ſah. Auch Sembrowski hatte den eigenen, vertieften Blick, den der Künſtler dann bekommt, wenn das bewußte, klare Weltbild der Jugend dem flimmernden, unſicheren, vertieften der Reife weichen muß.

Der Bildhauer war leicht ergraut. Er trug einen ſtruppigen Vollbart und hatte eine flüchtige Ähnlichkeit mit Michelangelo, ohne daß er freilich die Merkmale der jüdiſchen Raſſe verloren hatte.

Sembrowski reichte Dingſtäde ein wenig verwirrt die Hand. „Ich las geſtern Ihren Artikel, Herr Doktor.“ Die Worte rollten ſchwerfällig aus dem Munde des Künſtlers. „Das war ſehr fein. Sehr tief. Kommen Sie. Wir ſetzen uns hierher. Hier können Sie auch die Sonnenanbeterin ſehen. Ich möchte Sie vieles fragen.“

Die beiden Männer nahmen auf einem alten Sofa Platz, von dem aus Dingſtäde den ganzen Raum überblicken konnte. Durch das ſchräge Glasfenſter fiel ein kaum aufgehelltes Licht in das kahle Atelier. Die Gipsabgüſſe entblößten ihre ganze Stumpfheit in dieſem Licht; und der Modellierton in ſeiner herbſtlichen Farbe ſchien ſich in das Dämmern hinein zu verkriechen. An den Wänden des Ateliers klebten bleiche Schatten; ſo mußte denn der Blick ſuggeſtiv von der Arbeit angezogen werden, die heiß und lebensfreudig in der Mitte des Raumes aufgebaut war.

Edith Cohn hatte ſich vor die Arbeit in einen Korbſtuhl geſetzt. Sie war in ſich zuſammengeſunken; der Kopf hing ein wenig nach vorn, aber ſie wandte mit gewollter Selbſtverſtändlichkeit die Blicke nicht von Thomas ab. Das beunruhigte ihn,

und er konnte ein grämliches Gefühl nicht los werden.

Aber auch Sembrowski empfand das, und deshalb ſagte er zu Edith: „Willſt du dich nicht zu uns ſetzen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich höre gern zu, wenn ihr ſprecht. Ich will hierbleiben.“ So begannen die beiden Männer die Unterhaltung, aber Thomas ſtand bald auf, da ihm die Blicke der jungen Dame die notwendige Sammlung unmöglich machten. Unter dem Vorwande, das Werk von der Seite ſehen zu wollen, blieb er an der Längswand des Ateliers ſtehen, und von hier aus ſprach er mit Sembrowski.

„Nicht wahr“, meinte der Bildhauer, „es müßte irgendein Reicher kommen, einer von den vielen Leuten da drüben, und ſagen: ‚Hier haſt du eine Million, baue dein Werk auf, rieſenhaft, in der Wüſte, in heißer Sonne.‘ Da würde es ein Denkmal unſerer Zeit ſein, und man würde ſpäter noch glauben können, daß dieſes Zeitalter Ideale gehabt hätte. Aber ſo: wie ich ſie haſſe, dieſe Reichen in ihrem Blutdurſt. Heute hat mir jemand fünfhundert Mark für die Sonnenanbeterin geboten, und er hat ſich nicht geſchämt. Ich habe ihm geſagt, daß mich der Marmor ſechshundert koſte, da antwortete dieſes Geſchöpf, daß ich mich dann eben ‚verkauft‘ hätte, und er biete mir fünfhundert für die Arbeit. Da habe ich ihn angeſchrien und ge-

ſagt: er kenne ja nur die Wolluſt, einen Armen verbluten zu ſehen, und ich würde lieber das Werk zerſchlagen, als es ihm geben."

Der Bildhauer zuckte konvulſiviſch, als er dies geſagt hatte. Er ging auf das Werk zu und ſtreichelte den Fuß mit der Hand. „Sehen Sie, wie das gemacht iſt! Da iſt doch Können darin; Blick, Empfindung für Anatomie! — Sehen Sie nur. Ach — und das iſt doch ein Gebet." Dann pantherte er wieder im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Thomas ſtehen. „Sie kommen ja von dieſen Menſchen — die uns quälen, uns verbluten laſſen. Sie haben ſich ein wenig von den feinen Sinnen erhalten, von der Klarheit des Geiſtes, die ſonſt von Reichen unter Kiſſen und in üppigen Mahlzeiten erſtickt wird. Sie ahnen wenigſtens, daß die Menſchen mit ihrem Luxus und ihrer Brutalität Unrecht tun. Die da drüben" — er wies über die Alſter in der Richtung des Harveſtehuder Weges — „wiſſen ja gar nicht einmal, was für Beſtien ſie geworden ſind. Und ihre Väter und Großväter haben noch genau ſo gekämpft, wie wir, wie die Arbeiter heute kämpfen müſſen." Sembrowski ſah vor ſich hin. „Wie iſt es zu verſtehen!"

„Ja, Reichtum ertragen heute nur Familien von alter Kultur. Den anderen ätzt der Reichtum die Feinheiten der Seele weg", lächelte Thomas gutmütig.

Edith Cohn hatte sich erhoben. „Das ist widersinnig", entgegnete sie, und nun begann sie doktrinär zu erzählen von all den Reichen, die Millionen für die Arbeiter gestiftet hatten, von der Verwirklichung sozialistischer Ideen in Jena, in der Zeißschen Fabrik, und je mehr sie sich überstürzte, je mehr sich all diese Dinge in ihrem Hirn verwirrten, desto begeisterter sah sie Sembrowski an. Endlich lief sie an einen Nebentisch, von dort nahm sie eine Visitenkarte, hielt sie Thomas mit einer grandios pathetischen Gebärde hin und sagte: „Ist das neue Kultur? Und dieser Mensch wagt fünfhundert Mark für die Sonnenanbeterin zu bieten!"

Thomas las die Karte. ‚Henry F. O'Sun, M. d. B., Hamburg.'

Ihr Gesicht blieb verzerrt, während Thomas die Karte in der Hand hielt. Richtig, so war es gewesen. Thomas hatte nach dem Diner gestern abend von Sembrowski gesprochen und Henry F. hatte sich den Namen notiert, denn er gab etwas auf das künstlerische Urteil von Thomas und hatte schon mehrere gute Kunstspekulationen mit den „Tips" seines Freundes gemacht. So hatte er also auch hier den erpressenden Mäzen gespielt.

Edith genoß in diesem Augenblick aber eine weitaus größere Erregung als Thomas. Sie freute sich über die Wirkung ihrer Worte; sie sah, daß Thomas sich erschrocken hatte, und dieses Erschrecken festigte in ihr den Ausdruck des „Lebenden-

bildartigen". Zudem bemerkte ſie, daß Sembrowski nach Ton eilte, um ſie in dieſer Haltung raſch zu ſkizzieren. Aber erſt, als Sembrowski alles bereit hatte, tat ſie ſo, als ob ſie in eine andere Stellung übergehen wollte, jedoch ganz langſam und vorſichtig. Sie konnte noch zur rechten Zeit erſchrocken zuſammenzucken und in die alte Haltung zurückkehren, als Sembrowski rief: „Um Gottes willen, rühre dich nicht. Das iſt groß, ſo werde ich dich modellieren."

„Aber Lieber" — ſie nickte ihm zu — „ſo wird man vergewaltigt." Und ſie ſtand ſtill, lächelnd, mit halb geöffnetem Munde, trotzdem ſie wußte, daß der Geſichtsausdruck der Erregung in dieſer kleinen Arbeit zwar kaum angedeutet werden würde, aber dieſes erſchrockene Lächeln verſchönte ſie für den Augenblick. Sie war unumſtößlich davon überzeugt, daß ſie für dieſe beiden Männer ein Ideal der Schönheit ſein müſſe, und daß ſie ſich ein weiteres Stück Unſterblichkeit erſchlichen habe, weil Sembrowski ſie wieder modellierte.

Denn ſie glaubte an Sembrowski mit glühender Hingabe. Er mußte, mußte unſterblich werden. Wer ſollte es wohl werden, wenn nicht er? Denn der Unſterblichkeitsgedanke, den ſie im Sinne der Schrift nicht mehr erfaſſen konnte, beſtand für ſie dafür in einer anderen Weiſe in der Kunſt. Sie hatte ſich gequält und in einer ſtändigen Angſt gelebt, daß ein wirklich Genialer einmal von ihr

mißverſtanden werden könne, daß auf ſie ſpäter der Makel fiele, einen Genius überſehen zu haben. Dieſe Angſt, möglicherweiſe von den ſpäteren Generationen den Banauſen zugezählt zu werden, hatte ſie dazu gebracht, jeden frechen Unſinn, jeden „Isмus“ lange mit tiefgefurchten Zügen zu prüfen, um am Schluſſe dieſer Prüfung zu ſagen: „Ja, ich verſtehe, was der Meiſter will. Es iſt doch ſehr fein und tief.“ Alles Unverſtändliche in der Muſik, Malerei und Literatur war von ihr ſo beurteilt und ſchließlich auch ſo empfunden worden. Sie hatte die Dinge ſo empfunden, wie ſie ihr Verſtand empfunden haben wollte. So war ſie wie viele eitle Menſchen heute in eine begreifliche Geſchmacksverirrung hineingeraten. Als ſie Sembrowskis Kunſt kennen lernte, wurde es wenigſtens in Hinſicht auf deſſen Plaſtik anders, denn die Sembrowskiſche Kunſt war eine Kunſt, die ſie im tiefſten Innern beglückte, weil ſie das erſtemal in ihr verſteckte metaphyſiſche Tiefen erreichte und ſo primäre Empfindungen auslöſte, ſie alſo nicht nur verſtandesmäßig beſchäftigte. Deshalb hatte ſie ſich auch mit Freuden in eine ſeeliſche Lehnsabhängigkeit von Sembrowski begeben. —

Mit dieſem Anſatz von Urſprünglichkeit waren aber in Edith zunächſt alle Möglichkeiten ſeeliſcher Entwicklung erſchöpft. Alle nicht auf Sembrowski und ſeine Kunſt ausgehenden Empfindungen blieben ſekundär. Jeder andere Eindruck erſuchte erſt ihren

Verſtand um eine Audienz, und nachdem er ſie erhalten hatte, wurde er dorthin geſandt, wo er verwertet werden konnte. Nichtsdeſtoweniger ereignete ſich dieſer Vorgang meiſt ſo verſteckt, ſo blitzartig, daß ſelbſt dem feinſten Beobachter dieſe Gehirntätigkeit entging und man allgemein glaubte, daß die ſtarken Gefühlsausdrücke dieſer Frau direkt aus dem Temperament herauswüchſen. Und ſie ſelbſt hatte erſt bei den Empfindungen, die Sembrowskis Kunſt in ihr gelöſt hatte, erkannt, daß ihr etwas fehle. Aber ihre Eitelkeit erlaubte ihr nicht, dieſen Mangel unumwunden zuzugeben. Sie überredete ſich ſelbſt, daß ſie tiefer, wertvoller ſei als andere Menſchen, eben infolge dieſer ſcharfen, blitzartigen Filtrierung der Gefühle und deren richtigen Verwendung. Sie verteidigte dieſe Anſicht etwa mit demſelben verzweifelten Stolz, mit dem reingezüchtete Juden ihre Raſſe betonen.

Sembrowski hatte das Tonmodell beendigt. Er ſchob es mit einer gewiſſen erzwungenen Gleichgültigkeit beiſeite, während Thomas es bewunderte und Edith es mit der Tanagratänzerin im Muſeum von Raguſa verglich, ‚einer Antike‘, die aber in Wahrheit erſt in dieſem Augenblick in Ediths Hirn eine fröhliche Geburt feierte. Thomas beſtaunte die Kenntniſſe des jungen Mädchens. Sie ſtand vor der Statuette und Haltung und Blick ſchienen unbeſtechliche Sicherheit und langerprobte Gewohnheit in Beurteilung plaſtiſcher Werke auszudrücken.

„Ich werde dieſe Statue in Marmor ausarbeiten und ‚das Volk‘ nennen“, rollte Sembrowski aus der Sofaecke hervor, wo er ſich eine neue Zigarette drehte. „Sehen Sie, wie ſie den Herrſchenden ihre Forderungen hinhält? Hier, königlicher Kaufmann, iſt der Wechſel — löſe ihn ein — man ſollte die Figur vor das Rathaus ſtellen“, ſetzte er nach einiger Zeit hinzu, „damit ſich die Herren im ſpaniſchen Kragen von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß dieſe Geſellſchaftsordnung bedroht wird, daß das ‚Menetekel‘ ſchon angeſchrieben ſteht . . . .“

Edith Cohn verlor keines dieſer Worte. Man hätte auf den Gedanken kommen können, daß ſie über jedes Wort Sembrowskis ein Tagebuch führte, etwa wie Varnhagen jeden Ausſpruch der Rahel notierte oder Eckermann die Bemerkungen Goethes.

„Was iſt Volk?“ fragte Thomas mit großer Ruhe und ſah, wie ein Erſtaunen über Sembrowskis Antlitz glitt. „Ich möchte wiſſen, was Sie mit dieſer Statue ſagen wollen? Volk — die Herrſchenden ſind doch auch Volk. Mir ſcheint, Sie meinen Proletariat. Ich halte es im übrigen für einen Fehler, einem fertigen Kunſtwerk noch nachträglich eine literariſche Idee unterzuſchieben.“

Sembrowski richtete ſich ein wenig auf. Er hatte die Arme auf den Tiſch geſtützt und ſog an der Zigarette, die ſich immer wieder zu entrollen drohte. Er leckte fortwährend an dem dünnen

Papier, ſpie kleine Tabakreſte auf den Boden und ſprach dann, faſt herausfordernd unhöflich und verächtlich, in die Luft hinein.

Aber je mehr er ſprach, je mehr Edith ihn anſtarrte, deſto peinlicher wurde Thomas zumute. Er hörte die Phraſen, die heute keinen mittelmäßig begabten Gymnaſiaſten mehr rühren können, von einem Menſchen vortragen, deſſen Künſtlerſchaft er beſtaunte. Er hörte, wie dieſer Mann alle Forderungen des Sozialismus auf ſeine Kunſt bezog, wie er die Ausführung oder Nichtausführung ſeiner künſtleriſchen Pläne ſchließlich als Leben oder Tod alles Sozialismus zu betrachten ſchien. Thomas ſpürte, nachdem er den ganzen Gedankenkreislauf erfaßt hatte, am Ende doch neben den Empfindungen des Mitleidens auch einen Lachreiz. Er dachte: ‚Wenn dieſer Mann Dichter geworden wäre, hätte er einen Roman über den Sozialismus geſchrieben. Dadurch hätte er ſeine Seelennöte beruhigt. Er leidet nur am Unausgeſprochenen. Marmor iſt kein Material, in dem man ſolche Fragen klären kann‘.

Thomas war erfreut, als die Rede Sembrowskis durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen wurde. Der Bildhauer, deſſen Geſichtszüge ſich während der Rede in gewiſſer, wellenartiger Regelmäßigkeit bewegt hatten, bekam beim Hören dieſes Klopfens einen plötzlich verzerrten Ausdruck. Edith ſteckte den Hals vor. Dann rief Sembrowski

„Herein!“ und ſprang erfreut auf, als Doktor Rudolf Cohn in das Atelier trat.

„Setzen Sie ſich, lieber Doktor. Bei dem Regen! Kommen Sie, wir hängen Ihren Mantel an die Heizung.“

Rudolf Cohn dankte, gab Thomas ſtillſchweigend die Hand und drückte ſich in die Ecke des Wachstuchſofas. Er zog ein Etui mit großen, dicken Zigaretten aus der Taſche, öffnete es durch einen Druck ſeines kralligen Daumens auf die Springfeder und bot die Zigaretten an: „Rauchen Sie mal nicht immer Ihre Ruſſen, Sembrowski. Und erzählen Sie weiter, was Sie eben ſo laut Herrn Doktor Dingſtäde mitteilten. Vielleicht kann ich das alles Sonnabend in meiner Rede gegen das Wahlrecht brauchen. Ich beliebe meine rhetoriſchen Eier in der kochenden Volksſeele zu ſieden“, ſetzte er nach einiger Zeit hinzu, um Sembrowski ganz niederzuſchlagen.

Sembrowski war wirklich verlegen geworden. Er ging wieder auf und ab, und als er endlich vor Thomas ſtehenblieb, ſagte er gepreßt: „Der Doktor iſt furchtbar. Er mordet alles durch ſeinen Wirklichkeitsſinn.“ Dann lächelte er gequält und ſagte: „Auf das hofft man nun.“

„Hoffen Sie lieber nicht, mein unkluger Meiſter“, erwiderte Rudolf Cohn, „und wenn Sie ein Werk an die Blutſauger — ſo ähnlich hörte ich es wenigſtens ſchon vor der Tür — verkaufen können,

tun Sie es ja. Oder ſind Sie der Überzeugung, daß es die erſte Tat des Zukunftsſtaates ſein wird, Ihnen zweitauſend Statuen in Auftrag zu geben?“

Dann ſprach Rudolf Cohn über die Sonnenanbeterin. Er ſprach ganz objektiv, machte ein paar kluge Bemerkungen über die Einzelpartien des Aktes und ſagte ſogar, indem er ſich direkt auf Edith bezog: „Selbſt die Farbe des Auges haben Sie wiedergegeben.“ Und während er ſprach, beobachtete er innerlich dieſen verfeinten Doktor Thomas Dingſtäde an ſeiner Seite, der feſt erwartet hatte, daß der Bruder, wenn er das Vorgehen ſeiner Schweſter ſchon guthieß, mit keinem Worte von dem Kunſtwerk ſprechen und die Reize des Mädchens ſo kühl und ſachlich betonen würde.

Rudolf Cohn ſah, wie der junge Mann die Augenlider zuſammenzog, wie er nervös ein wenig Staub von ſeinem Anzug abklopfte und den Kopf hin- und herwandte.

Da hatte Doktor Rudolf Cohn wieder einmal dasſelbe Gefühl der Befriedigung, das auch dem alten Dingſtäde das Daſein verſchönen mußte: das Gefühl der Herrſchaft!

Aber als er die Augen wieder nach der Statue wandte, traf ihn der Blick ſeiner Schweſter. Sie hatte ihre alte Stellung wieder eingenommen. Im Korbſtuhl unter der Sonnenanbeterin, den Ellenbogen des rechten Armes auf das übergeſchlagene Bein geſtemmt, das Kinn in der Hand und die

Fingernägel gegen den Mund gepreßt. Sie sah ihren Bruder starr an. ‚Ich kenne dich', hieß dieser Blick. ‚Was aus uns beiden wird — abwarten'.

„Nicht wahr, die Rede meines Bruders in der Bürgerschaft war klassisch. Cato, du!" Sie stand auf und ging auf Rudolf Cohn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du bist ein Mann", sagte sie ein wenig pathetisch und strich ihm über den Kopf. Rudolf Cohn ließ das alles über sich ergehen und steckte sich inzwischen eine zweite Zigarette an.

Alle diese Eindrücke, dieses Fluidum einer seltsamen Welt, die ihn an die tropische Welt seiner Vorstellungen heute in der Börse erinnerten, erregten Thomas in einer verwirrenden Weise. Er glaubte gestorben zu sein und plötzlich wieder aufzuleben; dann glaubte er wieder, daß jahrtausende alte Reste von Vorstellungen, die in ihm verborgen waren, auf einmal frei geworden seien; er fühlte irgendwelche Beziehungen zu Indien, zu den Kulturländern am Ganges; phantastische, halb zerrissene Gedankenfetzen wehten ihm im Hirn, tropische Blumenranken und Nirvanavorstellungen, während der Hamburger Regen auf dem Glasdach des Ateliers im öden Marschtakt trommelte.

Thomas erhob sich gleichzeitig mit Doktor Rudolf Cohn und verabschiedete sich von Sembrowski und Edith, während der Anwalt nur einen flüchtigen Gruß hinübersandte. „Denken Sie daran",

ſagte Edith, „daß Sie einen Menſchen ſenden, der das Geld gibt, um die Sonnenanbeterin am Rande der Wüſte aufſtellen zu können.“

„Er wird morgen zwei Leute ſchicken, die ſich hier im Atelier darum prügeln werden“, ſagte Rudolf Cohn. „Kommen Sie, Herr Doktor.“

Beim Gehen fühlte Thomas, daß auch hier ſich eine Wolke voll von Spannung zuſammenzuziehen begann. Gegen Rudolf Cohn würde ſich der Blitz nicht kehren — jedoch gegen ihn, trotzdem der Anwalt es eigentlich geweſen war, der dieſe widerſtrebende Stimmung in die Geſellſchaft hineingebracht hatte. Er glaubte aber, daß dieſe beiden Menſchen im Atelier gegen ihn jetzt die Fäuſte erheben würden, weil er für ſie das nahegekommene Raubtier ſein mußte; er glaubte, ſie reden zu hören. Aber er ahnte nicht, daß Edith Cohn zu Sembrowski ſagte: „Weich wie Wachs. Alle ſeine liberalen Ideen ſind Stimmungen. Er wird von anderen geformt. Zu verwerten iſt er nur, wenn die anderen ihn auch härten können.“

„Wachs kann man nicht härten“, erwiderte Sembrowski ein wenig pedantiſch.

Während dieſer Unterredung äußerte Doktor Rudolf Cohn zu Thomas: „Das ſind ſo Ornamente zum Bau des Sozialismus. Meine Schweſter iſt nur Temperament. Und der Sembrowski iſt ein Phantaſt. Von der wahren Seite der Sachen haben die keine Ahnung. Im Grunde iſt die ſo-

zialiſtiſche Idee nur eine Form künſtleriſcher Leidenſchaft bei den beiden."

„Und der wahre Sozialismus?" fragte Thomas, während der Regen ihm von der Seite in das Geſicht ſchlug und die linke Wange erhitzte.

„Ein Geſchäft. Nur nicht ganz in den Formen des Bürgerlichen oder des Handelsgeſetzbuches. Die Papiere ſind auch nicht börſenfähig. Ein Geſchäft etwa wie ein Krieg. Zitat nach Clauſewitz, um Ihre Erregung gleich zu dämpfen. Nichts weiter. Alles andere iſt Privatſache."

Beim Abſchied ſagte der Anwalt, während er frierend auf ſeinen kurzen Beinen hin und her trat: „Ich erwarte Sie alſo Sonnabend. Verſuchen Sie übrigens, dem Sembrowski irgendeinen Auftrag zu verſchaffen. Der arme Kerl hungert." —

Thomas verſprach zu kommen. Am Abend traf er Amélie von Halſtenbeck bei Konſul Kaack, und auf ſein Zureden wurde von der Familie Halſtenbeck der Plan einer Brunnenanlage im Halſtenbeckſchen Garten gefaßt. Die Arbeit ſollte Sembrowski zukommen.

„Aber hübſch muß es werden", meinte Frau Senator von Halſtenbeck, „ſo ein Springbrunnen mit einer Glaskugel und einem Baſſin für Goldfiſche."

6.

Amélie von Halſtenbeck hatte bei Profeſſor Parkner Malſtunde gehabt. Sie malte wirklich recht hübſche Blütenlandſchaften, die ſie zu Familienfeiern verſchenkte oder auf Wohltätigkeitsfeſten verſteigern ließ. Sie betrachtete die Kunſt als ihr Reſſort in der Familie, und ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß ſie zu Sembrowski fuhr, um mit ihm über die Anlage des Brunnens zu verhandeln. Es war Sonnabend in der trüben, ſpäten Nachmittagsſtunde. Die Frau Senator war in der elektriſchen Bahn nach Harveſtehude gefahren, wo ſie einen Beſuch zu machen hatte. Der Halſtenbeckſche Traber patſchte auf friſchgefallenem, wäſſerigen Schnee, daß der feuchte Schmutz bei jedem Schritt des Pferdes zur Seite ſpritzte, als ob ein Geſchoß krepiert ſei. Oft genug wandte ſich einer der Paſſanten, der von dem Schmutz beſudelt war, unwillig nach dem Coupé um; und Amélie empfand dann immer ein Gefühl von Freude und kalter Überlegenheit und mit einem gewiſſen Hohn dachte ſie an ein Gedicht von Chauteaubriand, das ſie in der Schule gelernt hatte und in dem die Zeilen vorkamen:

„qui a conduit deux rosses,
a trente sous pour le passant.
Le peuple, écrasé par la roue
Maudit l'enfant du porcheron . . .“

So befand ſie ſich in einem Zuſtand exkluſivſter Kälte und Überlegenheit, als ſie das Sembrowskiſche Atelier betrat, und der Bildhauer die Dame faſſungslos anſtarrte, die ſo plötzlich und unerwartet in dieſen Räumen erſchien. Edith Cohn hockte auf ihrem Platz vor der Sonnenanbeterin und kaute vorſichtig an den Fingerſpitzen.

„Sie ſind der Bildhauer Sembrowski“, begann Amélie.

„Ja.“

„Ich bin die Tochter des Senators von Halſtenbeck. Herr Doktor Thomas Dingſtäde ſprach mir von Ihnen, und ich würde gern einige Ihrer Werke in Augenſchein nehmen.“ Amélie hatte ihr Lorgnon kampfbereit gemacht und ſtand erwartungsvoll inmitten der Arbeiten, mit einem Ausdruck: ‚So, nun zeige mir.‘

Der Bildhauer wußte nicht, was er ſagen ſollte. Edith wandte langſam den Kopf, dann erhob ſie ſich. „Ich muß meinem Freunde zu Hilfe kommen“, ſagte ſie. „Alle geſellſchaftlichen Formen ſind ihm etwas Fremdes. Ich bin Edith Cohn, die Schweſter des Rechtsanwalts Doktor Rudolf

Cohn, deſſen Name Ihnen wohl bekannt ſein wird.“

Amélie war überraſcht, ſie hatte Edith für ein Modell gehalten und ſie abſichtlich überſehen. So kam ſie in Verſuchung, die Lorgnette zu heben und die junge Dame theatraliſch zu muſtern. Aber inſtinktiv begriff ſie, daß Edith Cohn ſich dergleichen kaum gefallen ließe. Amélie hatte außerdem von jeher erklärt, eine Bewunderung für Doktor Cohn zu haben. Sie hatte in einem gewiſſen ſelbſtgefälligen Liberalismus immer wieder den Geiſt des Anwaltes betont und bei Diners Sätze aus ſeinen Bürgerſchaftsreden zitiert. Äſthetiſche Naturen genießen eben das Feine und Schöne überall dort, wo ſie es finden, und beſonders glücklich ſind ſie, wenn ihnen ein Gegner dazu Gelegenheit gibt. Das macht einen innerlich freien Eindruck.

So gab Amélie denn der jungen Dame die Hand. „Das iſt mir eine beſondere Freude“, ſagte ſie. „Ich gehöre zu den Freunden und Gegnern Ihres Bruders.“

Durch dieſe alberne Wendung hatte ſie die andere für ſich eingenommen. Edith verſuchte noch einen Moment, kritiſch zu ſein, dann aber ſtumpfte ihre Eitelkeit die Schärfe ihres Denkens ab. In ihrem Herzen ſchlugen alle die Flammen der Begeiſterung für den Bruder empor; Stolz und Glückſeligkeit erfüllten ihr Herz, ſie verlor all ihre Zurückhaltung und ſagte: „Nicht wahr, er iſt groß.“

Sie war zufrieden, das der Tochter eines Senators ſagen zu können und einer bejahenden Antwort ſicher zu ſein.

„Das iſt er.“ Amélie hatte auf eine ſo prompte Wirkung ihrer Worte nicht gerechnet. Aber ſie freute ſich, denn dieſes dunkle, ſchlanke Mädchen erregte ihr Intereſſe. Sie hörte dieſe leiſe Stimme, die ihr merkwürdig vertieft zu klingen ſchien; ſie ſah das Leuchten dieſer Augen und die Biegſamkeit des Körpers, deſſen Muskeln kreiſten wie die eines jungen Raubtieres.

Aber in Amélie von Halſtenbeck erwachten noch andere Erinnerungen.

Sie war mit Hortenſe de Montfleury in der Penſion geweſen. Hortenſe war von derſelben Art. So begeiſternd fremd, ſo unerhört. Amélie hatte ſie nie vergeſſen können.

Sie fühlte, wie ihre Stimme zögernder wurde.

„Wollen Sie den Führer machen? Es wäre eine Freude für mich, hier von der Schweſter des geiſtvollſten Redners in Hamburg geführt zu werden.“ Und nun trafen ſich die Blicke der beiden Frauen. Amélies Augen brannten. ‚Ganz Hortenſe‘, dachte ſie. Henry O'Sun würde über dieſen Geſichtsausdruck ſeine Gloſſen gemacht haben. Über Edith war eine merkwürdige Unruhe gekommen. ‚Was für ein ſonderbares Menſchenkind‘, überlegte ſie. ‚So fein, gar nicht plump und materiell.‘

„Ich werde Sie gleich zu der bedeutendsten Arbeit meines Freundes führen", begann sie. „Sehen Sie hier: die Sonnenanbeterin."

Amélie hob das Lorgnon. „Aber das ist doch nicht Hortense . . ."

„Das bin ich", sagte Edith mit einer fast natürlichen Einfachheit, da sie über eine Arbeit von Sembrowski sprach.

„Das sind Sie?" Amélie ließ ihre Blicke rasch über den Körper des jungen Mädchens gleiten. „Es ist verblüffend. Ich hatte in der Pension eine Freundin. Wir liebten uns sehr. Wissen Sie, sehr." Sie sah Edith fragend an und ihr wurde heiß, als diese unbefangen nickte.

Und dann glitten die Blicke des schlanken, blonden Mädchens über das Werk des Künstlers. Sie sah die Statue an, gemein, laienhaft, ohne das Ringen einer Künstlerseele nur von ferne zu ahnen. Sie sah nur Form, nur Fleisch. Nichts weiter. Sie verglich nur; erinnerte sich und prüfte wieder, ob Sembrowski wohl eine Linie idealisiert habe. Dann sprach sie wieder von ihrer Freundin.

„Sie hieß Hortense de Monfleury. Ihr Vater hatte ein Châlet bei Nimes — wissen Sie — ein Haus mit großen, jalousiegeschützten Fenstern und einem hohen, gebrochenen Dach. Der Garten lag hoch über dem Lande, das braun und grau bis unten an die Steinmauern wellte. Im Garten waren Zypressenwege und Steineichen und sehr

viele rote Roſen. Die dufteten am ſtärkſten, wenn die Sonne eben untergegangen war. In der Nacht gingen Hortenſe und ich Arm in Arm durch die Roſengänge und ſahen, wie ſich die großen Sterne in der Brunnenſchale mit den Sandſteinfiguren um die Wette ſpiegelten. Dann ſaßen wir ſtundenlang an der Baluſtrade, eng aneinandergeſchmiegt. Wir badeten einmal auch bei Mondſchein."

„Das muß ſehr ſchön geweſen ſein", meinte Edith begierig. Sie kannte die Novellen von Jacobſon nicht. Aber Amélie hatte ſie von Doktor Oldekop als Vielliebchen geſchenkt bekommen und an einem langweiligen Regentage ſogar geleſen.

„Das war es auch. Und wiſſen Sie — dieſe Hortenſe hatte denſelben Halsanſatz wie Sie."

„So."

„Ja —." Amélie ſprach, als ob ſie zwei Statuen vergliche. Sie warf raſch einen Blick rückwärts und ſah, daß Sembrowski in einem anatomiſchen Atlas blätterte. Dann fuhr ſie halblaut fort: „Und dieſelben ſchönen, jäh aufſteigenden Brüſte, die in unſerer Zeit ſo ſelten ſind."

Edith ſah unruhig hin und her. „Die Provence muß ſchön ſein."

„Wunderbar! Wenn es Ihnen Freude macht, werde ich Ihnen ein paar Aquarelle zeigen, die ich dort malte. Tun Sie mir die Liebe und kommen Sie mit mir zum Tee. Nein, nein, nein, keine Widerrede. Wir ſind ganz allein, niemand iſt zu

Hauſe, und wir nehmen den Tee in meinem Zimmer. Da können wir ſchwatzen, und ich zeige Ihnen die Bildchen.“

Alle dieſe Worte waren begleitet von ſehr langen und ſehr tiefen Blicken. Amélie war in dieſen Augenblicken ganz ſie ſelbſt. Sie pflegte ſeine und reizbare Geiſter kraft ihrer ſtarken Intelligenz, ihres Willens und ihrer Situationskenntnis in pſychiſche Grenzgebiete hineinzudrängen, die jenen bis dahin fremd waren und in denen ſie ſich unſicher und ſchwach fühlten. Dann war es ihr ein leichtes, ihren zerſetzenden Einfluß auszuüben, und eine ſolche planmäßige Zerſtörung gewährte ihr reſtloſe Befriedigung. Es ſchien, als ob der Raſſenmiſchling, der ſie war, ſeine eigentliche Lebenskraft dort am ſtärkſten entfalten konnte, wo Unklarheit und Dämmerung herrſchten.

Amélie hatte in Edith Eitelkeit und eine unbeſchreibliche Gier nach Erleben entfeſſelt. In Edith tauchten jäh ausbrechende Erinnerungen aus den Glanzzeiten ihres Geſchlechtes auf, die plötzliche ſtarke Sehnſucht, den Trägern der Ziviliſation nahe zu ſein, wie ihre Vorfahren, die kultivierten Rabbiner in Amſterdam und Leyden. Sie wünſchte glühend, im Komfort leben zu können, in einem ſtillen, hellen Zimmer mit dieſem wohlgepflegten und beſtrickenden Menſchenkind zu verweilen und eine den meiſten unbegreifliche, ihr aber von Amélie plötzlich nahegeführte Glut überheißer Frauenleidenſchaft zu genießen.

Sie nahm die Einladung an. Über Amélies Antlitz ging ein flüchtiges Wetterleuchten.

Nun wandte sie sich Sembrowski zu. Sie erschrak fast, als sie den Künstler ansah. Daß es Männer gibt, die das alles begreifen! Sein Antlitz war blaß, seine Augen waren hervorgetreten und dieses ganze Gesicht drückte Wut und Verzweiflung aus. Kein Zweifel: Sembrowski war bis zur momentanen geistigen Verwirrung eifersüchtig. Endlich fragte er stotternd: „Willst du mitgehen?"

Edith antwortete mit erzwungener Selbstverständlichkeit: „Gern."

„Herr Sembrowski, Sie sind doch damit einverstanden", fragte Amélie, „daß ich Ihnen Ihre schöne Freundin entführe? Nicht wahr, Sie können es mir nachempfinden?" Und mit wollüstiger Bosheit fuhr sie fort: „Aber ich will doch den Zweck dieses Besuches nicht vergessen. Ich möchte Ihnen einen Auftrag überbringen. Wollen Sie für unseren Garten wohl einen Brunnen anfertigen?"

Sembrowski fühlte die würgende Kraft des Schicksals, das ihn zwingen würde, von dieser blonden, glatten Person, die ihm sein Liebstes abspenstig machen wollte, noch eine Arbeit anzunehmen. Er sah lauernd und gehässig zu der eleganten Dame hinüber, deren feines Köpfchen aus kostbarem Pelzwerk herausſah, überflüssig, parasitisch und alle wilden Instinkte der Armut hervorzerrend. Ihm schossen die tausend Wendungen durch den Kopf, die

er ſo oft in ſeinen — ach, nur erträumten Zwiegeſprächen mit den Reichen dieſen ins Geſicht geſchleudert hatte: „Es iſt eine Gnade, wenn ich mich herablaſſe, für euch etwas zu arbeiten.“

Und nun?

Verhungern mußte er, wenn er nicht „ja“ ſagte. Um Vorſchuß bitten, ehe er überhaupt mit der Arbeit beginnen konnte, nur damit er ein wenig Kraft und Konzentration im Hirn hätte, in dieſem Gigantenhirn, das auf die Dauer nicht von dünnem Tee und ſchlechten Zigaretten leben konnte. Ein Genius hat merkwürdigerweiſe keinen anderen Hunger als ein Börſenmakler. Und Sembrowski, der von Doktor Rudolf Cohn nie einen Pfennig angenommen, der ſich nicht einmal über das gewöhnliche Maß hinaus von ihm hatte einladen laſſen, er fragte nach den Wünſchen der Familie Halſtenbeck.

Nun holte Amélie von Halſtenbeck zum letzten Schlage aus, um den Paria zu zerſchmettern, der es, wenn auch nur durch ſeinen Geſichtsausdruck, wagen konnte, ihren Wünſchen entgegenzutreten. Sie ſagte mit kalter Ruhe: „Meine Mutter dachte es ſich ſehr hübſch: Einen Springbrunnen in Marmor mit einer Glaskugel und einem Baſſin für Goldfiſche.“

Dann ſah ſie lauernd zu Edith Cohn hinüber, als ob ſie ſagen wollte: „Du wirſt ſehen, dein Freund, der Titan, nimmt einen ſolchen Auftrag

an, den man ſonſt kaum einem beſſeren Steinmetzen zu geben wagt.“

Edith wartete auf den wilden Ausbruch Sembrowskis; ſie wartete ängſtlich, ſenſationslüſtern und gierig darauf, daß er jetzt alles das herausſchleudern würde, was er ihr wie in einer Probe gewiſſermaßen hundertmal erzählt hatte, was er den Mördern „da drüben“ alles ſagen wollte, wenn ſie zu ihm kämen. Sie wartete, daß ſeine Stirn ſich zuſammenziehen, daß die wurzelartigen Finger ſich krampfen ſollten, daß die Stimme überſchnappte und die Augen herausträten aus den Höhlen und ausſähen wie Glasmarmel, mit denen die Kinder in den Vorſtadtſtraßen ſpielen. Sie wartete darauf wie auf eine große Arie in der Oper.

Aber die Arie fiel aus.

Sembrowski huſtete trocken und entgegnete mit einem gequälten Lächeln: „Mit Goldfiſchen, jawohl, mit Goldfiſchen. Mit einer Glaskugel. Sehr ſchön.“

Er hat es wirklich verſtanden, grauſte es Edith.

‚Ich habe es verſtanden‘, dachte Sembrowski. ‚Nur eins verſtehe ich nicht, daß die Sonnenanbeterin nicht von ihrem Sockel herabſteigt und mich zertritt. Es iſt wirklich ſehr merkwürdig; es liegt eben einfach daran, daß die Sonnenanbeterin doch aus Marmor iſt und ſich nicht bewegen kann.‘

Natürlich, daran liegt es.

‚Eigentlich könnte ich die Schamloſigkeit jetzt noch weiter treiben‘, überlegte der Bildhauer, ‚und

um einen Koſtenvorſchuß bitten. Ich bin ja nun einmal von der Bande zum Schwein gemacht. Fünfhundert Mark zum Arbeiten, fünfhundert zum Freſſen'. So bat er denn um einen Koſtenvorſchuß von tauſend Mark.

Amélie von Halſtenbeck hob die Lorgnette. „Tauſend Mark?"

„Der Marmor iſt ſo teuer."

Amélie ſah zu Edith hinüber und ſah ſie an, als ob ſie eine Unterſtützung ihres Zweifels von Edith erwarte. Aber Edith beeilte ſich zu ſagen, daß der Marmor wirklich ſo teuer ſei. Da nickte Amélie Edith beſeligend zu und ſagte zu Sembrowski: „Dann werde ich Ihnen auf Ihr Bankkonto tauſend Mark durch Papa abſchreiben laſſen."

„Ich habe kein Bankkonto."

„Sie haben kein . . ." Amélie lächelte vernichtend, tat, als ob ſie ohne Abſicht eine Taktloſigkeit begangen hätte und ſagte beruhigend: „Oh, nun, dann wird es Ihnen zugeſandt werden. Sie kommen in den nächſten Tagen vielleicht einmal bei uns vorüber und ſehen ſich den Platz an. Nun wollen wir aber gehen. Kommen Sie, liebes Fräulein Cohn."

Im Gehen neigte ſie den Kopf, legte ihren Arm um Edith, die ſich mit einem raſchen Gruß von Sembrowski verabſchiedet hatte, und dann gingen die beiden jungen Mädchen aus dem Atelier. Sembrowski ſah, daß Edith zum erſtenmal, ſeit er ſie

kannte, ihre Sicherheit verloren hatte. Sie wußte nicht recht, wie ſie von ihm Abſchied nehmen ſollte.

Draußen ſtand das Halſtenbeckſche Coupé. Der Traber hatte die Vorderhand weit vor und die Hinterhand weit zurückgeſetzt und ähnelte jetzt jenen kupfernen Löwen, die in der romaniſchen Zeit in den Kirchen als Waſſerkrüge verwandt wurden. Daß der Kutſcher mit der rechten Hand an den Hutrand faßte, war in der Dunkelheit nicht mehr recht zu ſehen. Amélie ſchob die neue Freundin in das Coupé. Als der Wagen losplätſcherte, neigte ſich Amélie über Ediths Hände. Sie ſah, als ſie ſich neigte, raſch prüfend in die Augen des jungen Mädchens, und ſie erkannte, daß ihre Nachbarin ſtolz war, anerkannt zu werden, daß ſie eine endliche Befriedigung jener nagenden, den Juden ſo eigenen Eitelkeit verſpürte, aufgenommen zu werden in die Kreiſe der Herrſchenden, mit zu jenen zu gehören, denen das Manna des Herrſchens tägliche Speiſe iſt. Amélie kannte die feinſten Feinheiten eben jener Raſſe, deren Blut ſich in ihr mit dem kühlen, niederſächſiſchen gemiſcht hatte, viel genauer als Edith. Und ſo ſagte ſie: „Laß mich deine Hände küſſen, Edith. Nimm es als Huldigung für deinen Bruder.“

Wenn in Edith noch irgendein Reſt von Klarheit geweſen wäre, dann hätte den dieſe Bemerkung vollkommen verwiſcht.

Edith zitterte.

„Schöne Hände haſt du. Wie Hortenſe. Dieſelbe Blütenfriſche. Du Sonnenanbeterin. Wie ſchön mußt du ſein.“ Und dann nahm ſie wie in einer plötzlichen tiefen Erregung Ediths Kopf in ihre Hände und küßte ihr die Lippen.

Draußen ſchwammen Häuſer, Lichter, Dampfer und Menſchen in einem perlgrauen Dunſt und alles, Empfindung, Vorſtellung, Phänomene, Handlungen, Sehnſucht und Urteil, verfloſſen form- und willenlos ineinander, zu einem gemeinen, undiſziplinierten Brei.

So war auch das Weltbild Sembrowskis geworden, der dieſen grauen Nebel auf ſeinem Atelierdach als eine Fortſetzung ſeines Seelenlebens empfand. „Wo iſt Grenze, wo iſt Form“, ſagte er ſich. „Alle Abgrenzung iſt Menſchenwahn, iſt eine bewußte Täuſchung unſerer ſelbſt. Warum zerrinnt die Sonnenanbeterin nicht? Löſt ſich nicht in Schleim auf? Wo ſind Grenzen! Edith . . . Ich hab' mich ihr zu Füßen geworfen, meine Seele war der Teppich ihrer Gedanken. Ich habe jede Faſer ihres Weſens verehrt, durchforſcht; nichts ſchien mir heilig genug, um ſie zu feiern. Und da kommt dies . . . .“

Er mochte den Gedanken nicht zu Ende denken. Wie ſtumpfſinnig wiederholte er ſich das Problem von der unſicheren Begrenztheit alles Seins; von der Illuſion der Linie, wie er es nannte.

Die Menſchheit geht zugrunde an dieſem Glauben an das Beſtehen der Linien.

Oh, wenn ſie den Mut hätte, zu erkennen, daß das ein Trug der Volksvergiſter iſt, ein Trug der Mathematiker und Moraliſten! wie gemein und groß würde ſie ſein!

Der Abend hatte ganz von dem müden Raum Beſitz ergriffen und über dem Glasdach des Ateliers vibrierten bereits die Milchſtröme des Bogenlichts vom Alſterdamm her, als Sembrowski durch ein Klopfen an der Tür aus ſeinen Betrachtungen geriſſen wurde. Dann trat Doktor Rudolf Cohn in den Raum und wünſchte einen guten Abend.

„Guten Abend", murmelte der Bildhauer.

„Aber warum ſitzen Sie denn hier in der Dunkelheit?" fragte der Anwalt. „Ich wollte Sie und Edith zur Verſammlung abholen. Wo iſt denn Edith?"

„Weg."

„Was heißt weg?" Doktor Cohns Stimme klang herausfordernd und hart.

„Das gnädige Fräulein vom Herrn Senator von Halſtenbeck haben geruht, ihr eine Liebeserklärung zu machen und ſie in dero Wagen zu entführen. Und ich habe ſie verkauft. Ausgeboten. Da. Durch dieſes viehiſche Werk!"

Er ergriff den Hammer und wollte die Statue zerſchmettern. Rudolf Cohn packte ihn am Arm.

„Seien Sie nicht albern. Derartige Theaterbanalitäten machen heutzutage keinen Eindruck mehr.“

Der Bildhauer ſetzte ſich erſchöpft in einen Stuhl. Rudolf Cohn trat auf ihn zu und fragte, was denn das alles bedeute.

Sembrowski ſagte einige Zynismen. Rudolf Cohn hörte nicht darauf, aber er hatte begriffen, worum es ſich handelte. Er ſchritt erregt im Atelier auf und ab. Dann blieb er vor Sembrowski ſtehen. „Ich habe nie ein Wort über Ihre Beziehungen zu Edith verloren“, ſagte er nach einer Weile. „Ich will daher auch nicht viel über ihre Löſung ſagen. Im allgemeinen iſt die Liebe ja ſonſt der Punkt, in dem der Künſtler dem Plutokraten über iſt. Aber, wie es ſcheint, der Plutokratin nicht.“ Er ging wieder auf und ab und ſagte nach kurzer Zeit mit einer Ruhe, die dem Bildhauer unnatürlich vorkam: „Für meine politiſche Poſition iſt mir dieſe Verbindung natürlich ſehr unangenehm. Aber Frauen leben ja meiſtens triebhaft, ohne ſich auch nur im geringſten die Folgen ihrer Handlungen klarzumachen. Und keine Frauenbewegung wird uns von ſolchen unvorhergeſehenen Ereigniſſen befreien.“

Der Bildhauer hatte ſich inzwiſchen erhoben. „Aber fühlen Sie nicht —“, ſchrie er plötzlich, „fühlen Sie nicht die Erniedrigung, die Gemeinheit! Daß die Reichen mir noch das Einzige wegreißen, was ich hatte.“

Auf dem Dache tanzte der Regen, als ob Kies auf die Scheiben geworfen würde. Der Anwalt hatte sich in der Dämmerung zu einem Stuhl hingetastet und spielte mit dem Manuskript seiner Rede, während er diese halbe Dunkelheit wohltuend über sich ergehen ließ.

„Es ist eine Situation, um wollüstig theoretisch zu werden", meinte er nach einiger Zeit. „Sie erleben die Geschichte von der Gewissenlosigkeit der Reichen mit den vielen Schafen, und den Schmerz des Armen mit dem einen Schaf. Und nun machen Sie die Erfahrung, daß eine Binsenweisheit, ein biblisch-volkstümlicher Moralsatz, den Sie bis dahin nur in einer paradoxen Oscar-Wildeschen Umkehrung genießen konnten, der Wirklichkeit entspricht."

„Das ist furchtbar", stöhnte der Bildhauer. „Aber diese Bourgeoisiemoral sitzt uns ja noch allen in den Knochen."

„Ja", entgegnete Doktor Cohn und imitierte den Tonfall eines Professors, „der Körper des Kindes wird verzehrt von den Krankheiten der Mutter."

Dann als Rudolf Cohn sich gerade erhoben und den Weg zur Versammlung antreten wollte, klopfte es, und der Halstenbeckſche Diener brachte einen Brief. Der Diener lächelte eigen, ein richtiges Dienerlächeln; er freute sich im Innern, daß er einem Künstler dasselbe devote Entgegenkommen

vorſpiegelte, das er den Senatoren und Groſſiſten aus Überzeugung und gegen Barzahlung bewies. Er überreichte dem „Herrn Profeſſor“ einen Brief von Edith. Dann empfahl er ſich. Das violette Briefpapier der Amélie von Halſtenbeck war durchdringend parfümiert.

Edith ſchrieb, daß ſie Sembrowski erwarte, heute abend, um Rudolfs Triumph in der Verſammlung zu erleben. „Fräulein von Halſtenbeck brennt darauf, Rudolf zu hören. Nicht wahr, Geliebter, Du wirſt auch Amélie ein wenig von der Neigung geben, die Du für mich übrig haſt. Auch ſie empfindet mit uns den großen, ſozialiſtiſchen Gedanken.“

„Was für eine Schweinerei der Gefühle!“ ſagte Rudolf Cohn, der den Brief geleſen hatte. „Dumm und ekelhaft. Amélie von Halſtenbeck Sozialiſtin! Beſtenfalls äſthetiſcher Salonſozialismus; faul, unwahr. Der Sozialismus krankt ja ſchon daran, daß eine Führung durch Intellektuelle notwendig iſt. Und nun erſt ſo etwas. Ein neues Spielzeug.“

„Wollen Sie uns alle nicht als echte Sozialiſten anerkennen?“ entgegnete Sembrowski. „Gerade S i e. — Ich verſtehe nicht . . .“

Der Anwalt nahm den erregten Künſtler beim Arm. „Kommen Sie. Ich bin bereits rhetoriſch geſtimmt. Ich will ſagen: der Zerſetzungsfaktor und

damit die Tragödie jeder politiſchen Demokratie iſt die Notwendigkeit exzeptioneller Köpfe.“

Die elektriſche Bahn brachte ſie durch Regen und Nebel in ein Verſammlungslokal, das ſie durch einen Nebeneingang betraten. Von dem abgeſchloſſenen Vorſtandszimmer aus hörten ſie das Gemurmel aus dem anſtoßenden Rieſenſaal. „Doktor Rudolf Cohn, M. d. B., der Wahlrechtsraub“ ſtand auf der Tagesordnung.

7.

Die Vorgänge in der Familie Dingſtäde und die Stellungnahme ſeiner Frau zu ſeinen ſeeliſchen Kämpfen hatten Thomas für das erſte auf einen Standpunkt völliger Zurückgezogenheit gedrängt. „Der Feldherr bezog ein befeſtigtes Lager", heißt es bei Cäſar in ähnlichen Fällen. Thomas verließ ſein Arbeitszimmer nur noch ſehr ſelten; die Mahlzeiten nahm er ſchweigend mit Liesbeth zuſammen, die für gewöhnlich mit Tränen kämpfte, denn ihr Mann ſchlief im Fremdenzimmer und ſie fühlte ſich vor den Dienſtboten in ihrer Würde verletzt. Alles um ihn herum war bitter und ekelhaft. Um ſo gründlicher vertiefte er ſich in die nationalökonomiſchen und politiſchen Werke, die zu großen Haufen auf dem Mahagonitiſch in ſeinem Arbeitszimmer aufgetürmt lagen. Er verſuchte zunächſt, dieſes ganze lebendige Weſen Geſellſchaft, das ja aber doch kein Organismus iſt, in ſeinen Eigenarten zu verſtehen, und mehr und mehr erkannte er, daß Forſchen kritiſch gegen alles Beſtehende macht, und daß die Ehrfurcht vor der Wirklichkeit ſchwindet, wenn der Gedanke dieſe Wirklichkeit erſt genauer beleuchtet hat.

Die persönliche Aussprache mit Doktor Rudolf Cohn hatte Thomas darauf hingeführt, auch einmal Einzelfragen aus dem Hamburger Staatsrecht, dann aber, im Anschluß daran, die gesamte Hamburger Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung kritisch zu prüfen. Thomas hatte damit angefangen, daß er jenen Fall, über den er in der Finanzdeputation referiert hatte, die Zuwendung einer Unterstützung an den Verein nationaler Wähler, rückschauend durcharbeitete und die Berechtigung dieses Verfahrens mit der Schärfe modern wissenschaftlichen Rüstzeuges untersuchte. Er erschrak selbst, als er erkannte, wie wenig doch das Rechtsgefühl in Fragen des öffentlichen Rechts bei den einzelnen geläutert ist, wie selbst er, der studierte Mann, in wichtigen Punkten noch ständisch, ja mittelalterlich dachte, und wie wesentliche Rechtsbegriffe des modernen Staatsrechtes ihm unbekannt geblieben waren. Was konnten da erst die „Amateurregenten" verstehen, diese Männer, denen das Regieren keine feine, wägende, objektive Kunst war, sondern eine Möglichkeit, ihren Egoismus zu betätigen, nur diesmal nicht auf einem Bogen mit Firmenaufdruck, sondern unter Erschöpfung des großen Arsenals patriotischer Phrasen und im Notfalle unter Mobilisierung der staatlichen Vollstreckungsgewalt.

Die Prüfung der Wahlrechtsfrage ergab sich für Thomas nach Beendigung der Untersuchung

der Hamburgiſchen Verfaſſung von ſelbſt. Der Machiavellismus moderner Verfaſſung machte die Beſtimmungen über die Wahlen, das eigentliche Wahlſyſtem, nicht mit zum Inhalt der ſtarren Verfaſſung ſelbſt; dadurch würde dieſer Einrichtung eine gewiſſe rückwärtige Beweglichkeit fehlen; ſondern dieſer Machiavellismus beſtimmte darüber in einem beſonderen Geſetz, das rückwärts zu bewegen ja augenblicklich die Abſicht das Senates war.

Thomas hatte ſeine Münchener Kollegheſte, dieſe ſauber mitgeſchriebenen Heſte, wieder hervorgeſucht, und ab und zu lächelte er über eine ſprühende Wendung ſeines Lehrers, die er voller Freude aufgeſchrieben hatte. Gerade dieſe äſthetiſch vollendeten Worte, aus lichtklaren Höhenregionen eines ſittlich empfindenden Geiſtes, hatten es ihm angetan. Er ließ ſich, ohne daß er ſich deſſen immer ganz bewußt war, durch eine ſolche ethiſch-äſthetiſche Wendung feſſeln; ſie konnte ſogar imſtande ſein, ihn nicht nur zu blenden, ſondern auch zu überzeugen, insbeſondere in den im öffentlichen Recht nicht eben ſeltenen Fällen, die kaum mehr wiſſenſchaftlich begründet werden können, ſondern die eigentlich nur Weltauffaſſungsfragen ſind. Thomas war um ſo leichter zu überzeugen, als ſich ſeine ethiſchen Prinzipien mit denen ſeines Lehrers völlig deckten.

Immer ernſter und tiefer verbohrte er ſich in ſeine Arbeit. Von allen Seiten wuchs es ihm zu.

Aus der Lehne seines Stuhles, vor ihm, aus der Schreibtischplatte, aus dem Fußboden schienen fruchtbeladene Bäume aufzuschießen, die sich über seinem Haupte zu einer Laube zusammenzogen und deren Früchte ihm zu sagen schienen: ‚Pflücke uns doch!‘ Zunächst schrieb er sich einzelne Gedanken auf Zettel; dann verschmierte er ein paar Bogen, die er bald wieder zerriß. Aber sich selbst schaffend wuchs die Arbeit klarer und klarer empor; seingeistig, hochstehend, geschult an der Dialektik der großen Franzosen, geformt nach der Methode des Münchner Gelehrten, getragen von der sittlichen Weltauffassung ihres Verfassers. „Das neue Hamburger Wahlrecht in volkswirtschaftlicher Hinsicht“, so ungefähr sollte der Titel lauten, und das Werk, darüber war er sich klar, wurde radikal, mußte radikal werden. Das Werk begann mit den Worten: „Über die mögliche Herrschaft des Sozialismus können wir uns kein Erfahrungsbild machen; aber wenn die Bourgeoisie herrscht, gehört der anständige Mensch in die Fronde, wie sie auch sei.“

Thomas war also auf dem Wege, sich in Hamburg recht beliebt zu machen.

Die Kaffeekanne stand noch immer auf dem Schreibtisch. Der Gelehrte hatte sich mit ihr in einer lustigen Selbstironie verbündet. Schließlich war sie die einzige Daseinserscheinung aus seiner Umgebung, mit der er sich derselben Meinung fühlte, und es schien ihm sicherer, sein Herz an Sachen als

an Menſchen zu hängen, weil Sachen nicht enttäuſchen und er für eine Enttäuſchung durch Menſchen augenblicklich weder Zeit noch Nerven übrig hatte.

Thomas ertappte ſich oft dabei, daß er Teile ſeiner Arbeit der Kaffeekanne vorlas. Er vergaß willig und gern, daß die Kaffeekanne kein Urteil hatte. Er wußte, daß die meiſten ſeiner Zuhörer, die überhaupt in Betracht gekommen wären, ebenſo wenig Urteil gehabt hätten. Aber die Kaffeekanne redete wenigſtens keinen ſinnloſen Unfug, wie es die meiſten ſeiner Zuhörer beſtimmt geredet hätten, und wenn er ſchließlich auf ihrem Bauch in liebenswürdigen Buchſtaben las: „Schwarzbrot und Freiheit", ſo war das eben eine energiſche Bejahung ſeiner Theorien. Wenn dort ſtand: „Scheue ihn nicht!" ſo ging das dieſes Mal nicht auf den Tod, ſondern auf den Publikus, den alten Dingſtäde, auf Liesbeth oder wer ſonſt gerade an der Reihe war.

An einem der nächſten Morgen, an dem Liesbeth wieder durch ihre larmoyante Art, ihr hängiges Schweigen und ihren abſichtlich müden Geſichtsausdruck einen neuen Angriff auf Thomas' Nerven gemacht hatte, benutzte er eine Gefechtspauſe in der Arbeit und fuhr gegen zehn Uhr mit dem Dampfer in die Stadt. Er begab ſich in die Stadtbibliothek, um ein franzöſiſches nationalökonomiſches Werk einzuſehen, das er ſich ſchriftlich beſtellt hatte.

Der große Saal mit den kleinen Arbeitstiſchen

war noch leer. Ein paar gebeugte Literaten liefen hin und her; sie holten sich aus Kompendien und Handbüchern oberflächlich das nötige Material für ihre Feuilletons, schrieben hastig und übereilt und blätterten bereits im zweiten Buch, wenn sie das erste kaum aufgeschlagen hatten. Mehrere Damen saßen vor amphitheatralisch aufgebauten Bücherhaufen. Sie warfen rasche Blicke auf den Vorübergehenden; dann aber versenkten sie sich wieder in ihre Bücher, mit jenem krampfhaften Willen zur Arbeit, der nichts Selbstverständliches hat, der aber geistig arbeitenden Frauen noch oft eigentümlich ist.

An der Bücherausgabe saß Doktor Drifft, ein junger Bibliothekar, mit einem Vollbart und schönen ruhigen Augen. Der ganze Mensch war Gleichmaß.

„Guten Morgen, Herr Doktor", sagte Drifft, „ach ja, Sie wollen Ihr Buch. Verzeihen Sie einen Augenblick, Fräulein Clefert hat es sich geben lassen. Ich werde es Ihnen sofort besorgen." Er wandte sich an ein junges Mädchen, das von Thomas bis dahin unbemerkt in einer Ecke saß und sich in das Werk vertieft hatte. Als Doktor Drifft die Dame ansprach, nickte sie, stand auf und ging zusammen mit dem Bibliothekar auf Dingstäde zu. Sie war sehr schlank, trug ihr schönes, volles Haar gescheitelt und an den Seiten über den Ohren aufgesteckt. Zwischen Augen und Lippen schien ein eigener Kontakt zu bestehen. Beide öffneten sich

mit einer gewiſſen erwartungsvollen Schüchternheit, während die Naſe dann ein wenig an der Spitze in die Höhe ſtieg. Über das Antlitz war etwas Fragendes gebreitet: ‚Was wird werden?‘ Aber es ſchien keine Frage zu geben, auf die nicht in den klaren, feſten Augen die Antwort vorgeahnt war.

„Das iſt Fräulein Mercedes Cleſert, Herr Doktor“, ſagte Doktor Drifft höflich. „Sie bat mich für ein paar Minuten um das Werk. Sie will jetzt wohl ihre Entſchuldigung ſtammeln.“

Thomas verbeugte ſich. Den Namen Cleſert hatte er irgendwo ſchon gehört. Ein Doktor Cleſert war ein beliebter Lehrer am Johanneum. „Mein Erſtaunen über Ihre Lektüre müſſen Sie ſchon in den Kauf nehmen, gnädiges Fräulein.“

„Was würden S i e ſagen, Herr Doktor Dingſtäde, wenn ich dieſes Buch als ‚Ihre Lektüre‘ bezeichnen würde?“

Der Angeredete wurde verlegen und unwirſch. Das iſt freilich eine merkwürdige Entſchuldigung, dachte er, entgegnete aber: „Für mich iſt es allerdings Arbeitsmaterial, aber ich wage nicht, ohne weiteres anzunehmen, daß eine Hamburger junge Dame ein Buch über das neue Hamburger Wahlrecht ſchreiben wird, wie ich es vorhabe.“ Er ſah ſich, nervös wie er war, unruhig nach den Seiten um, als ob er heimlich unerwartete Angriffe fürchte.

„Das will ich auch nicht; ſeien Sie unbeſorgt,

aber mich interessiert dieses Wahlrecht auch ein wenig. Ich bin dabei nicht einmal eine Wahlrechtsfrau."

Thomas schoß eine Erinnerung durch den Kopf. „War Ihr Herr Vater der Hamburgische Reichstagsabgeordnete Clesert? In den achtziger Jahren?"

„Ja, Herr Doktor, nicht wahr, jetzt können Sie mich unterbringen. Er war der Prokurist Ihres Onkels, des Konsuls Dingstäde."

Nun gab Thomas ihr noch einmal die Hand. „Jetzt bin ich im Bilde. Sie sind seit einiger Zeit bei meiner Tante Friederike?"

„Ja, ich bin als Gesellschaftsdame bei ihr."

„Man hat mir von Ihnen erzählt." Thomas sah das junge Mädchen forschend an.

Aber Mercedes Clesert lachte: „Daß ich überspannt sei, ich weiß."

„Wenn auch nicht das, so doch . . ."

„Ähnliches."

„Nun, mehr wohl, daß Sie sich intensiv mit geistigen Dingen beschäftigten."

„Ja, es ist schlimm mit Fräulein Clesert", seufzte Doktor Drisst, der zugehört hatte, „was sie alles verlangt, die ausgefallensten Bücher!"

Da lachten die drei herzlich; Thomas übernahm sein Werk und verabschiedete sich mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen". Er dachte nicht daran, der jungen Dame das Buch zu überlassen. Trotz seiner guten Erziehung hatte er sich übertriebene

Höflichkeiten gegen Frauen abgewöhnt, die mit den Männern in Konkurrenz traten. Und das taten ſie doch jedenfalls, wenn ſie franzöſiſche Bücher über Staatsrecht laſen.

Er verſenkte ſich an ſeinem Tiſchchen in die Ausführungen des Pariſer Gelehrten, ſtand von Zeit zu Zeit auf, um ſich ein Nachſchlagewerk zu holen, und muſterte im Vorbeigehen Mercedes Clefert, die ihren ſchönen Kopf bereits wieder über ein anderes Buch gebeugt hatte. Der Gedanke neckte ihn, daß das Leben doch ſo viele Kinoſzenen biete; warum ſollte ihm Mercedes Clefert, die er in der Bibliothek bei der Arbeit kennengelernt hatte, nicht allmählich eine gute Freundin werden? Warum war das überhaupt eine Kinoſzene?

. . . Die Geſellſchaftsdame ſeiner Tante ſeine Freundin . . .

Man male ſich das in Hamburg aus: Doktor Thomas Dingſtäde, der Sohn von Senator Dingſtäde, kurz verheiratet, iſt befreundet mit der Geſellſchaftsdame ſeiner Tante . . .

Na! —

Die verſchiedenen Kompendien, die Thomas ſich herbeigeholt hatte, brachten ihn aber nicht weiter. Insbeſondere war er in einer Streitfrage über Arbeiterverſicherungen vollkommen ratlos. Auskunft darüber geben konnte wohl am beſten Rudolf Cohn. Schließlich, warum nicht? Cohn war ein ernſter Mann, der würde ihm gewiß behilflich ſein.

So telephonierte er denn an Doktor Rudolf Cohn, der aber über die in Betracht kommende Literatur auch nicht orientiert war. „Haben Sie aber Zeit, dann können wir nachforschen."

„Ja, gewiß", entgegnete Thomas. „Darf ich Ihre Güte nur so weit in Anspruch nehmen?"

„Selbstredend, ich erwarte Sie in zehn Minuten vor dem Johanneum."

Doktor Rudolf Cohn kam mit raschen Schritten in seinem allzu kurzen Beinkleid über den Platz, als Thomas eben aus dem Johanneum trat. „Herr Doktor", rief der Anwalt schon von weitem, und sein dickes Gesicht belebte sich. „Herr Doktor, für die Frage habe ich einen Experten. Kommen Sie nur mit; wir gehen auf die Redaktion."

‚Die Redaktion' war die Redaktion des sozialdemokratischen Blattes. Thomas kam dieser Besuch höchst sonderbar vor; er fühlte sich der Sozialdemokratie wesensfremd und wollte direkte Beziehungen mit ihren Leuten vermeiden. Doktor Cohn hätte für diese Empfindungen seines Begleiters aber auch nicht das geringste Verständnis gehabt. Er erzählte inzwischen von den prachtvollen Arbeitssälen und von den großen Lesezimmern, die vom Verlag der Zeitung gebaut seien. „Sogar die Redakteure haben anständige Räume und brauchen nicht in einer dunklen Zigarrenkiste zu hausen."

Das wurde alles so selbstverständlich gesagt, daß Thomas sich nicht entschließen konnte, Rudolf Cohn seine Bedenken zu unterbreiten.

Ein politiſcher Redakteur empfing die beiden Herren mit einer nicht ganz gewöhnlichen, bewußten Liebenswürdigkeit. Thomas ſah den Redakteur prüfend an. Er war ein früherer Zigarrendreher, der durch Fleiß und Verſtand ſich ſelbſt weitergebracht hatte und jetzt einen der wichtigen Poſten im Betriebe der Partei einnahm. Das, was Thomas „gebildet“ nannte, war er nicht. Aber er war verſchlagen, klug, zäh und hatte Organiſationstalent. Er gab auch ſofort die gewünſchte Auskunft, klar ſicher und ohne die geringſte Anmaßung.

„Sie wollen über das Thema wiſſenſchaftlich arbeiten?“ fragte er und ſah Thomas durch ein paar trübe Brillengläſer fragend an; dabei legte er einen weißen Bogen rechtwinklig auf ſeine Schreibunterlage.

„Ja, ich habe mich in der letzten Zeit mehr um die Frage bekümmert.“

Der Redakteur rieb ſich die Hände, denen man anſah, daß ſie früher gearbeitet hatten, aber ſeit vielen Jahren geſchont wurden; er blieb, nachdem er die Achſeln gezuckt hatte, mit einem krummen Rücken ſitzen und ſtarrte auf ein paar Bücherein-bände. Dann riß er ſich — vielleicht eine Poſe — wie ein diagnoſtizierender Arzt zu einem Ausſpruch zuſammen und ſagte: „Es wird uns ſehr intereſſieren.“

‚Es wird dich gar nicht intereſſieren,‘ dachte Rudolf Cohn, ‚das, was der gute Dingſtäde ſchreibt,

wird dir viel zu intellektuell ſein.‘ Er ſchob ſeine viereckigen Fingernägel zurecht und ſprach mit dem Redakteur über eine Parteifrage, rückſichtslos, ohne ſich um Thomas zu bemühen. Jetzt war er, Rudolf Cohn, daran. Thomas fühlte ſich überflüſſig und erhob ſich.

„Ich danke Ihnen ſehr“, ſagte er zu dem Redakteur, „ich will nicht weiter ſtören. Ich darf mir erlauben, ſobald mein Buch fertig iſt, Ihnen ein Exemplar zuzuſenden.“

„Wird mich ſehr freuen, Herr Doktor.“

Als er gegangen war, ſah der Redakteur den Anwalt blinzelnd durch die trüben Brillengläſer an. „Intellektualismus.“

„Gott, laſſen Sie ihn doch. Sie wittern auch in jedem denkenden Menſchen einen Streikbrecher.“

Der Redakteur ſank wieder in ſich zuſammen und rieb ſich die Hände.

„Gott bewahre. So was iſt ungefährlich. Er gehört zu den Leuten, die ſich nicht zu ganzen Schritten entſchließen können und die doch die Freiheit ein wenig liebhaben möchten. Für die iſt das Freudenhaus des Linksliberalismus da. Da können ſie intellektuelle Unzucht treiben.“

„Sie reden mal wieder in Ihrem Leitartikelſtil.“

„Na ja . . . ja ja . . . Volkstümlich. Das muß man können. Ich muß mir Mühe geben, die Sprache meines Publikums zu ſprechen. Nur ſo kann man wirken.“

„Wie die Marlitt", entgegnete Rudolf Cohn achſelzuckend, „die hatte denſelben Grundſatz. In unſerem Falle kommt Bourgeoisgeſinnung in rüder Form dabei heraus."

Der Redakteur ſah über den vollgepackten Schreibtiſch hinweg. „Sie betrachten in letzter Zeit zuviel", ſagte er vorwurfsvoll und ordnete wieder etwas auf ſeinem Schreibtiſch.

Rudolf Cohn richtete ſich ein wenig in ſeinem Seſſel auf. Er legte die Hände auf die Seitenlehnen und zog die Füße unter den Stuhl, als ob er jeden Augenblick aufſpringen wollte. „Ich ſehe ſchon, wo Sie herauswollen. Sie können es mir nicht verzeihen, daß ich gegen den beabſichtigten Wahlrechtsdemonſtationsſpaziergang in der letzten Sitzung ſo energiſch geſprochen habe. Wozu der Unfug? Alles andere, ja, aber das nicht. Soll ich Ihnen meine Gründe hundertmal wiederholen? Es kommen eine Reihe von Übergriffen dabei vor, ganz ſicher. Und damit geht uns der Reſt von Hoffnung auf ein Scheitern der Vorlage verloren. Wenn dazu dieſe Demonſtration noch eine oder mehrere Wochen vor dem Tage der Abſtimmung erfolgt, dann bekommen alle die Leute in der Bürgerſchaft, die auch nur einen Pfennig beſitzen, eine ſolche Furcht vor der Tätigkeit einer liberal konſtitutionierten Verſammlung, daß ſie alle geſchloſſen gegen das neue Wahlrecht ſtimmen."

„Das iſt Unſinn", antwortete der Redakteur und

puſtete ein Staubkorn von ſeinem ſchwarzen Anzug. Dann knipſte er noch einmal mit dem Daumen und Zeigefinger über den ſchwarzen Stoff, als ob ſich das Körnchen nicht entfernen wollte. „Unſere Arbeiter müſſen ſehen, daß wir die Verantwortung nicht ſcheuen. Sie müſſen einmal handeln dürfen. Selbſt Ihre geiſtvollen Reden halten ſie auf die Dauer nicht friſch. Und glauben Sie mir: ich kenne die Bourgeoiſie beſſer als Sie. Die Leutchen werden ſich vor uns fürchten und werden nachgeben."

„Du lieber Gott. Es geht ums Geld, Verehrter."

Der Redakteur zuckte die Achſeln. Rudolf Cohn ſtand auf und ſchlenkerte mit den Beinen. ‚Nun iſt ſogar mein Fuß vor langer Weile eingeſchlafen', dachte er. „Es iſt ein Wahnſinn", ſagte er laut, „aber warum ſollte die Partei diesmal vernünftig handeln?"

Ein ſcharfer Blick ſchoß durch die Brillengläſer. Jedoch Doktor Rudolf Cohn bekümmerte ſich nicht darum. Noch war er zu mächtig. Er nahm ſeinen Hut, grüßte kurz und ging.

‚Der zweite Intellektuelle', murmelte der Redakteur und rieb ſich die Hände. ‚Er mag ſich hüten.' Dann nahm er ſeine Schere und begann die „geiſtige Arbeit zweiter Klaſſe", wie er dieſe Tätigkeit zu nennen pflegte. Doktor Cohn hatte ſie freilich einmal unter Berückſichtigung der ſonſti-

gen Leiſtungen dieſes Herrn als ſeine erſtklaſſige Tätigkeit bezeichnet. —

Der ‚erſte Intellektuelle‘, Thomas, war inzwiſchen durch den grauen Dunſt gegangen und in ſeiner Wohnung angelangt. Er trat in ſein Zimmer, legte die Aktenmappe auf den Tiſch und blickte zum Fenſter hinaus. Was für ein ewiger, trüber Bleiton über dem Waſſer, dieſe grauenhaften Waſſerpfützen, dieſe ſchwarzen, kahlen Bäume! Er ſenkte den Blick auf den Schreibtiſch. Und da erſchrak er, während ein phyſiſcher Schmerz ihn durchfuhr. Vor ihm lag der zerſchlagene Deckel ſeiner geliebten Kaffeekanne. Der obere Teil mit dem koketten Jockeihut war herausgebrochen. Die beiden Stücke waren nebeneinander auf den Tiſch gelegt.

Er klingelte dem Diener und fragte ruhig: „Wer hat den Deckel der Kaffeekanne entzweigemacht?“

Der Diener antwortete leiſe und zurückhaltend: „Das iſt wohl die gnädige Frau geweſen, Herr Doktor.“

„Die gnädige Frau? Macht die denn hier rein?“

„Nein, das nicht gerade. Aber die gnädige Frau hatte heute mittag die Kanne in der Hand, und da ließ ſie wohl den Deckel auf die Erde fallen . . .“

„Aber der Deckel iſt doch feſtgebunden. Wie iſt das möglich?“ Thomas fragte ein wenig erregt.

Der Diener neigte den Kopf. „Das weiß ich wirklich nicht, Herr Doktor.“

‚Aber ich weiß es‘, dachte Thomas. ‚Die arme, harmloſe Kaffeekanne.‘

Die Kaffeekanne, die ſeine einzige Freude in dieſem Elend war, die ihn beruhigt hatte, wie ein Kind durch ein Spielzeug beruhigt wird, die hatte ſie zerſtört. Aus melancholiſcher Bosheit.

Damit traf ſie aber Thomas tauſendmal ſchwerer, als ſie es wohl je vermutet hatte. Denn wenn das Leben einen mit großen Dingen zermürben will, ſollen einen die kleinen aufrechterhalten. „Ein bißchen Freude!“ Sonſt lohnt ſich das Ganze nicht mehr.

Seit dieſem Erlebnis war Thomas Dingſtäde mit ſeiner Frau fertig. Er hatte ihr nichts mehr zu ſagen. Jede innere Sympathie, jedes Mitleid war in Thomas erloſchen. Weil ſie ihm die Kaffeekanne zerſchlagen hatte. Was alle Quälereien von ihrer Seite, jeder Haß, jede Kleinlichkeit nicht vermocht hatten: die Zerſtörung dieſer Kaffeekanne brachte es fertig.

Aber er wickelte die beiden Stücke des Deckels in Seidenpapier, ſteckte ſie in ſeine Taſche, ließ ſich ſofort einen Kraftwagen kommen und fuhr in die Stadt zu einem Glasgeſchäft. Dort gab er den Auftrag, den Deckel ſofort zu kitten, und ihm morgen wieder zuzuſenden. Auf jeden Fall.

Am Abend ſtand die Kaffeekanne ohne Mütze

auf dem Schreibtiſch, als Thomas an ſeinem Buch arbeitete. Liesbeth ſchlich durch das Zimmer, als ob ſie etwas Verbotenes zu finden hoffte.

Sie ſagte jedoch vorläufig nichts, ſondern kramte ziellos in den Bücherregalen. Nach einiger Zeit bemerkte ſie wie nebenſächlich: „Ich habe übrigens den Deckel der Kaffeekanne zerſchlagen.“ Sie reckte ihm den langen Hals ein wenig entgegen. „Er glitt mir aus der Hand. Es iſt übrigens kein Unglück. Das Ding iſt ja nicht mehr als anderthalb Mark wert.“

„Wer ſagt denn das?“

„Du ſelbſt, dafür haſt du es ja gekauft.“

„Das iſt wohl gleichgültig. Ich finde jedenfalls, du könnteſt mir das früher mitteilen und mich um Verzeihung bitten.“

Als er dieſe Worte geſagt hatte, ſchoß Liesbeth in die Höhe. „Na, ja, verzeih nur, wegen dieſes Drecks! Verzeih nur, verzeih! Als ob einem ſo etwas nicht einmal paſſieren könnte. Natürlich, aber du — du biſt fehlerlos, nur wenn mir mal ein Mißgeſchick paſſiert, dann biſt du unerträglich und benutzt jede Gelegenheit, um mich zu demütigen. Dabei iſt es mit deiner Rückſichtsloſigkeit nicht auszuhalten . . .“

Fünf Minuten ließ Thomas den Schwall über ſich ergehen, dann ſagte er ruhig: „Du haſt vielleicht die Güte, deine Rede ſo einzurichten, daß du in weiteren fünf Minuten fertig biſt, ich habe

nämlich zu tun.“ Es koſtete ihn jetzt kaum mehr Überwindung, dieſen harten Satz herauszubringen. Liesbeth ſtutzte. Sie wollte lostoben. Aber ſie beſann ſich, daß ſie ſich nach dieſen Worten von Thomas doch nur lächerlich machen würde. So ſtöhnte ſie denn auf, mit einem tiefen Ah-Ton, und lief voll von Wut und Haß aus dem Zimmer. Die Tür knallte hinter ihr ins Schloß . . .

. . . Was hatte Thomas doch noch für eine Ehe führen wollen? Eine einzige, feingeiſtige Harmonie, ein gemeinſames Arbeiten, gemeinſames Genießen aller Schätze von Natur, Wiſſenſchaft und Kunſt . . .

Und vor ihm ſtand die alte Porzellankanne ohne Deckel und grinſte. Die rote Blume mit den grünen Blättern vorn auf dem Bauch leuchtete frech und verächtlich.

. . . Schwarzbrot und Freiheit.

Mit einer kalten, überlegenen Ruhe ſetzte er ſich wieder an die Arbeit; früher konnte er ſich bei ſeiner Gutmütigkeit nur ſchwer zu der Überzeugung durchringen, daß er wirklich nicht ſchuldig an der ehelichen Zerrüttung war. Er gehörte zu den unglücklichen Menſchen, die ſich aus Nervenempfindſamkeit und Gewöhnung ſelbſt immer als ſchuldig betrachten und geradezu erſtaunen, wenn ſie es nachweislich einmal nicht ſind.

Aber der zerſchlagene Deckel der Kaffeekanne hatte ihm andere Anſichten beigebracht.

8.

Der Deckel der Kaffeekanne war leidlich gekittet worden. Es zog sich zwar ein schwarzes, fadenartiges Band durch die weiße Glasur, aber alles in allem war der Schaden gehoben. Liesbeth hatte das „Monstrum" nicht mehr angesehen. Sie kam überhaupt nur noch ganz selten in Thomas' Zimmer und hielt sich, wenn sie nicht bei ihren Eltern, oder bei ihrer Freundin Amélie war, oben im Nähzimmer auf.

Am Sonnabend saß Thomas in nervöser Unruhe über seinem Manuskript. Das Problematische alles Lebens, das Fehlerhafte der bestehenden Einrichtungen war ihm heute klarer als je vor die Augen getreten. Die Zerrüttung seiner Ehe, der tiefe Schmerz über sein eigenes, durch die besten Absichten getrübtes Leben machte ihn schärfer und härter, als er vorher je gewesen war, und so arbeitete er mit einer heißen Leidenschaft, aber mit einem ebenso konsequenten Pessimismus an seinem Buche, dessen Zustandekommen ihm das einzige noch erstrebenswerte Ziel zu sein schien. Und gegen Abend riß er sich auf eine nochmalige telephonische Aufforderung von Doktor

Cohn von seiner Arbeit los, fuhr mit der Vorortsbahn, der „Proletarierbahn", nach Barmbeck und begab sich zum Versammlungshause.

Kopf an Kopf zogen die Arbeiter in den Saal. Sie hatten alle ordentliche Konfektionsanzüge an, Beinkleider, die von selbst stehen mußten, wenn man sie ausgezogen hatte, rote Halsbinden in allen Nuancen und Formen. Sie redeten nicht viel, ab und zu lachte jemand laut und schrie einen Bekannten an. Aber durch die großen Türen sog der Saal die Menge auf. Thomas war, ehe er sich klar wurde, von einem der Ordner in eine Stuhlreihe gedrängt, wo er zwischen einem rotbärtigen Eisendreher und einem schwindsüchtigen Bureauangestellten saß und sich seines eleganten englischen Anzuges zu schämen begann. Er fühlte sich erregt; er glaubte, jeder Mensch müsse ihn kennen, und als nun gar die Leute um ihn herum in breitem Haß von ihren Chefs sprachen, von Konsul Kaack, von Blohm und Voß, von Woermann, von O'Sun und von Laeisz, von diesen Männern, die er alle so genau kannte, mit denen er hundertmal gesprochen hatte, da wurde ihm heiß und kalt, und er glaubte, daß man ihn jeden Augenblick packen und zerreißen würde. Aber nichts davon geschah, und er wunderte sich schließlich auch nicht darüber.

Er kam in einen Zustand von apathischer Träumerei; das tiefe Gesumme der Stimmen, ähnlich den Geräuschen der Luftfahrzeuge, störte ihn nicht.

Wohl zuckte er auf, als er glaubte, irgendwo aus einem Keſſel heißen Dampf entziſchen zu hören; dann aber war es nur das Bogenlicht, und er träumte weiter. So kam er erſt zur vollen Klarheit, als ihm ein Klatſchen und Schreien verkündete, daß er die einleitenden Worte des Verſammlungsleiters überhört hatte, und daß bereits der Redner des Abends auf dem Podium ſtand: „Doktor Rudolf Cohn, M. d. B.“, der über den Wahlrechtsraub referieren ſollte.

Prachtvoll ſah der Kerl aus. Von dem Streit mit der Parteileitung, von den Auseinanderſetzungen über die Zweckmäßigkeit einer Straßendemonſtration konnte niemand etwas ahnen. Rudolf Cohn war die Perſonifizierung des ſozialiſtiſchen Gedankens. Das war Poſe. Selbſtredend, wie es ſich für einen Demagogen gehört. Aber die Augen, die ſonſt allzuleicht durch ein prüfendes Zuſammenkneifen verlorengingen, hatte Rudolf Cohn weit aufgeriſſen und auf die dreitauſend Menſchen gerichtet, die ſich zu ſeinen Füßen drängten und die er durch den Magnet ſeiner Worte hin und her ziehen würde.

Rudolf Cohn hatte die Arme nach vorn geſtreckt und hielt mit den Händen die Ecken des Pultes feſt. Er wandte den Kopf nach den Seiten, ſah einen Augenblick ſtarr geradeaus und begann: „Genoſſen!“ Dann machte er eine kurze Pauſe.

‚Er läßt ſie die Wolluſt des Wortes auskoſten‘,

dachte Thomas. ‚Wie er ſich doch auf dergleichen verſteht! Alles das will gelernt ſein.‘

Dann begann der Anwalt zu ſprechen. Er ſprach im Anfang zu dieſen dreitauſend kulturgierigen Menſchen, als ob er mit einem Gebildeten plaudere. Er redete über Alberichs Raub des Rheingoldes, das von allzu leichtfertigen Nixen ſchlecht bewacht geweſen ſei. Die feuilletoniſtiſche Befriedigung war geweckt, und die Zumutung des Verſtändniſſes für feinere Bildung ehrte die einfachen Geiſter. Dann kamen die tauſendmal gehörten Ausführungen von Moral, von Recht, von Menſchenrecht, von Berechtigung; und die Menge ging mit, begeiſterte ſich wie die Artiſten ſich begeiſtern, wenn „ihr“ Muſikſtück vor dem Vorhang geſpielt wird, und ſie ſich die Sohlen vor dem Auftreten „einkreiden“. Thomas glaubte zu fühlen, wie der Redner die Köpfe der dreitauſend nach vorn dirigierte, wie er alle dieſe Augen näher an ſich heranlockte, wie dieſe von der Arbeit gedrückten Körper länger wurden, weil der Magnet dort oben ſie anzog.

Nun hatte der Anwalt dieſe Menge ſo weit, wie er ſie haben wollte. Jetzt begann der Kampf.

„Wie kann man wagen, die Politik an Grundeigentümer und Notabeln auszuliefern!“

„Räuber!“ —

„Wie kann der Senat wagen, ein freies Volk zu höhnen!“

Uuiii! Gleich einer rieſigen Dampfpfeife klang

der gemeinsame Aufschrei dieses einen Massenwillens!

„Sind wir Menschen oder nicht! Wir sind Menschen!“

Sturm. Diese merkwürdige Kraftwoge, die von den Dreitausend wie ein Lichtkegel ausstrahlte, schien weit durch die engen, kahlen Straßen, hinweg über die Alster, über die eleganten Villenviertel an das Rathaus die Flammenschrift zu werfen: „Wir sind Menschen!“ Und von dreißig Versammlungslokalen gingen heute diese gewaltigen Lichtkegel in der Stärke von je dreitausend Männerwillen aus, die an die verschnörkelten Wände des Rathauses zu projezieren schienen: „Wir sind Menschen!“ —

„Ja, wir sind Menschen!“ sagte Rudolf Cohn und wandte sich lächelnd nach der Seite, wo eisern und gefroren ein Polizeibeamter stand. „Aber das Menschentum heißt für uns: füreinander einstehen! Mensch sein heißt: Sozialdemokrat sein!“

‚Da ist das Schlagwort‘, dachte Thomas, ‚ob es zünden wird? Sicher.‘ Und es zündete.

Diese dreitausend Genossen, die hier und da wohl einmal einen Angriff gegen die Satzungen der bürgerlichen Ordnung hatten büßen müssen, waren im Grunde gutmütig wie die Kinder. Rauhbeine, gewiß. Aber daß der Mann dort oben es verstanden hatte, ihre politische Meinung und ihre gutmütigen Gefühle unter einen Hut zu bringen, das war für sie ein geradezu befreiendes Ereignis. Und nun

jubelte der Orkan zum Podium hinauf; einzelne Spritzwogen, riesige Wellenkolosse von Begeisterung, zu früh verebbende, halb verlorene Sätze, die sich aber mit der nachfolgenden Woge zu einem unerhört großen Kraftstück verbanden — all das umschrie, umheulte den kleinen, schwarzhaarigen Mann, und trug ihn empor, in Höhen, die ihn erfreuten, aber nicht das Steuer verlieren ließen.

In die Begeisterung hinein mischten sich persönliche Hochrufe; die Dreitausend fühlten sich daseinsberechtigt durch diese Ausführungen. Sie hatten das Recht, Menschen zu sein, weil es der eine Mann dort oben sagte, Rudolf Cohn, M. d. B.

‚Das Individuum triumphiert', dachte Thomas.

Sein Blick irrte, während der Vorsitzende mit der Glocke Ruhe schaffte und die übliche Resolution an den Senat verlesen wurde, zur Balustrade hinauf, die auf häßlichen, dünnen Eisensäulen den Saal umzog. Ganz in der Ecke links, seitwärts von der Rednerbühne erblickte er zwei Damen, die sich bis jetzt im Hintergrunde gehalten haben mochten. Die größere Blonde war soeben an den Rand der Brüstung getreten. Thomas erkannte dieses große Mädchen, Amélie von Halstenbeck.

Über diesem halblauten Gewoge, dem Gekreisch der Bogenlampen, über diesem dreitausendköpfigen Willen saß sie wie in einem Luftfahrzeug und sah hinab. Hier sammelte sie ihre Sensationen. Sie

lächelte freundlich und klappte das goldene Lorgnon auf und zu.

Dann ſah ſie ihn.

Und dann lächelte ſie auf einmal infam.

Alles das, was ſie für dieſe um ihre Ideen kämpfende Menge an Häßlichkeit der Seele nicht hatte aufbringen können, trotzdem ſie es wünſchen mochte, das hatte ſie für ihn übrig. Kein Wort brauchte ſie zu ſagen. Das ſtand alles in ihrem jungen, alten Geſicht geſchrieben. Der freche Hängeſtein an der Platinkette ſchien es ihm zuzublinzeln: „Meine Herrin iſt hier, um ſich anzuregen. Du aber biſt hier aus Überzeugung; weil du dich ernſthaft mit der Sache befaſſen willſt. Und das iſt unerhört.“

Durch Amélies Geſicht ſchoſſen die Feuer der Bosheit. Sie erkannte, daß man ſie bemerkt hatte; daß ſich die Leute anſtießen und auf ſie wieſen, die dort oben hochtoupiert wie in einer Theaterloge ſaß und ihren ſinnloſen Überfluß den Menſchen, die für ihre Kinder um das Notwendigſte kämpften, beinahe in deren eigenen Räumen vorhielt. Sie fand dieſe Lage ſpannend und prickelnd und fand ſich in einer Rolle wieder, die ſie neulich im Schauſpielhaus von der Meßtyozci, der Geliebten des Konſuls Kaack hatte ſpielen ſehen: eine Frau, die einer erregten Volksmenge entgegentritt und ſie nur durch Geiſt und Schönheit bändigt.

Sie hörte halblaute Stimmen. „Freches Frauen-

zimmer!“ — „Ja, Junge, die hat es! Guck dir mal den Stein an! Soviel kriegst dein ganzes Leben nicht Lohn.“ — „Vom Theater?“ — Ein Schauermann ſchrie: „Fräulein, kommen Sie man runter, Sie ſollen es hier auch gut haben.“ Gejohle und Zurufe.

Amélie war ſenſationsgierig an den Rand der Brüſtung getreten, trotzdem ſie innerlich vor Feigheit bebte. Ihre Lorgnette arbeitete.

Dann geſchah das Merkwürdige.

Aus der erſten Reihe des Parketts drang eine Stimme. Polniſch, ſchwer. Ein ſonderbarer Mann hatte ſich auf einen Stuhl geſtellt. Der Mann ſah faſt grünlich aus und ſuchte nach Worten. Ein Steinmetz, meinte nachher der rotbärtige Eiſendreher neben Thomas, ſei er wohl von Beruf. Er hätte einmal geſehen, wie der Mann ein großes Marmorſtück in der Ferdinandſtraße vom Wagen in ein Haus hätte ſchleppen helfen. „Und ſo 'ne Naſe, na . . . die kennt man wieder.“

Dieſer Mann hatte den Finger gehoben, einen wurzelartigen, merkwürdig langen und verbogenen Finger, und hatte auf die blonde Dame in der Loge gezeigt und gerufen: „Das da oben iſt . . .“ Dann wurde er vom Stuhl herabgezogen.

Doktor Rudolf Cohn, der dieſen Vorgängen mit geſpannter Aufmerkſamkeit gefolgt war, hatte nämlich ſofort einem der Ordner den Befehl gegeben, den Mann, der ſich dort auf den Stuhl geſtellt hatte,

zum Hinſetzen zu bewegen. Doktor Cohn ließ ihm ſagen, er ſollte ſich auf keinen Fall den Auftrag verderben, den er von den Eltern der Dame bekommen habe. Wenn er ſo leichtſinnig ſei, dann wolle Doktor Rudolf Cohn nichts mit ihm zu tun haben. Gleichzeitig ſandte er zu ſeiner Schweſter hinauf und ließ ſie bitten, mit ihrer Begleiterin den Saal möglichſt ohne Aufſehen ſofort zu verlaſſen.

Der grünliche Mann widerſetzte ſich, aber das nützte ihm nichts. Einzelne Leute lachten; die anderen verlangten nach Ruhe für Rudolf Cohn, dem das Waſſer auf der Stirn ſtand und der ſich mit dem kurzen, beringten Zeigefinger, um den er ſein rieſiges Taſchentuch gewickelt hatte, immerfort zwiſchen Hals und Kragen entlang fuhr. Rudolf Cohn ſollte die Reſolution vorleſen.

Es trat ein Augenblick der Stille ein.

Da geſchah die zweite Merkwürdigkeit.

Die blonde Dame, die noch immer am Rande des Balkons ſtand, hatte die Szene mit dem Bildhauer beobachtet. Sie hatte gelächelt, trotzdem ein paar Hände ſie nach rückwärts zu ziehen ſuchten und ſie ſelbſt vor Angſt glaubte ſterben zu müſſen. Sie hatte das Lorgnon vor die Augen gehoben, hatte den Kopf geneigt, daß all ihr Schmuck unerhört und beleidigend aufſprühte, und ſprach jetzt halblaut in den Saal hinein: „Ei, ſieh da! Guten Tag, Herr Doktor Dingſtäde! Sehr intereſſant, nicht wahr?“

Das zündete.

Die Hälſe wußten nicht, wohin ſie ſich zuerſt wenden ſollten: nach dem Balkon, von dem dieſe Worte kamen, oder in das Parkett, wo der Angeredete ſaß. Irgendwo im Saale ſchwoll es an, halbe Stimmen miſchten ſich hinein — dann ziſchte wie eine Brandrakete der Ruf: „Ausbeuter" durch den Saal. Alle die Geſichter wandten ſich gegen Thomas; aus blinder Folgſamkeit heraus, weil die Dame dort oben ihn auch angerufen hatte. Direkt vor Dingſtäde drehte ſich ein Kohlentrimmer um. Thomas richtete den Blick ſtarr auf den tätowierten Arm des Mannes; ein ſcheußliches obſzönes Frauenzimmer war dargeſtellt, und als der Mann die Fauſt ballte, ſchien das Frauenzimmer infolge der Hautzerrung Geſichter zu ſchneiden. Eine ältliche Perſon, anſcheinend eine Lehrerin, die einen zuſammengelegten Kneifer an einer ſchwarzen Litze um den Hals trug, zog das Augenglas aus dem Gürtel, ſetzte es mit großer Sorgfalt auf und fixierte Thomas mit kalten, unerotiſchen Augen. Es war ſo eigenartig, daß all die Leute vor Thomas, die bis jetzt nur Rücken und Haar geweſen waren, ſich plötzlich zu Geſichtern gewandelt hatten, zu ſtarren, verbiſſenen Geſichtern, die Wut und Haß waren.

„Das iſt für die ſo'n Art Putſchinellkaſten hier", ſchrie ein Schenkwirt. „Die wollen ſich hier amüſieren."

„Denn woll'n wir man mal den Kaſpar machen und denen die Jack vollhauen."

„Man los! Den Senator ſein Sohn! So'n Kerl!"

In dieſem Augenblicke ertönte die Klingel.

Doktor Rudolf Cohn ſtand neben dem Podium. Er war ſehr blaß.

„Genoſſen!" begann er. „Keine Unklugheiten, keine Feigheiten. Und ihr würdet etwas tun, unverantwortlich handeln, wenn ihr Herrn Doktor Dingſtäde angreifen würdet. Hier hat jeder Mann, der ſich anſtändig beträgt, freien Zutritt. Und Herr Doktor Dingſtäde hat ſich anſtändig betragen. Noch mehr. Ihr habt vor einiger Zeit die am meiſten linksſtehende bürgerliche Zeitung nicht geleſen. Da hat Doktor Dingſtäde ſeine Meinung geſchrieben."

‚Iſt es möglich, daß dieſe Leute nichts, aber auch nichts von meinem Artikel gehört haben?' dachte Thomas. ‚Sind ſie ſo gut diſzipliniert?'

„Ja, ich wage noch mehr zu ſagen. Doktor Dingſtäde hat unſere Ideen, unſere Ideale, unſere Forderungen vertreten! Doktor Dingſtäde — auch wenn er ſich gegen die Benennung wehrt, — iſt Sozialiſt."

‚Der ſchlappe Kerl ſchreit ihm nicht ins Geſicht: „Du freche Judenbeſtie!"' dachte Amélie von Halſtenbeck, und ihr ſchöner Kopf drehte ſich hin und her, verbindlich, gleichmäßig und konventionell. Sie lorgnettierte abwechſelnd den Anwalt und Thomas, und ihre Züge drückten keine Furcht, ſondern nur das eine Empfinden aus: ‚Sehr intereſſant, wirklich ſehr

intereſſant.‘ Und ſie dachte weiter: ‚Doktor Cohn hat ihn durch dieſen Angriff tatſächlich gefangen? Das iſt doch nicht recht möglich? Denn *feige* iſt Dingſtäde eigentlich nicht. Aber er läßt ſich wickeln. Mit Effekten, Situationen.‘ „Nun, Rudolf Cohn kann mir dankbar ſein . . . Nicht wahr, Edith?“

„Komm mit, Amélie! Ich flehe dich an.“

„Aber warum denn! Es iſt ja ſo intereſſant hier.“

Die Lorgnette arbeitete. Und Amélie ſah mit wachſendem Staunen, daß Thomas Dingſtäde, der Sohn des Senators Thomas C. Dingſtäde in Firma Dingſtäde & Co., ſich mit vorgeſtrecktem Kopf und langen, taſtenden Händen durch die Menge zum Rednerpult arbeitete, und daß er nach einer kurzen Rückſprache mit Rudolf Cohn an das Pult trat und ſich nervös aufzappelte.

„Herr Doktor Thomas Dingſtäde hat das Wort.“

. . . Das wird wirklich intereſſant . . .

Sie ſah ſeine ſchon dünn gewordenen Haare von hier oben, ſah, wie er ſich mit dem ſeidenen Taſchentuch die Hände rieb, den Kopf ein wenig haſtig zur Seite neigte und ſogar kurz und fragend zu ihr hinaufſah.

Dann begann er ſeine Rede. „Es iſt alles in Ordnung, ſprechen Sie nur“, flüſterte Dr. Cohn. Was eigentlich in Ordnung ſein ſollte, wußte er

ſelbſt wohl nicht. Aber er ſpielte mit der goldenen Uhrkette und ſah lauernd auf Doktor Dingſtäde.

Thomas ſprach.

Zunächſt ſehr papieren. Sehr gelehrt. Es ſei hier ſeine ernſte Anteilnahme durch fremdes Eingreifen dem Anſchein nach zu einer leichtſinnigen Neugier geſtempelt. Dagegen müſſe er ſich verwahren. — Amélie nickte Beifall und ſprach einige Worte nach rückwärts — Seit Jahren kämpfe er für die Durchführung ſozialer Verbeſſerungen; er habe ein inniges Verſtändnis für das Schickſal der Arbeiter.

‚Es iſt alles reichlich allgemein‘, dachte Amélie und nickte wieder. ‚Das könnte jeder Zechenbeſitzer mit demſelben Rechte ſagen. Aber es wird ihm ſchon den Hals brechen.‘

Thomas hob die Hand, eckig, wie ein Zeigetelegraph. Er geriet in Bewegung. Seine Perioden wurden kürzer. Er ſprach nicht mehr verſchleiert, abgeriſſen, wie in den Sitzungen der Finanzdeputation, ſondern er ſprach, als ob ſeine Worte Muskeln und Nerven hätten. Er fühlte, daß er Reſonnanz bekam.

„Gar nicht übel, nicht wahr, Edith?“

Edith antwortete nicht. Sie horchte.

Der Redner machte lebhaftere Bewegungen. Und nun formte ſich das, was ihn quälte, hetzte und zu erdrücken drohte, zu einem Selbſtbekenntnis. Er ſprach von ſeinem inneren Leid, das er ſeit Jahren

tief in seinem Herzen verborgen hatte, von der grenzenlosen Hingabe an seinen Beruf des Forschers, von der Hoffnung, die Menschlichkeit auch als Hauptfaktor in die Beweggründe der Reichen einführen zu können. Immer gewaltsamer schossen seine Worte heraus, werbender, liebevoller. Er schien innerlich zu erglühen für die gequälten leidenden Menschen, die Tag für Tag über schwankende Schiffsbretter schwere Lasten hinwegtragen mußten, die in den Kesseln eiserne Nieten anbrachten, während von außen die Hämmer gegen diese Nieten schlugen und den Kesselraum zum Käfig eines grauenhaften mordenden Getönes machten. Er sah die Taucher, die hinabstiegen, um in dem gesunkenen Schiffe ihre gräßliche Arbeit zu vollbringen; er, der Freiluftmensch, der gewöhnt war, in lichten Räumen zu atmen, sah insbesondere alle die, die in engen, überhitzten, schlecht gelüfteten Zellen ihre Arbeit verrichten mußten: die Heizer und die Bergarbeiter.

Er gedachte der Kinder, die in den engen Höfen hockten, Unzucht, Trunkenheit und Laster um sich her: die nicht einmal schreien und spielen dürfen, und denen die Mutter fehlt, weil sie in die Fabrik muß. Er malte es aus, welches Dasein so ein Kind führte; an der gegenüberliegenden Häuserwand ist die Reklame für ein Trauermagazin angeschlagen. Wenn das Kind in seiner dunklen Kammer aufwacht und an das Fenster schleicht, dann sieht es hinaus

auf das lateiniſche große T. Das ſieht aus wie ein doppelter Galgen. Und mit Wolluſt malt ſich das Kind aus, wie ſchön es wäre, wenn an dieſem Galgen zwei Leute hingen. An der einen Seite die Portiersfrau, die ſchreit und flucht und mit dem Beſen kommt, wenn die Kinder lachen und im Hof „Ringelreihen" ſpielen. An der anderen Seite der Vater, der immer beſoffen nach Hauſe kommt und die Mutter tritt und prügelt. Und dann noch lacht, wenn ſie Blut huſtet. Und ſchreit, wenn ſie die Kinder ſtreichelt und dabei weint.

Jeden Abend, auch wenn die Damen vom Verein für ſoziale Fürſorge dageweſen ſind und meiſt ſinnloſe Geſchenke gebracht haben, ſieht das Kind nach dem T des Wortes Trauermagazin. Aber der Galgen iſt noch immer leer; der Vater prügelt die Mutter weiter in der Küche und die Mutter ſchluchzt und weint. Und die Portiersfrau ſchnarcht an der Tür.

Dieſer Abſchnitt der Rede brachte Unruhe. „Das tun wir nich" — „is nich wahr" — „mit dem Prügeln, das is nich wahr" — „wenn die Wohnungen ſchlecht ſind, ſollen die Unternehmer beſſere bauen." — „Un Portiersfrau'n, die müſſen das tun. Das wollen die Hausbeſitzer." —

Aber Thomas war bereits weiter, und die Leute hörten ihm wieder in Ruhe zu. Sie fühlten, daß hier eine große Seele ungeſchickt, aber aus tiefer Ehrlichkeit heraus das Beſte gab, was ſie zu geben

hatte: Menſchenliebe. Viele hatten die Ellenbogen auf die Knie geſtützt und hielten den Kopf in den Händen. Manche lächelten zwar überlegen, aber die Überlegenheit war unecht. Sie waren in Wahrheit verlegen. Es waren die jungen Bengels, die Halbſtarken.

„Als ſo'n Paſtor", ſagte der Schauermann und wiſchte ſich die Augen.

Der ſchwindſüchtige junge Mann nickte. „Genau ſo."

Dieſe dreitauſend Menſchen fühlten. Wo ſie ſonſt ſchrien. Sie empfanden, daß hier ethiſche Werte vorhanden waren, die ſie in den Reihen ihrer Gegner ſonſt nie ſuchten, und um die es ſich ja auch — wenigſtens nach ihren Flugſchriften — nicht handeln ſollte. „Wirtſchaftlich". Das war das große Wort. Und dieſer fremde Mann brachte etwas ganz anderes hinein.

Als Thomas geendigt hatte, drückte ihm Doktor Cohn die Hand. Daß er genau ſo ausſah, wenn er in einer großen Sache am Oberlandesgericht ein „obſiegendes Urteil erſtritten hatte", wußte Thomas nicht. Es wäre ihm auch gleichgültig geweſen. Er ſah nicht, daß es in Doktor Cohns Weſen, in ſeiner Natur lag, ſolche Umwälzungen zu erſtreben; daß die Verneinung des Beſtehenden in jeder Form für ihn Glück bedeute.

Die Dreitauſend waren gerührt, riefen Bravo und klatſchten. Viele gaben Thomas die Hand.

Unter ihnen auch der kleine Bildhauer, der vorhin nicht zum Reden gekommen war. Er nickte ganz langsam. „Sie sind ein Mensch“, sagte er halblaut zu Dingstäde.

Dingstäde dankte, aber sein Geist ging weit hinauf. In Weiten? Wo war das Glück? Wo? War er wirklich Mensch?

Er fühlte sich so traurig trotz dieses Triumphes.

Amélie von Halstenbeck hatte noch einmal genickt; dann war sie zurückgetreten in die Loge und hatte Ediths blasse Wangen gestreichelt. Sie war erschrocken, als sie Edith sah.

„Was hast du?“

„Er hat glänzend gesprochen.“ Ihre Augen brannten.

Amélies Gesicht wurde plötzlich alt. „Der Narr! Er hat sich um Hals und Kragen geredet!“

Edith schüttelte den Kopf. „Er ist doch ein Mann.“

Die Freundin zögerte. „Aber wir werden ja sehen.“ Und in ihr stieg eine neue Flamme teuflischer Möglichkeiten auf. Dieser Dingstäde, so hoffte sie, würde dem Sembrowski die Edith intensiver rauben, als sie es konnte, und Edith würde sich schon rauben lassen.

Dann zog sie die Freundin mit die rückwärtige Treppe hinunter auf die Straße, wo der Halstenbeckſche zu große Traber melancholisch im Nebel stand, und der Kutscher sich in einer Eckwirtschaft

mit Grog verſorgte. Ein harter Ruf Amélies holte ihn zurück, als er ein von Waſſer möglichſt befreites Glas zu den Lippen führte. Langſam kreuzte er in die Nebelluft. Er riß die Tür des Wagens auf, ſtolperte auf den Bock und griff öde an den Hutrand. Der Traber zog an. Er patſchte langſam durch den Sprühregen. Als der Wagen gleichmäßig durch die trüben Straßen rollte, ſuchte Amélie die Freundin von neuem zu küſſen. Aber ſie empfand einen leiſen Widerſtand. Edith ſah zum Fenſter hinaus. ‚Warte, Sembrowski‘, dachte Amélie, ‚Dingſtäde kommt.‘

Aber auf einmal fiel Amélie das Bild ein: Thomas Dingſtäde, der für die Hofkinder ſprach, das hatte dich gerührt. Amélie glaubte Menſchenkennerin zu ſein. Sekundäre Sentimentalität alſo? Das würde ſich geben. Er mußte nur erſt einmal wieder aus der Mode ſein. In acht Wochen etwa. Wenn der Zeitungsſturm morgen nicht zu hoch wurde. Der Regen klatſchte lauter an die Scheiben, und die Alſter rekelte ſich milchig und verglaſt in ihrem weiten Bette, das von der trüben Perlenkette der Laternen umzogen war.

Und da drüben, jenſeits des Waſſers, da lagen die Redaktionen und die Druckereien. Da wurde jetzt mit allen Kräften gearbeitet, und die Rotationspreſſen fraßen Tauſende von Bogen: Doktor Dingſtädes Rede. Ein großer Skandal?

Sicher, das wurde er.

Er wurde es. So groß, daß Senator Dingſtädes noch am Nachmittag eine Geſellſchaft abſagten, zu der Frau Dingſtäde wieder das Grauſeidene anziehen wollte. Abſagten, trotzdem die Hummer ſchon im Hauſe waren und Frau Behnke bereits eine neue Sauce dazu komponiert hatte. Ein Diner wurde abgeſagt. Man vergeſſe nicht: in Hamburg. —

9.

„Der Herr Senator laſſen bitten.“

Selbſt Friedrich war leicht angefroren. Er hatte geſtern noch die Hoffnung gehabt, daß die Rede des jungen Herrn in allen Hamburgiſchen Zeitungen entſtellt wiedergegeben ſei. Er war auf höchſt phantaſtiſche Ideen gekommen: es müſſe ſich ein Fremder unter dem Namen des jungen Herrn in die Verſammlung eingeſchlichen und wie ein Sozialdemokrat geredet haben. Aber als das trinkgelderwinkende Diner abgeſagt wurde, und ſelbſt die Dienſtboten Frau Behnkes Hummer mit der Sauce à la Dingſtäde zu Tiſche bekamen, da dachte Friedrich, daß es wohl kaum je einen dümmeren Menſchen als den jungen Herrn gegeben hätte, der „bloß mal ſo“ Sozialdemokrat geworden ſei.

Thomas nickte Friedrich flüchtig zu und ging raſch in das Arbeitszimmer ſeines Vaters. Er blieb an der Tür ſtehen und fühlte, daß ihn trotz aller Vorſätze wieder ein ekelhaftes Angſtgefühl überlief. Im Halſe ſaß es, trieb ihm das Waſſer im Munde zuſammen und das Blut in den Kopf. Thomas beſchimpfte ſich ſelbſt und gewann ſo ein wenig Haltung wieder.

Der Senator ſaß an ſeinem Schreibtiſch. Aber er hatte den Kopf nicht auf die Arbeit geſenkt. Der Augenblick ſollte ſo wichtig erſcheinen, daß ſelbſt dieſe Poſe wegfiel. So ſah er ſeinem Sohn feſt in die Augen. Einen Stuhl bot er ihm nicht an. Wie das Engagement eines neuen Hauslehrers, dachte Thomas.

Neben dem Schreibtiſch ſaß, die Arme auf den Rand der Tiſchplatte aufgeſtützt, das Geſicht in ein Miniaturtaſchentuch gewühlt, Frau Louiſe Dingſtäde und ſchluchzte rhythmiſch.

Eine Zeitlang herrſchte Schweigen, bis auf die Geräuſche, die von der frieſiſchen Uhr und der Frau Senator ausgingen. Der Alte ſtarrte ſeinen Sohn gläſern an.

Thomas wartete.

„Da ſiehſt du", begann der Senator und wies auf ſeine Frau, „wohin du es nun glücklich gebracht haſt. Deine arme Mutter iſt mit den Nerven vollkommen zuſammengebrochen, und ich, der ich in dieſer ſchweren und verantwortlichen Arbeit ſitze, weiß nicht ein noch aus." Frau Louiſe Dingſtäde ſchluchzte lauter; ſie ſank ſogar in den Lederſeſſel zurück und wogte in gleichmäßigem Weinen auf und ab.

„Ich denke", fuhr der Senator fort, „das Maß iſt jetzt voll. Du zwingſt mich, anders gegen dich vorzugehen. Ich verbiete dir alſo, dich in irgendeiner Weiſe noch politiſch zu betätigen. Du biſt

eben vollkommen unreif; wie ein ungezogenes Kind zerſtörſt du ein ſcharfſinnig und überlegt aufgebautes Werk deines Vaters. Und Kinder muß man eben wie Kinder behandeln. Ich denke, du haſt mich verſtanden."

Dieſe Worte mußten in einem Menſchen mit nur einigermaßen anſtändiger Geſinnung Empörung erwecken. Eine ſolche Wirkung mußte der Senator auch vorausgeſehen haben. Denn er wunderte ſich gar nicht weiter, als Thomas mit zuſammengeballten Fäuſten antwortete: „Ich bin nicht Sozialiſt. Aber das Recht, das mir der Staat gibt, meine eigene politiſche Meinung zu haben, kann mir keine väterliche Autorität nehmen."

„Ein ſozialiſtiſcher Arbeiter würde ſeinem Sohn, der konſervative Gedanken hegte, mit einigen Freunden ſo lange das Fell verhauen, bis er ſich geſinnungstüchtig erwieſe", entgegnete der Senator, „aber genau denſelben Einwand habe ich natürlich von dir erwartet. Dein liberales Phraſenarſenal iſt nicht mit neuen Waffen ausgerüſtet, das weiß ich ſeit langer Zeit."

„Ich würde ein ſolches Vorgehen eines Arbeiters gegen ſeinen Sohn für ebenſo verwerflich halten", antwortete Thomas, „bin aber der Anſicht, daß das, was ein ungebildeter Arbeiter tut, dir nicht als Vorbild zu dienen braucht."

„Lümmel!" ziſchte der Senator. Frau Louiſe Dingſtäde hob die Hände in die Stellung, die man

„beſchwörend“ nennt, und ächzte: „Thomas! Ich bitte dich. Vergiß die Ehrfurcht vor deinem Vater nicht.“

Das Geſicht des Alten verzerrte ſich.

„Ehrfurcht, Louiſe? Solche Worte kennt die jüngere Generation nicht mehr. Zügelloſer Subjektivismus . . .“

„Sozialismus“, verbeſſerte Frau Senator mit einer plötzlich trocken gewordenen Stimme.

„Nein, bitte, Subjektivismus, ſagte ich, Louiſe. Es wird alles Beſtehende über den Haufen geworfen: Familie, Staat, Ehe, alles.“

Bei dem Worte ‚Ehe‘ begann die Senatorin wieder zu ſchluchzen.

„Es nützt ja wohl kaum etwas, Thomas, daß deine Mutter und ich dir mit Gründen kommen. Du biſt abſolut verbiſſen. Du begreifſt nicht, oder willſt nicht begreifen, daß auf ſeiten der bürgerlichen Parteien zum mindeſten — auch ganz objektiv geſehen — die gleichen Werte verteidigt werden, als die des Acht-Stunden-Tages und des Kommunismus der Produktionsmittel. Du machſt dir nicht klar, daß der jetzige Zuſtand, nachdem Hamburg, die Handels- und Kaufmannsſtadt, im Reichstag durch drei Zigarrenarbeiter vertreten iſt, einen Hohn auf alle Gerechtigkeit bedeutet. Bei den Arbeitern verſtehe ich vielleicht die freche Anmaßung noch. Bei dir ſcheint ſie mir beſchränkt, ja, dumm.“

Der Senator und Friedrich waren also einer Ansicht.

Inzwischen hatte Thomas den Kopf hin und her gewandt. Er hatte die große Uhr mit dem wackelnden Schiff und dem wechselnden Mond angesehen. Er hatte die mexikanischen Vasen geprüft, schändliche Fälschungen, die ein Geschäftsfreund am letzten Weihnachtsfest als Kostbarkeiten gesandt hatte, und die in diesem Sinne von der Familie hochgehalten werden mußten. Als der Vater seinen Satz abschloß, hing sein Auge an der Photographie des Kaisers, die der Senator beim letzten Rennen vom Monarchen erhalten hatte.

Thomas antwortete zurückhaltend. Er habe sich, so meinte er, ja bereits neulich des längeren über seine Ansichten geäußert; vielleicht sei er durch die Umstände überrumpelt worden und habe vieles krasser gesagt, als es notwendig gewesen sei. Gewiß sähe auch er die Ungerechtigkeiten, die von der anderen Seite begangen würden, aber es widerspräche seinem Gewissen, „ja, meinem Gewissen", wiederholte er trotzig, daß die Möglichkeit einer Weiterentwicklung planmäßig unterbunden würde. Gewiß seien drei Zigarrenarbeiter, wie der Vater die Abgeordneten nenne, keine richtigen Vertreter Hamburgischer Kaufmannsinteressen. Aber dieser Schaden sei seiner Ansicht nach geringer, als wenn das Umgekehrte der Fall sei.

Der Senator gähnte und wandte sich zu seiner

Frau, die ſtarr auf ihre Ringe blickte: „Es iſt wirklich bedauerlich, Louiſe, aber gegen eine ſolche Halbbildung läßt ſich nichts machen.“

Frau Louiſe ſchüttelte das graue, heute ein wenig zerzauſte Haupt. Über beiden Ohren ſtanden zwei Ringellöckchen ab. „Ich weiß nicht, wie das enden ſoll“, ſeufzte ſie und drehte das rechte Löckchen wieder hinter das Ohr, von wo es jedoch ſofort wieder in die alte Lage zurückſchnellte.

„Ich weiß, wie es werden ſoll“, ſagte der Senator und legte die Fauſt auf den Tiſch. Er ſah ſeinen Sohn an. Er verſtand es, ſeinen Augen einen eiſigen Glanz zu geben.

„Du hörſt jetzt meinen feſten Entſchluß, Thomas. Wenn du fortfährſt, weiter ſo gegen deine Heimat und deine Familie zu wüſten, dann ſorge ich dafür, daß du deiner Stellung als Finanzdeputierter verluſtig gehſt. Weiter ſchließe ich dich aus der Firma aus und entziehe dir alle Subſiſtenzmittel. Dann magſt du dich durch Schreiben von Zeitungsartikeln ernähren.“

Thomas wollte antworten. Etwas Wildes, Verzweifeltes.

Aber der Senator hob die Hand. „Bitte, ſchweige ſtill. Du kennſt meine Anſicht.“

Da ſenkte Thomas den Blick. Seit dreißig Jahren war er planmäßig durch die väterliche Autorität zerbrochen. Wozu auch reden?

Er ſchwieg.

Aber dann horchte er wieder auf. Der Senator hatte ſich wieder in Haltung gebracht. Wie ein Richter, der eine Sache erledigt hat und zur nächſten übergeht, fing er an: „Wir haben eine weitere Angelegenheit mir dir zu bereden, die uns ebenfalls ſchweren Kummer gemacht hat.“

Frau Louiſe Dingſtäde machte den Gerichtsdiener und rief die Sache auf. „Deine Ehegeſchichte. Thomas, Thomas, was für ein Leid bereiteſt du uns!“

„Du haſt leider Gottes deine ganze Erziehung vergeſſen, Thomas. Nicht allein, daß du durch die vorhin zur Genüge gerügte, politiſche Tätigkeit deine arme, kleine Frau auf das heftigſte gekränkt haſt: du haſt ſie außerdem mit gemeinen und verletzenden Redensarten beſchimpft. Kurz, du haſt dich unerhört betragen.“

Thomas ſah auf. „Ich ſie beſchimpft? Wie denn?“

„Daß du das nicht einmal weißt, iſt ein Zeichen dafür, wie wenig du dir überhaupt deine Worte überlegſt. Daß du, wie ein Kind, die Wirkungen deiner Worte gar nicht berechnen kannſt. Du haſt ſie eine ‚dumme Gans‘ genannt.“

Jetzt endlich war es mit der Ruhe des Doktors vorbei. Er trat zwei Schritte vor, dicht an ſeinen Vater heran und beugte ſich zu dem Alten. Der rückte erſtaunt ein wenig ab, aber Thomas merkte es nicht. Er ſah den Senator mit einer merkwür-

digen Eindringlichkeit an und begann erregt, aber sehr langsam zu sprechen.

„Was würdest du gesagt haben, wenn Mama sofort zu ihren Eltern gelaufen wäre, wenn sie große Klagelieder vor anderen Leuten gesungen hätte, weil du sie in der Erregung einmal nicht ‚mein Engel' nanntest? Wenn eine Frau das tut, dann trägt sie die Bezeichnung, die ich ihr angehängt habe, mit vollem Recht. Wenn sie von mir aus gesellschaftlichen Gründen einen Gesinnungswechsel wünscht, so mag sie ruhig weiter wünschen. Dann kann sie sich aber einen anderen suchen, der das tut. Endlich habe ich nur noch eins zu sagen: Eure Vorwürfe über mein politisches Verhalten habe ich über mich ergehen lassen, aus schuldiger Ehrfurcht. Aber meine Eheangelegenheiten regele ich allein. Da lasse ich mir von keinem Menschen hineinreden. Auch nicht von meinen Eltern. Adieu." Er ging rasch davon.

Eine Zeitlang war Ruhe im Zimmer. Der Senator sah vor sich hin, ein bißchen perplex, ein bißchen stur, und Frau Louise schluchzte nicht, weil sie auf den Wutausbruch ihres Mannes wartete. Das Wort hatte also die friesische Uhr, die von diesem Vorrecht energisch Gebrauch machte, um so mehr, weil ihr Laut bis dahin von all den Stimmen erdrückt war.

Endlich löste sich die Erstarrung des Alten. Er wandte den Kopf nach links, sah seine Frau ebenso

hart an, wie er ſeinen Sohn vorhin angeſehen hatte, und ſagte: „Siehſt du, das kommt davon. Das kommt bei deiner Erziehung heraus.“

Frau Louiſe Dingſtäde verteidigte ſich. Mehr mit Erregung als mit Gründen.

„Alles, was du ſagſt, iſt Unſinn“, antwortete ihr Mann. „Dieſe Halsſtarrigkeit und Unbotmäßigkeit kommt aus deiner Familie. Das hat Thomas von deinem Vater.“

Im Punkte ihrer Familie war Frau Louiſe Dingſtäde empfindlich. Sie wandte ſich daher ihrem Manne zu, aber da ſie ſehr eingeſchnürt war, machte ſie das nicht durch eine Drehung in den Hüften, ſondern ſie drehte ſich unter Anheben des Körpers nach links. „In meiner Familie, lieber Thomas, hat niemals jemand falliert. Wir waren alle ſolide Kaufleute.“

Das ging auf den Großonkel des Senators, Charley, den Vater des Konſuls Dingſtäde.

„Dein Bruder James, liebe Louiſe, hat ſich in anderer Richtung als wenig nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft gezeigt. Und daß du das Unglück des Schwiegervaters unſerer allverehrten Tante Friederike hier in die Debatte ziehſt, finde ich herzlich überflüſſig.“

Inzwiſchen hatte Frau Senator Dingſtäde aus der Verſenkung ein Körbchen mit einer Häkelarbeit geholt, ſich ihre goldgefaßte Brille aufgeſetzt und begann an einer Unterziehjacke zu arbeiten. Sie zog

den weißen Wollfaden ſorgfältig über den krummen Zeigefinger, ſtarrte unentwegt auf das Kreuzungsgebiet von Finger, Nadel und Faden und murmelte: „Meine Familie, das waren ſehr ſolide Kaufleute, ſehr ſolide Kaufleute.“

Während dieſer Vorgänge hatte der Senator ſich ein Aktenbündel herangeholt und es geöffnet. Er ſeufzte, als er die erſte Seite anſah, und fragte plötzlich in das Gemurmel ſeiner Frau hinein: „Was wollen wir nun eigentlich mit Thomas anſtellen, Louiſe?“

Da ſah die Senatorin ihren Mann von unten über die Brillengläſer an. Denn weil ſie den Kopf nun einmal auf die Arbeit gerichtet hatte, wollte ſie ſich die Bewegung des Aufrichtens und nochmaligen Einſtellens ihres Kopfes auf die Arbeit ſparen. Ihr Doppelkinn blieb dadurch auch ſtehen. „Ich will dir was ſagen, Thomas“, meinte ſie immer in derſelben Kopfſtellung, „ich gehe nächſtens einmal hinüber, um ihm ganz gründlich den Kopf zu waſchen. Das hat er verdient.“

Der Senator nickte. Er war froh, ein wenig Friſt zu gewinnen.

„Tu' das, Louiſe. Dann können wir ja ſehen.“

Und dann malte er bunte Fragezeichen in die Akten. Frau Louiſe hatte die Augen wieder auf die Kreuzungspunkte des Fingers, der bewegten Nadel und des Fadens geſenkt, während das Schiff auf der frieſiſchen Uhr im gleichen Rhythmus

wie das Ticken hin und her wogte und mit den Blechſegeln vor dem Auge des Halbmondes vorüberſtrich.

Aller Schlachtenlärm war verſtummt. Es hieß nicht mehr „hie James — hie Charley", nicht mehr war von Vererbung und von Blut die Rede, ſondern die beiden Alten ſaßen gutmütig-gleichgültig beieinander, wie ein Fiſcherpaar in ſeiner Hütte am Meer, wenn der Mann Netze flickt und die Frau ſtrickt. Da wird ebenſo wenig geſprochen; der eine hockt im Dunſtkreis des anderen, während die erdrückende, unbegrenzte Eintönigkeit durch das Ticken der großen Uhr aufgehoben wird.

Es war eine andere, größere Einſamkeit, in der Thomas zu Hauſe ſaß. Vor ihm lag ein Stapel von Zeitungsausſchnitten, Stimmen der Preſſe über ſeine Rede, die von rechts bis links falſch verſtanden war. Man ſprach im Moniteur von „allzu wiſſenſchaftlicher Auffaſſung geſund-liberaler Ideen" und in der ſozialdemokratiſchen Zeitung von „hinreißender Darſtellung des ſozialiſtiſchen Gedankens". Aber nirgends ſprach man eigentlich warm, begeiſtert über ihn und ſeine Worte. Überall fühlte er, daß noch eine Iſolierſchicht zwiſchen ihm und den Schreibenden lag. Die Leute, geſtern, ja, die hatten ihn verſtanden. Aber den Berichterſtattern war das alles ſo fremd geweſen. Verſtanden denn überhaupt die Berufspolitiker gar nicht mehr, was Menſchlichkeit war?

Und ihn packte ganz auf einmal der ſchmerzliche

Gedanke: „Sollte man mich vielleicht niemals verſtehen? Ich kann es nicht glauben. Ich habe das Gefühl, daß bald eine Zeit kommt, die mich verſtehen und brauchen wird.“

Die Kaffeekanne aber dachte daran, unter welchen Kämpfen die großen Menſchen, von denen ſie im Laufe von hundert Jahren reden gehört hatte, zu ihrem Ziele gelangt waren. Beiſpielsweiſe Nietzſche oder Otto Ernſt. Und ſo ſagte ſie leiſe: „Töſ, mein Thomas.“

10.

Ein hoher Senat hatte Sitzung gehabt; kurz vor Weihnachten. Senator Sötebyr war zuerſt aus der Sitzung gekommen; den Seitenausgang des Rathauſes hinunter, ſehr apoplektiſch und rot. Er trug den hohen Zylinder nach vorn geneigt, und der große Karneol an der Uhrkette tanzte taktvoll an der Böſchung ſeines Bauches. Die Senatsdiener winkten dem Poſten, als der Senator noch einige Schritte vom Torbogen entfernt war. Der Poſten präſentierte. Senator Sötebyr ſah ſtarr geradeaus und hob den Zylinder. Der Poſten konnte noch die Firma im Zylinderfutter erkennen. Aber es war nicht des Senators eigene Firma. Der Senator machte zwar auch Hüte, aber er war Groſſiſt und ſetzte ſeine Firma nicht in das Hutfutter.

Dann kamen zwei andere Herren: der Präſes der Deputation für Handel und Schiffahrt, Senator Dingſtäde, und der Präſes der Finanzdeputation, Senator Doktor von Halſtenbeck. Der alte Dingſtäde ſah ſehr blaß aus. Trotzdem blieb er aus einer gewiſſen Koketterie heraus vor dem Poſten ſtehen und winkte ihm nach einiger Zeit, wie ein Offizier, daß er „Gewehr über“ nehmen ſollte. Dann legte er

die rechte Hand auf den Rücken und neigte den Kopf, als ob er über etwas nachdächte. Senator von Halſtenbeck ſah mit ſeinen veilchenblauen Augen andachtsvoll zu dem großen Kollegen auf. Er hatte das volle Geſicht in würdige Trauerfalten gelegt, und als Dingſtäde ſich in Bewegung ſetzte, pendelte er mit einer gewiſſen rundlichen Stoßkraft kurzatmig neben dem ſchlanken Kollegen her.

„Sie dürfen ſich das nicht ſo zu Herzen nehmen", ſagte er weich und gefühlvoll, als beide Herren den Torbogen verlaſſen hatten und am Eingang der Börſe vorübergingen. „Wiſſen Sie, ſo eine Scheidung iſt ja natürlich immer peinlich und kommt in der Hamburger Geſellſchaft mehr vor als unbedingt nötig iſt. Aber, mein Gott" — der Senator ſchnaufte ein wenig und ſtrich mit der Hand über die geaderten, roten Wangen — „wenn ſo eine Sache taktvoll gemacht wird . . . Welche Kammer iſt es denn?"

Senator Dingſtäde ſtarrte mit offenem Munde faſt blöde vor ſich hin. „Daß der Bengel das nun doch ſoweit kommen ließ! Als ob wir von ſeinem Wahlunſinn nicht genug gehabt hätten! Ich habe für meine Schwiegertochter nie viel übrig gehabt. Kalt und langweilig. Nicht einmal Familie. Aber jetzt! Ich muß ſagen, meine Sympathien gehen mit ihr."

Halſtenbeck huſtete. Das gänzliche Übergehen ſeiner Frage beleidigte ihn doch ein wenig. „Hm, ja — ich fragte — welche Kammer?"

Senator Dingſtäde erwiderte den Gruß eines vorübergehenden Maklers. „Gottlob, Hinderſin hat die Sache. Der alte Hinderſin, das iſt ein Segen.“

„Na, der wird ja alles mit Ruhe erledigen. Und eine Verſöhnung iſt ausgeſchloſſen?“ Der Präſes der Finanzdeputation war neugierig. Aber er trug das Haupt ſo ſteif, daß die Nackenfalte über den Kragen fiel.

Dingſtäde wiegte den Kopf. „Tja, wiſſen Sie, wenn es doch ſchon mal ſo weit iſt — na, und die Familie . . . die Gründe, wiſſen Sie, ſind ja nicht ſehr ſtichhaltig —“

„So . . . was denn.“ Die Nackenfalte rührte ſich nicht.

„Gott, er hat ſie mal ‚dumme Gans‘ genannt. Das iſt ja nicht gerade ſchön. Aber dann bleibt als weiterer Grund noch die Zerrüttung der Ehe durch die ſozialiſtiſche Betätigung . . . Er hat mir ziemlich erregt geſagt, daß ſie ihm einmal eine Kaffeekanne zerſchlagen hätte.“ Halſtenbeck lachte. „Verrückt, nicht wahr?“ entgegnete der Portweinſenator. „Ich habe ihm natürlich unterſagt, dieſen Grund auch nur anzudeuten, damit er ſich nicht für ewige Zeiten lächerlich macht. Es war übrigens das Monſtrum, das er damals mit zu Tiſch brachte, als er ſich natürlich wieder einmal verſpätet hatte. Sie erinnern ſich wohl. Na, Hinderſin wird ſchon alles erledigen.“

„Meinen Sie? Und Thomas hat gar keine an-

deren Gründe — ich denke, lohnt es ſich nicht bei einer ſo jungen Ehe, es noch einmal zu verſuchen?" Senator von Halſtenbeck ſchwamm in Moll. Und er lauerte trotz der unbeweglichen Falte.

Dingſtäde ſchüttelte den Kopf, daß ſich der Zylinder verſchob. „Wozu, Halſtenbeck? Sie ſehen ja, es geht nicht. Es ſind eben zwei Welten, und wenn der Thomas nicht eine Frau bekommt, die ihn gründlich an die Kandare nimmt, daß er nicht weiß, wo er hin ſoll, dann wird er uns hier das ganze Terrain zerwühlen; und ehe er ſich die Hörner abgelaufen hat, kann er einen hübſchen Flurſchaden anrichten."

Halſtenbeck ſah aus den ein wenig gequollenen Augenwinkeln mit den runden Augen erwartend zu ſeinem Nachbar. Als der aber immer weiterſchritt und nur wie ein Uhrwerk die Paſſanten grüßte, fragte der Präſes der Finanzdeputation halblaut: „Wo wollen Sie denn ſo ein Prachtgeſchöpf herbekommen?"

Dingſtäde blieb ſtehen. „Gott, was weiß ich. Ich dachte — ſo wie — na, zum Beiſpiel — wie Ihre Amélie." ‚Sie hätte zwar neulich in der Verſammlung den Mund halten können', dachte der Portweinſenator, ſprach es aber nicht aus, da es ihm jetzt nicht mehr in den Kram paßte.

Doctor juris utriusque William von Halſtenbeck lächelte und ſagte: „So, ſo." Als er ſich vom alten Dingſtäde vor der „Harmonie" verabſchiedete,

preßte er ihm mit ſeiner glacéhandſchuhbewehrten Rechten die Hand ſo innig und ſah ihn ſo tief mit ſeinen blauen Kugelaugen an, daß ſich Senator Dingſtäde eines Lächelns nicht erwehren konnte. Dann ſagte er tief und leiſe: „Auf Wiederſehen", und wogte die Treppe zur „Harmonie" hinauf. Die neue Geſchäftsverbindung war angebahnt.

Senator Dingſtäde ging langſam ſeinem Kontorhaus zu. Dieſe Beſprechung vergaß er raſch. Während er mechaniſch immer wieder die Grüße der Paſſanten erwiderte, erwog er die Gründe, die für und gegen das Zuſtandekommen des neuen Wahlgeſetzes ſprachen. Er hatte den Leuten da oben im Rathauſe durch den Ausſchußbericht die Sache doch ſo mundgerecht als möglich gemacht. In dem Bericht hatte geſtanden, daß nicht die Übereinſtimmung über beſtimmte volkswirtſchaftliche oder politiſche Fragen, ſondern der uralte Gegenſatz von reich und arm die Arbeiter zuſammenhielte. Es hatte darin weiter geſtanden, daß die Sozialdemokratie, der ja am Staat nichts liege, ſchon durch ihre Minderheit verderblich wirken würde; unbekümmert um den ſachlichen Erfolg werde ſie ſich mit den bürgerlichen Minderheiten verbinden oder zu verbinden drohen, um Zugeſtändniſſe zu erpreſſen, und das bedeute ein Hinabgleiten Hamburgs in das ſozialiſtiſche Fahrwaſſer. Der Senator grübelte weiter. Geldgefahr und drohende rote Herrſchaft. Damit konnte man doch im allgemeinen viel

erreichen. Trotzdem war Dingſtäde ſich darüber klar: die Stimmung im Senat war ſcheußlich; ſie war eigentlich gegen ihn. Zwar nicht aus Überzeugung, ſondern aus Furcht vor dem Ausgang. Senator Neßler, ein gewandter, vielleicht allzu gewandter Diplomat, der beſonders gute Beziehungen zum Kaiſer hatte, war in der heutigen Sitzung ſogar außerordentlich deutlich geweſen. Die ganzen Wahlrechtsänderungen ſeien ein reaktionäres Abenteuer, das der Republik und dem blühenden Handel direkt den Todesſtoß geben könnte. Nur der Syndikus des Senates, ein aus Preußen übernommener Beamter, kalt, helläugig und zielbewußt, hatte Dingſtäde reſtlos ſekundiert: freilich, der Syndikus hatte kein Geſchäft zu verlieren, und wenn der große Straßenkampf kam, dann würde der Mob ihm die juriſtiſchen Kompendien zerreißen, nicht aber hunderttauſend Liter Portwein austrinken oder in die Fleete gießen.

Wenn der große Straßenkampf kam. Dingſtäde wußte genau, daß nicht alles in Ordnung war. Es donnerte in den unteren Schichten, und der Seismograph, die Preſſe, zeigte Bewegung an, von denen man in Harveſtehude und auf der Uhlenhorſt nichts merkte. Freilich: vorläufig warnte die ſozialiſtiſche Preſſe ihre Leute immer wieder vor Gewalttaten. Sie erklärte auch mit unaufhörlicher Energie, daß die Partei die Maſſen in der Hand habe. Aber Dingſtäde wußte, daß das etwa ſo viel bedeutet,

als wenn ein Dompteur ſagt, er habe ſeine Löwen „in der Hand“. Es kann auch einmal umgekehrt kommen. Jedenfalls hatte Dingſtäde vor einigen Tagen ſtundenlang mit dem Polizeiherrn wegen der Bewaffnung der Schutzleute konferiert, und die Fabrik Herſtal hatte einen größeren Auftrag bekommen.

Nun faßte der Senator ſeinen Regenſchirm feſter. Es iſt doch ein übeles Pack da oben! Sie fürchteten im Grunde nur für ihr Geld. Lieber mit halben Mitteln weiter fortwurſchteln, als jetzt, wo es noch Zeit iſt, mit einem Schlage den Knoten durchhauen. Er ärgerte ſich über ſich, den Alexander mit dem Regenſchirm, als dieſe heitere Situation ſeinen Ernſt zu verjagen drohte.

Sofort war er wieder im Geleiſe ſeiner bisherigen Gedanken. Wenn der Antrag wirklich in der Bürgerſchaft durchging, dann lag es mit daran, daß die Kollegen dort oben nicht mehr wagen würden, ſich jetzt noch gegen ſeine Abſichten zu ſtemmen. Er hatte damals im Mai den Senatsantrag hinausgepeitſcht; nun konnten ſich die, die ihn mit eingebracht hatten, nicht gut lächerlich machen, indem ſie ſich als überrumpelt erklärten und die Rücknahme verlangten.

‚Wenn in der Bürgerſchaft nicht ſo viel Geldſinn und Erwerbsſinn ſind, als not tun, um den Antrag durchzudrücken‘, dachte er weiter, ‚dann heiße ich Hans. Das ſchwerſte war, den Stein ins

Rollen zu bringen. Jetzt, wo er rollt, wird ihm ſchon jeder, trotz aller Bedenken, einen Fußtritt geben, daß er in Bewegung bleibt. Nur der Anfänger will keiner geweſen ſein ... Wenn die ganze Sache nachher durch iſt, dann freut ſich ein hoher Senat in corpore.‘

In den regenfeuchten Straßen ſtanden die Weihnachtstannen, eng aneinandergedrängt, daß die Gruppen von fern ausſahen, wie rieſige, grüne Igel. Und da kam dem alten Dingſtäde der Gedanke: ‚Die nächſten Weihnachten muß Thomas mit Amélie von Halſtenbeck unter einem Baum feiern. Dann iſt die Wahländerung durch, und dann werde ich dafür ſorgen, daß Thomas vernünftig wird.‘

Henry O'Sun grüßte den Senator. Henry trug einen Zobelpelz, in dem der hagere Mann unförmig dick ausſah. Seine dünnen Beinchen ſahen heraus, wie Streichhölzer, die in einer Kartoffel ſtecken. Um die Mundwinkel hatte Henry zwei große ‚Schlammfalten‘, wie Doktor Cohn ſie nannte; trotz des trüben Tages blitzte Henrys Zylinder in großen Lichtſtreifen.

Der Senator erwiderte den Gruß. „Tag, Henry.“

„Tag, Herr Senator.“ Henry hing den Stock mit der gebogenen Krücke über den linken Unterarm.

„Henry, ich möchte deine Mitwirkung in einem

Plan. Du weißt, Thomas wird geſchieden.“ Dingſtäde hielt ſeinen Vortrag mit zyniſcher Kürze, weil er wußte, daß er Henry damit am meiſten imponierte. Aber er ſtarrte gegen ſeine Gewohnheit in die Luft.

„Tja, weiß ich, doch ſchade. Die lange Liesbeth hat was.“

„Möglich, aber es geht nicht. Iſt auch beſſer ſo. Sie kann ihn nicht kutſchieren. Er muß aber zur Räſon gebracht werden. Ich möchte ihn beſſer verheiraten. Willſt du helfen? Tuſt mir einen Gefallen.“

„Gern. Wer ſoll es ſein?“

„Später.“

„Schön.“

Henry erzählte dem Senator ein paar gleichgültige Dinge. Geſchäftsſkandale, Familienſkandale und von anonymen Drohungen, die er bekommen hätte, wenn er nicht in der Bürgerſchaft gegen das neue Wahlrecht ſtimmen würde.

Dingſtäde zuckte die Achſeln. „Solche Briefe bekomme ich jeden Tag. Verlange vom Polizeiſenator einen Poſten vor dein Haus; alles andere iſt Unfug.“

Dann hob Henry den Hut; ganz wenig nur. Er ſah ſehr diſtinguiert aus. Er müſſe zum Eſſen. Sein Geſicht zuckte, der Mund öffnete ſich, daß die große goldene Plombe ſichtbar wurde; wieder zog Henry die ‚Schlammfalten‘, gab dem Senator die

behandſchuhte Rechte und ging. ‚Ein Swell‘, dachte Dingſtäde. ‚Aber er ſtimmt für den Senatsantrag.‘

Der Sohn Thomas Dingſtäde beſchäftigte ſich in dieſem Augenblick mit anderen Problemen wie ſein Vater. Er hatte ſogar den Schriftſatz des gegneriſchen Anwalts über die durch ihn verſchuldete, eheliche Zerrüttung nur flüchtig durchgeſehen. Freilich hatte er nicht die geringſte Luſt, mit einer Frau, die durch einen gelegentlichen Fluch und ein politiſches Bekenntnis des Mannes ihre Ehe als zerrüttet erachtete, wieder zuſammenzuleben. Liesbeth war jetzt bei ihren Eltern; dort mochte ſie bleiben. Wenn die ‚dumme Gans‘, und die Rede in der Verſammlung nicht zur Scheidung genügten, dann würde er ſchon für weitere Eheſcheidungsgründe ſorgen . . . Er war ſtolz, nicht ſentimental zu ſein.

‚Wirklich glänzend, unſer Eheſcheidungsverfahren‘, dachte er. ‚Man muß ſich nur die nötigen Gründe beſorgen. Dann geht alles. Hoffentlich hat Hinderſin aber Geſchmack genug, die Beibringung dieſes ‚Grundes‘ nicht von mir zu erzwingen.‘ Er ſtand auf und ging in ſeinem Zimmer, einem großen Polygon, auf und ab. In der Stirn fühlte er ſeit Tagen einen merkwürdigen Druck, und wenn er längere Zeit las, tanzten die Buchſtaben vor ſeinen Augen. Neben der Flurtür befanden ſich zwei magere Rokokoſpiegel, die aus dem Schloſſe

Lieſelund ſtammten. Feine, weiße Schnitzereien umgaben die aus kleinen, viereckigen Scheiben zuſammengeſetzte Spiegelfläche, und auf den Spiegeltiſchen ſtanden Porzellane. Thomas prüfte ſein Ausſehen. Dann feſſelte ihn eine Zentaurengruppe. Wie muß es einem Menſchen zumute ſein, dachte er, der ſich umdreht und ſieht, daß er vier Beine hat? Wie muß ſein Denken ſich ändern, wenn er ſich nicht ſetzen, ſondern nur hinlegen kann, wenn er nur von Vegetabilien leben muß, weil er ja einen Pferdemagen hat? Wie hält er die Hände, wenn er galoppiert? Niemals iſt in der Kunſt ein galoppierender Zentaur geſchaffen, deſſen Hände organiſch bewegt geweſen wären . . .

Als Thomas über dieſe Erwägungen nachdachte, merkte er an der Tatſache, daß er ſie überhaupt angeſtellt hatte, wie überarbeitet er ſein mußte. Er ſtrich ſich über die Schläfen und ging langſam an den gefüllten Bücherregalen vorüber. Nachläſſig, mit dem Gefühl der Berechtigung einer kurzen Pauſe, beſah er ſich einen prächtigen, alten Einband, der das Wappen der Medici trug, Kollegen aus Florenz.

Dann meldete der Diener eine Dame.

Thomas legte den Band auf den Tiſch. „Eine Dame?“ Seine Augen wurden unruhig, und er ſtreichelte von neuem ſeine Schläfen.

„Jawohl, Herr Doktor. Sie müßte den Herrn perſönlich ſprechen.“

„Ich laſſe bitten.“ Irgendeine Bettelei, dachte Thomas. Warum ſoll ich nicht geben. Der Reichtum hatte ihn freundlich und läſſig im Geben gemacht. Und dazu noch dieſe Abſpannung.

Dann öffnete der Diener die Tür. Thomas ſah auf. Er erſtaunte. Edith Cohn trat in den Raum.

Thomas hatte ſie nicht gerade vergeſſen, aber ſie war in ſeiner Erinnerung keine Hauptfigur mehr in jenem Schauſpiel, das er ſelbſt improviſiert und geſpielt hatte: Sie hatte eine Nebenrolle gehabt, und er beſann ſich nur noch ſchwach auf ſein damaliges Wohlwollen für ſie. Als ſie jetzt in das Zimmer trat und ihn mit jener eigenen, ungermaniſchen Weichheit begrüßte, dachte er auch viel mehr an die Träume, die er nach der Sitzung in der Finanzdeputation erlebte, an die Urwälder mit den tropiſchen Schlingpflanzen, an die papageifarbenen Orchideen ſeiner Viſionen, als an das Mädchen ſelbſt. Edith Cohn gehörte zu den Frauen, deren man ſich ausſchließlich mit einem abſolut klaren, allerdings auch völlig ſubjektiven Nervenempfinden erinnert.

Sie trug ein engliſches Damenkleid, das von demſelben Schneider ſtammen mochte, wie die Koſtüme Amélies. Ihr Hut war wenig garniert — ihre Toilette machte überhaupt einen einfachen

Eindruck, von einer gewiſſen, langweiligen Vornehmheit. Rudolf Cohn führte dieſe Änderung nicht mit Unrecht auf den Einfluß von Amélie von Halſtenbeck zurück.

Thomas war aufgeſtanden und hatte im Aufſtehen vorſichtig ein paar Briefbeſchwerer auf die großen Haufen von Manuſkripten gelegt, die um ihn gruppiert waren. Die Sicherheit, mit der Edith auf ihn zuging, erregte ſeine Neugier.

„Es freut mich, daß Sie noch an mich denken“, ſagte er, „denn wenn man, wie ich, ſich hinter Büchern vergräbt und nicht in die Welt hinausſchreit, daß man noch lebt, darf man kaum mehr auf ein Echo hoffen.“

Edith hatte ſich auf Thomas' Bitte in einen der hohen Dogenſtühle am Rauchtiſch geſetzt und zog langſam ihre Handſchuhe aus. „Ich komme nur zu Ihnen, um einmal mit Ihnen zu reden.“

„So.“ Thomas erſchrak ein wenig. Er ſetzte ſich ebenfalls an den Rauchtiſch.

„Haben Sie keine Furcht, ich laufe Ihnen nicht nach.“

Thomas Dingſtäde verneigte ſich. „Das weiß ich“, ſagte er ſchlicht.

Über Ediths Antlitz ging ein ſeltſames Flackern. „Nicht wahr, das wiſſen Sie“, ſagte ſie wärmer, „und das wußte ich auch, daß Sie nichts anderes annehmen würden. Wieviel notwendige und richtige Handlungen werden freilich deshalb unter-

laſſen, weil wir wiſſen, daß uns minderwertige Beweggründe untergeſchoben würden, und wir nicht die Kraft haben, das zu ertragen."

Der Angeredete legte den Zigarrenabſchneider, mit dem er geſpielt hatte, beiſeite und ſah die Dame erſtaunt an. „Sie haben mir etwas von Wichtigkeit mitzuteilen?"

Edith zögerte. „Ich kann Ihnen vielleicht keine ſpeziellen Dinge ſagen, aber ich möchte Ihnen doch allgemeine Geſichtspunkte geben, die für Sie von Wichtigkeit ſein dürften. Ihrer Verſchwiegenheit bin ich ſicher?"

„Ich gebe Ihnen in dieſem Falle gern mein Ehrenwort."

„Danke. Es wird mir nur nicht ganz leicht, anzufangen." Sie wandte den Kopf im Zimmer umher, muſterte die beiden Spiegel aus Lieſelund und ſah dann Thomas an.

„Ich weiß", begann ſie nach einiger Zeit, „daß Sie alles, was Sie bis jetzt mit mir erlebt haben, Sie kopfſcheu machen muß. Sie haben erkannt, daß jene unſelige, ſekundäre Weltauffaſſung, jene Unfähigkeit, die Dinge primär zu ergreifen, mich nicht befähigt, ſchöpferiſch zu wirken. Mein ſtärkſtes Sehnen bleibt unerfüllt. Ich bin viel mehr Gelehrtennatur als Sie. Aber da fehlt es ja auch."

Sie blickte wieder nervös im Zimmer umher und ſchwieg. Thomas nickte ihr freundlich zu. Er

unterließ es, ihr zu ſagen, daß er eigentlich gar nicht mehr an ihre Gehirnfunktionen gedacht hatte.

„Ich ſuchte, da ich ſelbſt nicht dazu imſtande war, die Welt auf Anhieb zu erkennen, wie mein Bruder ſagt; Menſchen zu finden, die nur wenigſtens einen Abglanz jener großen Gabe ſchenken konnten, weil ſie ſelbſt dieſe Erkenntnismöglichkeit hatten. Ich ſuchte ſie in Sembrowski. Aber Sembrowski ſteht mir den Dingen doch zu nahe. Er iſt gar nicht mehr Erkennender; er iſt als Künſtler Chao-Cosmos, etwas, was eigentlich außerhalb der eigentlichen Menſchheit ſteht, etwas, das ſelbſt erkannt werden muß, aber nicht ſelbſt erkennen kann. Durch den Hommunculus kam ich den Menſchen nicht näher. Aber dann . . ."

Thomas hatte den Kopf in die Hand geſtützt.

„Aber dann lernte ich Sie kennen, Herr Dingſtäde. Da ſchien alles, was in meinem Leben unverbunden war, einen gemeinſamen Ton zu bekommen; ich lernte die Welt mit Ihren Augen ſehen. Es war, als ob ich plötzlich einer anderen Raſſe angehörte, als ob ich andere Erkenntniswerkzeuge bekommen hätte. Als ob das Künſtleriſche, was der Künſtler Sembrowski mir nicht geben konnte, mir durch Sie, den Laien zugeführt ſei."

Dingſtäde ſah auf, er hatte eine Frage auf den Lippen.

„Fragen Sie nicht, bitte. Ihre Rede, die Sie hielten, tief, ſeelenvoll, menſchlich, die erſchütterte

mein Inneres. Ich wußte ja, daß alle meine Empfindungen weiter nichts ſind als eine ungeheure Anpaſſungsfähigkeit. Aber für uns Menſchenkinder, die wir eben nichts anderes haben, wird die Überzeugung eines anderen zur zweiten Natur. Und ich glaube, Ihre Überzeugung iſt es bei mir geworden, und — wird es bleiben. Wenigſtens einige Zeit", ſetzte ſie vorſichtig hinzu, damit Thomas ja nicht auf den Gedanken kommen ſollte, daß ſie ſentimental ſei.

Thomas wurde in ſeiner abgeſpannten Müdigkeit von einem Gedanken gequält, den er nicht verſcheuchen konnte und der ſich ſeiner heute immer und immer wieder bemächtigte, wenn ſein Blick auf den Schriftſatz ſeines Anwaltes fiel. Er mußte denken: Will ſie dich erobern? Edith Cohn?

Und der Gedanke nahm Beſitz von ſeinem müden überarbeiteten Gehirn, wie durch einen Handſtreich. Er ſah im Geiſte die blonde Amélie, die für Edith ein ſo merkwürdiges Intereſſe zeigte. Er ſah ſie die Drähte ziehen aus Freude am Zuſammenbringen deſſen, was ſie für unvereinbar hielt, aus Haß gegen den reinen Arier und die reine Semitin, um hier wieder Raſſenmiſchlinge züchten zu laſſen, wie ſie ſelbſt einer war, und was ſie von Zeit zu Zeit wurmte, weil ſie in die antiſemitiſchen Senatskreiſe gehörte.

Dann ſah er Edith in die Augen. Er fühlte, daß er hier zur Wahrheit über ſeine Gedanken ver-

pflichtet war. Deshalb fragte er die junge Dame ruhig: „Sagen Sie, haben Sie mit Fräulein von Halſtenbeck über mich und insbeſondere über Ihren beabſichtigten Gang zu mir geſprochen?“

Edith Cohn ſchüttelte den Kopf. Sie ſah auf ihre Hände. „Wenn ich Sie um eins bitten darf, dann ſprechen Sie nicht mehr mit mir über Fräulein von Halſtenbeck. Es gibt Dinge im Vorleben jedes ſenſiblen Menſchen, an die er nur mit einem Schauder denken kann. Bei mir wird ſicher die Bekanntſchaft mit Fräulein von Halſtenbeck zu dieſen Dingen zählen. Die . . . ja . . . die Dame gehört zu den Menſchen, die allein dadurch, daß ſie da ſind, ihre Mitmenſchen verhängnisvoll beeinfluſſen, ja direkt verderben können. Ich hielt es für meine Pflicht, völlig mit ihr zu brechen; beſonders, ehe ich mich an Sie wandte.“

Da Thomas von der Glaubwürdigkeit dieſer Worte überzeugt war, legte ſich ſein in letzter Zeit bis ins Krankhafte geſteigerter Argwohn wenigſtens in dieſer Angelegenheit. Er ſpielte wieder mit ſeinem Papiermeſſer und bat die junge Dame, doch zur Sache ſelbſt überzugehen.

Edith war aufgeſtanden. Sie war an eines der Bücherregale getreten und hatte ſich einen Band herausgenommen. Nun ſtellte ſie das Buch wieder fort, wandte ſich zu Thomas und ſagte: „Herr Doktor Dingſtäde, ich komme hierher, um Sie zu warnen. Rücken Sie weitab von der Sozialdemokratie. Sie gehen noch daran zugrunde.“

Der Angeredete ſah auf. „Das gerade von Ihnen zu hören, Fräulein Cohn, erſtaunt mich.“

„Eben deshalb werden Sie es wohl auch näher prüfen.“

„Vielleicht unterbreiten Sie mir zunächſt einmal Ihre Gründe.“ Thomas hatte den Zigarrenabſchneider erwiſcht, in den er den Abſchneidekeil, der ſtändig durch eine Feder nach außen gedrückt wurde, immer wieder mit dem Daumen hineinpreßte.

„Herr Doktor“, begann die junge Dame, „die Sozialdemokratie iſt nicht das, was Sie annehmen. Sie glauben, es ſei die Partei, die Ideale hätte, die einzige, die hoch über Schacher und Kuhhandel ſtände. Das iſt nicht wahr. Es mag ſein, daß unter den Einzelindividuen viel mehr Idealiſten ſind als unter denen der bürgerlichen Parteien. Denn unſere Leute ſind arm und können für Ideen kämpfen, während der Reichtum lähmt. Aber ſo ſind auch unſere Führer gelähmt! Sie haben ſelbſt ein gutes Stück Geld von den Arbeitern bekommen; und nun predigen ſie den Leuten wieder: Geld, Geld, Geld. Ihr müßt höhere Löhne und weniger zu tun haben. Es dreht ſich alles bei uns um den Materialismus. Die Führer wollen es ſo; ſie erziehen unſere Leute ſo. Was an Bildungsarbeiten geleiſtet wird, ſind nur die allerkümmerlichſten Hüllen, um den kraſſeſten Materialismus zu bedecken.“

Thomas ſchüttelte den Kopf. „Und der ganze Kampf um das Wahlrecht?“

Die junge Dame hob die Hände. „Begreifen Sie es doch: das iſt ja nichts weiter als ein Mittel, um Geld für die Arbeiter zu erlangen. Durch Geſetze oder ſonſt etwas. Der ganze Sozialismus iſt eine kapitalſuchende Erſcheinung, nichts weiter. Glauben Sie mir, vom Recht der Jugend auf den Radikalismus oder gar den tiefſinnigen Werten des Herrſchens haben unſere Führer ebenſo wenig Ahnung wie Ihre Senatoren. Herrſchen, Herr Doktor Dingſtäde, können nur ſolche Leute wie Sie. Aber die kommen ja leider nie in die Herrſcherſtellungen, wenn ſie nicht durch einen allzu ſeltenen Zufall hineingeboren werden.“

„So wäre denn als ganzer Gegenſatz zwiſchen den Parteien von den bürgerlichen zu den ſozialiſtiſchen doch nichts anderes wie der alte Gegenſatz zwiſchen arm und reich, wie die Denkſchrift des Senats ſagt?“ Thomas ſchüttelte den Kopf. „Das ſtimmt nicht.“

„Herr Doktor Dingſtäde, es iſt doch ſo. Es iſt ſo geworden. Das große, ſchöne Feuer, die Schillerſche Glut der Seelen, iſt erſtickt. Was geblieben iſt, iſt Qualm. Und ſolche Leute wie Sie werden erſtickt, wenn ſie ſich in dieſen Qualm hineinwagen. Mein Bruder, ja, der hat eine prächtige Rauchmaske, und dem geht es gut! Ihnen aber ginge die Luft aus.“

Der Wind hatte inzwiſchen die Wolken über der Alſter zerteilt, und ein Stück blauen Himmels lag zwiſchen dem Gitter der Zweige. Thomas ſtand auf und ging mit großen Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Edith ſtehen. „Wohin meinen Sie denn, daß ich gehöre? Zu den wäſſerigen Bürgerparteien? Zu meinen reaktionären Verwandten? Soll ich denn meine Frau zurückkommen laſſen, dem „Harveſtehuder Tennisklub der an der Alſter und am Mittelweg wohnenden Familien“ beitreten? Sonntags zur Kirche gehen und für die Tugend in den unteren Volksſchichten eintreten? Sie wiſſen, daß ich kein Sozialdemokrat im Sinne Ihrer Partei bin. Aller wenn ich es würde, wäre es unwürdig, dieſe Überzeugung zu bekennen? Könnte ich nicht helfen, beſſer vielleicht als tauſend andere?“

Ein Lächeln glitt über Ediths Antlitz und gab ihr einen merkwürdig feinen und durchgeiſtigten Ausdruck. „Zunächſt ſollen Sie ſich nicht ſo erregen, Herr Doktor Dingſtäde, denn dadurch wird die Sache nicht beſſer. Schon Ihr Temperament macht Sie zum Politiker nicht ſehr geeignet. Wo Sie hingehören, wollen Sie wiſſen? Nun, nirgends! Sie gehören zu keiner der Parteien. Sie ſind ein Drittel konſervativ, ein Drittel liberal und ein Drittel Sozialiſt — ſtehen im ganzen alſo wohl mehr links. Aber doch um Gottes willen nicht im Sinne der politiſchen Parteien. Höchſtens im Sinne der Programme, und die ſind doch lächer-

liche Lügen. Ein Menſch wie Sie mag ſeine eigenen Wege gehen. Da wird ſchon was Vernünftiges dabei herauskommen. Vielleicht ſchreiben Sie einen großen Roman, der uns auf den Idealismus zurückführt. Indeſſen warten Sie Ihre Zeit ab. So wie es jetzt geht, geht es ja nicht mehr lange. Fühlen Sie doch ſelbſt: es kommt etwas Ungeheueres; es kommt eine Zeit, in der das Geld nicht mehr alles beſtimmt, in der einmal wieder Ideale lebendig werden. Dann wird der Parteikampf in ſeiner heutigen Form zur Lächerlichkeit geworden ſein. Daher: treiben Sie keine Parteipolitik, Sie ſind zu Beſſerem auserſehen."

Edith hatte geendet. Nun ſtand ſie vor Thomas und hielt ihm die Hand hin. „Das war alles, Herr Doktor, was ich auf dem Herzen hatte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu ſagen. Es war — vielleicht ein wenig doktrinär."

Inzwiſchen hatte ſich die Sonne völlig durchgerungen. Ein Lichtſtrahl glitt durch das Gitterwerk der Äſte und fiel auf die Kaffeekanne. Dort entzündete er ein Feuerchen auf einer gefühlvollen Rokokonelke, und dieſes Feuerchen ſchoß in die rechte Pupille Doctoris rerum politicarum Thomas Dingſtäde, tanzte auf der Netzhaut des Doktors, erregte im Gehirn einen altmodiſch violetten Reiz, und löſte blitzartig die Vorſtellung aus: Schwarzbrot und Freiheit.

Da war es wieder. Thomas ging ein paar

Schritte zurück, ging an den Schreibtisch und holte die Kaffeekanne. „Sprach ich Ihnen von diesem Freund?“ lächelte er und hielt die Kanne von unten mit den Fingern in die Höhe, wie es Amélie von Halstenbeck damals beim Diner getan hatte.

„Sie sprachen mir davon, Herr Doktor. Aber was ist Freiheit?“ Und während Thomas die Kanne wieder hinsetzte, sagte sie erregt: „Man wird Ihre Bücher bestenfalls auf dem Parteitag zitieren, Sie werden kluge Artikel schreiben, Ihre wissenschaftlichen Werke werden Aufsehen erregen, und dann, dann wird man Sie zwingen, auf Axiome zu schwören, wie den kleinsten Dorfpopen in Rußland. Und dann werden Sie sagen: Nein, Schwarzbrot und Freiheit! Dann wird man Sie aus der Partei werfen, und dann ist nichts mehr für Sie da. Ich bitte Sie, lassen Sie sich nicht mehr mit den Genossen ein.“

Edith war nahe an Thomas herangetreten und hatte die Hände erhoben.

Wieder schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: Wenn Edith es auch selbst nicht weiß, an diesem Draht zieht doch Amélie. So fragte er dann plötzlich brutal, und selbst die Weichheit seiner Stimme konnte die Härte seiner Worte nicht mindern: „Warum sagen Sie mir das eigentlich alles?“

Da trat Edith zurück.

„Sie haben recht, mich zu demütigen“, antwortete sie mit halblauter Stimme und ein böses

Lächeln glitt über ihr Antlitz, „ich habe mich nicht ſo betragen, wie es in — Ihren Kreiſen üblich iſt. Verzeihen Sie, und leben Sie wohl.“ Sie griff nach ihren Handſchuhen und zog ſie langſam an. Währenddeſſen ſah ſie auf. „Ich bildete mir ein, daß Ihnen ein wenig Dankbarkeit wohltun würde. Ein wenig Menſchlichkeit. Aber . . .“

Das letzte war ſchon wieder Theater. Jedoch Thomas merkte es nicht. Er faßte ihre beiden Hände. Der rechte Handſchuh, den ſie beim Schließen des linken in der Hand gehalten hatte, fiel zur Erde.

„Nicht ſo, Fräulein Cohn, Sie dürfen nicht vergeſſen — ich bin einſam — verbittert vielleicht — jede meiner Handlungen wird falſch gedeutet.“

Sie lächelte gutmütig überlegen. „Sie ſind ein großer Junge und machen Dummheiten. Sie wollen von mir wiſſen, warum ich zu Ihnen kam. Hoffte Ihre Eitelkeit vielleicht gar das Wort ‚Liebe‘ zu hören? Nein, lieber Freund, es gibt etwas anderes, was weit, weit hinter der Liebe liegt. Etwas Myſtiſches, aber von einer anderen Myſtik, als die der Liebe. Um das zu verſtehen, muß man vielleicht von Kindheit an verſpottet worden ſein, nicht zu den Erſten gehört haben, muß ſchon mit zwölf Jahren ſo entwickelt geweſen ſein, wie Ihre Mädel mit ſechzehn. Und muß trotzdem als Kind gehalten ſein, daß dieſes Sehnen nach der Liebe ſich zur tiefen Beſchaulichkeit nach innen kehrte und immer

weiter ſtieg, zurück in irgendwelche Fernen. Und wenn man dann noch eine Großmutter hatte, die einen abends den Talmud vorlas . . .“

Thomas ſah ihr in die Augen.

„Ich ahne, was Sie andeuten. Sie ſprechen von einem Gleichtakt von Urzeiten her . . .“

„Vielleicht ſo etwas. Jedenfalls etwas ganz außerhalb der Sinnenwelt.“

„Ich danke Ihnen, Edith.“

Er faßte ihr Haupt mit beiden Händen und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sie ſtrich ihm freundlich über den Kopf. „Guter Menſch.“

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß in dieſem Augenblick Frau Senator Dingſtäde durch die Seitentür in den Raum trat. Derartige Überraſchungen in ſolchen Situationen ſind ſo ſelbſtverſtändlich, daß Doktor Cohn zu ſagen pflegte: „Wenn man ſeine Frau ohne Koſten aus Südafrika zurückhaben will, braucht man nur ihre Freundin zu küſſen. Schon guckt ſie vom Nebenzimmer aus zu.“ — Frau Senator Dingſtäde war eine Dame von Welt. Deshalb huſtete ſie, als ſie von der Tür aus die Gruppe ſah und drehte ſich um, als die beiden auseinander fuhren. Thomas begleitete Edith an die Tür. „Seien Sie unbeſorgt“, flüſterte er, „Mama kennt Sie nicht; und ich werde ſie ſchon beruhigen.“ Sie ſah ihn freundlich an. „Denken Sie daran, was ich Ihnen geſagt habe.“

Als Thomas in das Zimmer zurückkam, hatte er

nicht einmal die Empfindung von Scham, die er ſonſt immer hatte, wenn etwas gegen ihn ſprach, und andere Leute glauben mußten, daß er ſchuldig ſei. Er lachte ſogar, bot ſeiner Mutter einen Stuhl an und griff nach einer Zigarre. Und dann ſetzte er ſich ruhig in ſeinen Seſſel, ſtieß blaue Wolken in die Luft und hörte mit halbem Ohr zu, als ſeine Mutter begann: „Hör mal, Thomas, jetzt wird es zu bunt. Ich komme her, um dir den Kopf zurechtzuſetzen, und finde dich hier Arm in Arm mit deiner Maitreſſe — Thomas — mit deiner Maitreſſe . . . Nein . . .“

„Verzeih, Mama“, entgegnete er. „Die Sonne ſtört mich. Und da unſere Unterredung — oder deine Unterredung — doch noch länger zu werden ſcheint, will ich erſt die Rollvorhänge herunterlaſſen.“ Er ſtand auf und ließ vorſichtig die klappernden Holzvorhänge herab. Dann ſetzte er ſich wieder in den Schreibtiſchſtuhl, ſchlug die Füße übereinander und lächelte ſeine verwirrte und rot gewordene Mutter an: „So, Mama, ich bin bereit!“

11.

Hinderſin hatte die Sache wirklich gemacht, mit Takt und Zurückhaltung, wie ſich das bei Eheſcheidungen beſſerer Kreiſe von ſelbſt verſteht. Er hatte im Termin den Kopf mit dem ſchönen, weißen Bart den beiden Anwälten über die Akten entgegengeſteckt und hatte pflichtgemäß gefragt, ob man bei einer ſo jungen Ehe die Sache nicht noch einmal auf ein halbes Jahr ausſetzen ſollte. Aber die Anwälte hatten die Glatzköpfe hin und her bewegt, daß ſie blitzten wie die Meſſingpendel großer Fluruhren. Hinderſin machte auch keine weiteren Anſtrengungen. Er ſah noch einmal auf die blonde, lange Liesbeth, in deren Ohrenläppchen die Boutons blitzten, die ihr Thomas zur Hochzeit geſchenkt hatte. Er ſah auf Thomas, der ſehr blaß war, an der Unterlippe nagte, und mit dem Zylinder gegen die Knieſcheibe ſchlug, daß ein ganz leiſer, dumpfer Ton entſtand. Und als auch die Parteien mit den Köpfen ſchüttelten, zog ſich das Gericht zurück und verkündete nach einer Beratung, deren Dauer genügt haben mochte, um ein Butterbrot zu eſſen, das Urteil, wonach die Ehe geſchieden und Thomas für den ſchuldigen Teil erklärt wurde. Die Parteien verzichteten ſofort auf

Rechtsmittel. Damit war das Urteil rechtskräftig; ſieben Verneigungen . . . „Die nächſte Sache! . . .“

Es ging eigenartig im Kopfe des jungen Mannes zu. Alſo geſchieden! Das kommt dabei heraus. Es ſollte ja eigentlich eine Ideal-Ehe werden, ſo hatte Thomas gewollt. Abends wollten ſie ſich etwas vorleſen, aus neuen volkswiſſenſchaftlichen Werken. Sie wollten zuſammen ins Theater gehen, aber erſt, nachdem ſie in die Stücke eingedrungen waren. Sie wollten Gelehrte und Künſtler um ſich verſammeln. Thomas hatte an eine neue Fuggerzeit gedacht — ganz im Inneren natürlich — er hatte gehofft, auch all die ſtolzen gegneriſchen Geiſter zu zwingen, dieſe Männer vom Schlage Hutten, die ſagten:

Der Krämergeiſt, er war mir ſtets verhaßt,
Und doch war bei den Fuggern ich zu Gaſt.

Und nun: geſchieden durch Urteil des Hamburgiſchen Landgerichts II wegen ſchuldhafter Zerrüttung der Ehe. „Zu ſeinen Laſten eine dumme Gans“, hatte Rudolf Cohn im Anwaltszimmer geſagt, und Liesbeths Anwalt, Doktor Troſtüffel, hatte gegrinſt.

Thomas dachte in ſeiner ein wenig ſchwerfälligen Art mehrere Tage lang im Kreiſe über die Sache nach. Es war ein ewiger Zirkus: Kennenlernen, Träume, Verlobung, Hochzeitsreiſe, dann

ſeine politiſche Betätigung, die „dumme Gans“ und das Urteil. Nach einigen Tagen wurde er ruhiger. Er ging ſogar in die Stadt, und als er Henry F. unter den Kolonnaden traf, fragte ihn dieſer: „Na, Tom, wie geht's, ſo ſolo?“

„Na, es geht, danke, Henry.“

„Bißchen einſam, hä?“ Der Schatten in der Schlammfalte bewegte ſich langſam. Die Goldplombe grinſte frech.

„Gott, ja.“

„Weißt du“, entgegnete Henry F. mit einer abſichtlichen Gleichgültigkeit, „es iſt doch eben gefährlich, in einer Ehe zu experimentieren. — Bei den Liebſchaften in der Jugendzeit, da kann man ſo etwas machen. Aber in der Ehe . . .“

„Wie meinſt du das?“ fragte Thomas ein wenig betreten; er kam ſich dumm vor.

Henry F. lächelte gütig. „Man muß doch in den eigenen Kreiſen bleiben. Ich bin der letzte, Tom“, fügte er mit einem tiefen Augenaufſchlag hinzu, „der deinen Idealismus, deinen Willen nicht anerkennt. Aber“, und nun kamen die Worte, die der Senator Dingſtäde Henry vor zwei Tagen unter vier Augen eingeprägt hatte, „es iſt nicht gut, wenn man die Schranken durchbricht, die Herkommen und Tradition um uns errichtet haben. Das rächt ſich.“

„Meinſt du?“ fragte Thomas etwas befangen.

„Ja, denn in den Details, in den Kleinigkeiten

der Weltauffaſſung, da liegt der tiefe Unterſchied der einzelnen Kreiſe. Eine Ehe, in der der Mann Ungläubiger und die Frau Chriſtin iſt, kann vortrefflich gehen. Aber wenn er beiſpielsweiſe den Gebrauch von Fiſchmeſſern liebt, ſie aber der Scholle durchaus mit einer Stahlklinge zu Leibe will, dann bekommt die beſte Ehe einen Knacks. Solche Kleinigkeit ſind aber für das Zuſammenleben in der Ehe wichtiger als die großen Dinge. So ſcheint es mir jedenfalls.

Thomas hatte auf dieſe Ausführungen hin nur genickt. Dann war er mit Henry über den Stephansplatz und den Rothenbaum gegangen, und Henry hatte ſehr freundlich zu ihm geſprochen, daß Thomas, der ſonſt in dieſer Zeit von einem nervöſen und krankhaften Mißtrauen gequält war, ordentlich aufblühte. ‚Aber dieſer Henry hat ja ganz vernünftige Anſichten‘, dachte er immer wieder, ‚was er ſo ausführt über die Notwendigkeit der Verſtaatlichung unſerer Verkehrsmittel, hat wenigſtens Hand und Fuß.‘ Er horchte auf die Reden ſeines Nachbarn, der dieſe in Hamburg recht populäre Idee begünſtigte, weil er keine Aktien hatte, und es überkam Thomas wie eine Geſundung, als er von dem Jugendfreunde einen Teil ſeiner eigenen Pläne hörte.

Vor dem Velodrom gingen die beiden Männer noch eine Weile auf und ab. Dann wandte ſich Henry nach kurzem Abſchied nach der Feldbrunnen-

ſtraße, und Thomas ſchritt durch einen Vorgarten in ein altes, breites Haus, das vor vielen Jahren vor den Toren als Sommerhaus angelegt und im Laufe der Zeit von der vorwärtsſtürmenden Stadt umzingelt war. In dieſem Hauſe wohnte die alte Tante Friederike Dingſtäde, geborene Reimers, die Couſine ſeines Großvaters und die Enkeltochter von Jakob Reimers, der den erſten ſtändigen Perſonenverkehr nach Südamerika eingerichtet hatte, mit den Seglern „Annemarie Reimers", „Friederike Reimers", „Mathilde Reimers" und ſpäter mit der „Claire de Lavallière".

„Und da hat er den Krach gekriegt mit ſeiner Frau, die war eine geborene Troſtüffel, von Friedrich Troſtüffel die Tochter!" pflegte Tante Friederike zu ſagen. „Das gehört ſich auch nicht. Wenn er es ſchon mit ſo einer Perſon vom Zirkus hält, dann hat er wenigſtens die Schiffe nicht nach ihr zu nennen. Sie gehört doch nicht zur Familie. Und das hat ſich denn ja auch bitter gerächt!" Auch Tante Friederikens Mann, der Konſul Dingſtäde, war derſelben Anſicht geweſen. Daß er immer derſelben Anſicht geweſen war, wie ſeine Frau, das war eigentlich auch das einzige, was Thomas von dem Onkel wußte. Und natürlich, daß der Vater Charley Dingſtäde falliert hatte. Sonſt ſprach niemand von ihm.

An Tante Friederikens Haustür gab es keine elektriſche Glocke. Derartig unindividuelle Stücke

wären hier unmöglich gewesen. Eine elektrische Glocke?! Was konnte man damit ausdrücken? Nichts. Solche Glocke rasselte, lang oder kurz. Weiter konnte sie nichts. Ein wie prachtvolles Instrument war dagegen so eine richtige Glocke mit einem Klöppel, die im Flur am Ende einer Eisenspirale aufgehängt war und die von draußen gezogen werden mußte. Auf die Spirale übertrug sich das Temperament des Ziehenden. Tante Friederike brauchte gar nicht durch den Spion zu sehen, sie hörte, was da ankam. Schlug die Glocke an: „Timm . . .“ — Pause — „Timm . . .“ — Pause — „Timm . . .“, dann war es bestimmt eine Bettelei für die Negermission oder einen tauben Organisten. Sagte die Glocke gesetzt: „Timm, timm, timmeltimmel timm“, dann war es irgendein solider Besuch aus der Verwandtschaft. Schrie die Glocke aber auf: „Kirr, hü, hie, timmeltimmeltimmeltimm“, dann war es der Telegraphenbote oder jemand aus der Schar der Großneffen und Nichten, der die Treppe zum ersten Stock im Sturm nahm. Und als vor dreiunddreißig Jahren der Senator Dingstäde der Tante Friederike die Geburt seines ersten Sohnes zu melden anstürmte, da hatte die Glocke gebrüllt wie ein geprügelter Hund, dem man dazu noch den Schwanz ausgerissen hat. Der Senator hatte wirklich in heller Begeisterung den weißen Porzellangriff aus dem Eisen gerissen und ihn ein wenig beschämt dem erregten Dienstmädchen überreicht, wäh-

rend die Glocke noch immer in heftigen Schmerzen zu ſtöhnen ſchien.

Nun war Thomas von dem Mädchen eingelaſſen worden. Frau Konſul ſei oben, jawohl. Thomas legte Hut und Mantel ab. Die Garderobe in dem engen Flur war etwas kümmerlich, ſie war beim Bau des Hauſes für Sommerhüte berechnet worden, für weiche, ſüdamerikaniſche Strohhüte und Damenkiepen, die an Bindebändern aufgehängt wurden. Aber rechts und links vom Eingange befanden ſich die Gaſträume; die hatten Wandleuchter mit vielen Kriſtallprismen, Deckenleuchter aus vergoldeter Bronze, Spiegel mit hohen Gläſern und Blumengewinden und blauſeidene Möbel, denen ſeit zwanzig Jahren die Überzüge nur zum Frühjahrsreinemachen abgenommen wurden. „Aber die Möbel ſind auch noch wie neu", ſagte Tante Friederike, „die ſollen bei meinem Begräbnis noch ausſehen wie bei meiner Hochzeit. Jawohl, ihr jungen Leute, das verſteht ihr nicht."

Den Vorderflur ſchloß nach dem Treppenhauſe zu eine Glastür ab. Eine richtige, „halbe" Glastür, mit wechſelnden blauen und gelben Glasrauten in den oberen Hälften. Dieſes Rautenwerk war umzogen von einem roten, geſchliffenen Glasrande, aus dem wieder weiße Kreiſe herausgearbeitet waren. Durch dieſe Tür waren dem Knaben Thomas die Grundgeſetze der Optik zum erſten Male nahegeführt; hinten im Hintergarten ſtand eine alte Sand-

ſteinfigur und auf einer kleinen Anhöhe lag das Gartenhaus. Die Veränderung dieſer Gegenſtände, die durch die konvex geſchliffenen oder die gefärbten Gläſer vor ſich ging, konnte Thomas früher ſtundenlang feſſeln. Als Unterſekundaner glaubte er ſogar, neue Prinzipien der Farbenlehre mit Hilfe dieſer Tür anſtellen zu können. Oberlehrer Doktor Dröſel fragte ihn aber, nachdem Thomas ſeine Ideen entwickelt hatte, ob er Goethes Farbenlehre geleſen habe. Da werde derſelbe Irrtum wie der in ſeinen Theorien verfochten . . . .

Oben, im großen Saale, deſſen weite Fenſterfront nach der Straße zu ging, ſaß Tante Friederike. Am Fenſter natürlich. Sie trug ſeit ihrem ſiebzigſten Geburtstag eine fuchsrote Perücke, trotzdem ſie prachtvolles, ſchneeweißes Haar beſaß, aber ſie wollte wieder ſolche Haare haben wie in ihrer Jugendzeit. Sie hatte damals Freiligrath eine Briefta ſche geſtickt und eine ihrer rotgoldenen Locken heineingelegt. Ihr Vater aber hatte beides niemals abgeſandt, trotzdem er es verſprochen hatte, aber er war doch Oberalter und Kirchſpielherr geweſen. Tante Friederike hatte die Taſche unter den nachgelaſſenen Papieren ihres Vaters gefunden; es lagen ein paar Kurszettel neben der Locke und die Rentabilitätsberechnung einer Talgzieherei. Friederike hatte aber bis dahin geträumt, daß alle ſpäteren Gedichte Freiligraths in das anonym geſandte Notizbuch neben ihrer Locke aufgezeichnet ſeien, und als ſie die Taſche nun mit

Talgberechnungen und Börſenzetteln wiederfand, da erwachte ein Haß gegen den Verſtorbenen, der niemals ganz erlöſchen konnte. Aber die Erinnerung an den nie geſehenen Dichter begleitete Tante Friederike trotzdem ihr Leben hindurch.

„Tante Friederike, wie geht es dir?“ fragte Thomas bereits von der Tür her und winkte mit der Hand.

Frau Konſul Dingſtäde ſah ſich um. „Aaah! Sieh da, Thomas! Tag mein Jung.“ Das magere Geſicht mit den lebhaften Augen leuchtete auf. Die falſchen weißen Zähne kontraſtierten eigen zu dem Irrgarten der tauſend Runzeln. Zwei Hände ſtiegen empor, fuhren durch die Luft und legten ſich wieder kreuzweiſe auf einen violetten Morgenrock. „Sieh, Thomas, was machſt du denn? Haſt dich ſcheiden laſſen? Iſt ja nicht wahr. So ein klein nettes Ding, die Liesbeth. Vom alten Baderſon, der hatte damals auch ſein Geſchäft an den kurzen Mühren. Das weißt du wohl nicht mehr.“

„Doch“, entgegnete Thomas, denn er wußte, daß jetzt die Belehrung über die Mühren kam.

„Ja, ſiehſt du, Thomas, es gab nämlich drei Mühren in Hamburg: Lange Mühren, kurze Mühren und bei den Mühren. Kurze Mühren, neben Troſtüffel &., da hatte Baderſon ſein Geſchäft. Dann kam Reimers & Co., mit dem nackten Kerl auf der Tür.“

„Aber das iſt doch ein anderer Vaderſon, Tante Friederike, das iſt doch . . .“

Thomas bereute in dieſem Augenblick bis ins tiefſte, die Frage angeſchnitten zu haben. Zwei Dinge haßte er in der Unterhaltung noch mehr als Fachſimpeln: Krankenberichte und Zuſammenſuchen oder Klarſtellen von Verwandtſchaften.

Aber jetzt war kein Halten mehr, Tante Friederike war im Zuge. So ſah er ſich denn wieder einmal die gemalte Tapete an, die ſchon ſeit ſeiner Kinderzeit ſein Entzücken geweſen war. Sie ging durch den ganzen großen Saal und ſtellte die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez dar. Die Schmalwände zeigten zwei etwas ägyptiſch anmutende Sonnentempel mit phantaſtiſch geputzten Indianern, die dort einen Feuerkult trieben. Auf der Längswand war Cortez' Ankunft dargeſtellt. Der Eroberer war gekleidet wie ein Heldentenor aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in prallem, weißen Seidengewand, mit Barett und Feder. Ein Heer von Rittern folgte ihm; die Indianer lagen auf der Erde. Im Hintergrunde erhoben ſich bizarre Berge, die der niederdeutſche Maler nach ſchlechten Stichen angefertigt haben mochte. Die Tapete leuchtete in hellen und durchſichtigen Farben; ſie durchſonnte das Leben dieſer einſamen und alten Frau und brachte einen Hauch tropiſcher Schönheit in dieſes Zimmer; ſie erinnerte, der letzte Reſt, an den nun verſunkenen Glanz des

einſt ſo berühmten Hauſes Reimers, deſſen Segler „Annemarie", „Friederike" und „Mathilde Reimers" in das Land der Sonne gefahren waren, aber deſſen Stern ſank, als der Seniorchef ſeinem neuen Rieſenſegler den Namen ſeiner Geliebten beilegte und der dann irgendwo in der Nähe des Feuerlandes verſchollen iſt.

Als Tante Friederikens Vater, Friedrich Theodor Reimers, dann den hohen Kontorſeſſel in den kurzen Mühren beſtieg, war es zu ſpät. Die Lavallière hatte das Reimerſche Glück mitgenommen, irgendwohin, zu den Feuerländern. Es wurde immer ſchlimmer. Reimers, der Sohn, ſtand ſogar einmal am Schwarzen Brett in der Börſe. Daß Konſul Dingſtäde trotzdem die Tochter heiratete, war allen Hamburgern unbegreiflich. Hübſche Mädchen gab es doch mehr. Aber bei Dingſtädes kamen eben ab und zu eigene Umformungen des Gehirns vor.

Thomas dachte, während er die alte Frau ſchwatzen ließ, an den Unterſchied zwiſchen ihrer Güte und der blaſſen Bedeutungsloſigkeit, mit der ſeine Mutter neulich über ihn hergefallen war. Als er gerade Vergleiche machen wollte, trat ein junges Mädchen in den Saal. Sie war ſehr ſchlank und trug ihr ſchönes, volles Haar geſcheitelt, und an den Seiten über den Ohren aufgeſteckt.

„Fräulein Cleſert, den Kaffee! . . . Thomas, das iſt Fräulein Mercedes Cleſert. Ihr Vater

war bei Konſul Dingſtäde Prokuriſt . . . Du kennſt doch Cleſert noch . . .? Und Schwarzbrot, Fräulein Cleſert. Doktor Peterſen ſagt, das ſei das beſte . . ."

Thomas war aufgeſtanden und hatte Fräulein Cleſert die Hand gegeben. Sie fand das trotz ihrer Bekanntſchaft mit Thomas faſt erſtaunlich, denn keiner der jungen Leute, die zu Frau Konſul Dingſtäde kamen, ſtand ſonſt vor ihr auf; ihr in Gegenwart der Familie die Hand zu geben, daran hatte keiner gedacht. „Ich ſah Fräulein Cleſert neulich bereits einmal", ſagte Thomas zu ſeiner Tante, „durch Zufall . . ."

Frau Konſul Dingſtäde ſah auf und kratzte ſich mit einer Holzſtricknadel unter der roten Perücke. Dann drohte ſie mit derſelben Stricknadel und fragte: „Wo habt ihr euch denn getroffen, häh?"

Thomas wurde verlegen. Sagte er die Wahrheit, dann würde Tante Friederike ſie nicht begreifen. Wenn Frauen in die Bibliothek gingen, ſo konnte das für ſie nur der Vorwand für ein Abenteuer ſein. Thomas bemerkte nicht, daß Mercedes ihn ruhig anblickte, als ob ſie ſagen wollte: „So ſprich doch die Wahrheit." Und ſo entgegnete er verzweifelt: „In den Mühren."

Das brachte Tante Friederike, wie Thomas es beabſichtigt hatte, auch vom Thema ab. Sie ſprach wieder über die drei Mühren in Hamburg, und als der Kaffeeduft zu Ferdinand Cortez hinauf-

ſtieg, da irrten Thomas' Gedanken über alle Worte ſeiner Tante in ſtändigem Wechſel hin und her: bald waren ſie im Land der Sonnenanbeter, wohin die weißglänzende „Claire de Lavallière" das Glück der Reimers entführt hatte; bald waren ſie bei dem großen, jungen Mädchen, das ſo ſelbſtverſtändlich ſeinen Weg ging, ohne jede ihrer Handlungen durch mißverſtandene Redensarten über die Frauenbewegung oder über die Notwendigkeit perſönlichen Beſtimmungsrechtes zu entwerten.

Und Thomas dachte plötzlich daran, was er über den phantaſiereichen, ſprunghaften und liebenswürdigen Jakob Reimers gehört hatte, der die Claire de Lavallière geliebt und mit Annemarie Troſtüffel verheiratet geweſen war; die hatte vor jedem Zubettegehen Choräle geſungen und ſeidene Kleider für eine Sünde gehalten . . .

Wenn der eine ſolche Frau wie Mercedes Clefert gehabt hätte, dann würde die „Claire de Lavallière" wohl nicht das Reimerſche Glück zu den Feuerländern entführt haben . . .

Der Kaffeelöffel ging melancholiſch in der Taſſe hin und her. Thomas fühlte ſich plötzlich als der alte Reimers; er dachte an fremdländiſche, ſüdliche Frauen. Ein Gedanke ging ihm durch den Kopf und rief ihm die Gegenwart zurück. Edith Cohn. Was ſollte die hier?

Wie merkwürdig hatte die ſich geändert. War ſie vor kurzem nicht doch viel für ihn geweſen?

Aber die farbige Gegenwart der Mercedes Clefert, die kaum ein Wort ſprach, ſondern nur zurückhaltend lächelte, wenn Tante Friederike in ihrer lebhaften Art irgend etwas erzählte, gab ihm mehr als Edith Cohns feinſinnige Unterhaltung, als ihre ganze Kompliziertheit. Wie ſonderbar war Ediths ehrliche Wut, wahr, einfach zu ſein, ſich ihm ganz klarzulegen. Wie tragiſch ihr Ringen nach dem Schlichten. Aber wie fremdartig.

Und alles das, was Edith Cohn nicht geben konnte durch die feierlichſten und ſchönſten Worte, durch Reden von unglaublichem Verſtand, von einer hinreißenden Klarheit und Ehrlichkeit, das wehte ihm wie ein Duft von dieſem jungen Mädchen entgegen, das ihm den Kaffee einſchenkte und zurückhaltend lächelte, wenn ſich Tante Friederike über die Perücke ſtrich und von Troſtüffels Kaffeelagerräumen am Fleet erzählte.

„Als ich Sie neulich ſah, Fräulein Clefert, war ich wohl ein wenig unhöflich?“ fragte Thomas nach einiger Zeit und griff nach der glatten, engliſchen Rahmkanne.

Die junge Dame nickte. „Vermutlich hatten Sie aber Beſſeres zu tun, als höflich zu ſein. Sie waren wohl in Gedanken bei Ihrem neuen Buch?“

„Freilich, aber das iſt doch kaum eine Entſchuldigung.“

„Doch wohl; ernſte Arbeit iſt nach meiner Meinung immer eine genügende Entſchuldigung

für unterlaſſene, geſellſchaftliche Formen. Nur darf dieſe Arbeit nicht aus Faulheit vorgeſchoben werden."

Thomas lachte. „Dieſer Sünde bin ich mir zwar manchmal bewußt. Aber Sie haben recht; ich werde mir Ihre Worte merken."

Inzwiſchen hatte Tante Friederike mit einer neuen Geſchichte aus der Chronik des Hauſes Reimers begonnen.

„Komiſche Sache, Tom, haſt du mal gehört von Jakob Reimers? Als alle Weibsleute ihm über waren, als er auch die Lavallière nicht mehr mochte, da gab er ſeinen Kapitänen Befehl, ſie ſollten ihm Orchideen mitbringen. Und dann liebte er die Orchideen wie die Weiber. Wahrhaftig. Verrückt, nicht? Ach, Fräulein Cleſert, holen Sie mir doch mal eben meine Brille, die liegt unten im Vorderzimmer . . ."

Als Mercedes Cleſert verſtändnisvoll lächelnd aufgeſtanden war und nun langſam das Zimmer verließ, während ihre vollen, feſten Hände das ſtarke, blonde Haar feſtſteckten, fuhr Tante Friederike fort: „Ja, und da hatte er ſich einmal eine große, violette Orchidee beſtellt, die aus Java kommen ſollte. Kapitän Pauls brachte ſie mit. Ich erinnere es noch ganz genau. Der Alte war drei Tage lang, vor dem das Schiff ankommen ſollte, wie behext. Er ging in ſeinem grünen Rock und den hohen, gelben Stiefeln vor dem alten Kran

auf und ab; er ſah nach dem Wind, er zankte, und dann war er wieder beſeligt — na, er benahm ſich wie einer, der ſeine Liebſte erwartet. Er konnte uns unterhalten, daß wir nicht aus dem Lachen kamen, und er ſoll während der Zeit glänzende Geſchäfte gemacht haben. Am letzten Tage ſetzte der Sturm ein. Die Kanonen ſchoſſen Hochwaſſer. Bei jedem Fuß, den das Waſſer höher geſtiegen war, ſchoſſen ſie. Du weißt ja. Aber ich glaubte, daß Reimers bei jedem Schuß um ein Jahr älter wurde. Er ſaß vorn im Kontor in den Mühren; der Kopf war ihm auf die grünbezogene Tiſchplatte des hohen Kontortiſches geſunken, und ſeine Gänſefeder ſtak unbenutzt im Tintenfaß. Gegen Abend rief der Prokuriſt, der dicke James Smith, nach Madame Reimers. Die kam in das Kontor, mit der Troſtüffelſchen Salbung, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: ‚Jakob, der Herr, dein Gott behüte dich . . .!‘ In dieſem Augenblick ſchoſſen ſie wieder. Da ſprang Jakob Reimers auf, ſeine Hände krallten ſich und er ſchrie: ‚Du Canaille, du haſt mein Leben vergiftet! Draußen liegen die Geliebten vor der Elbe! Meine Orchideen. Und ſie können nicht herein. Ein Jahr lang warte ich ſchon darauf! Du Canaille.‘ Dann war er auf Madame Reimers losgeſtürzt, hatte ſie gewürgt, und erſt der dicke Smith und zwei Konſtabler hatten ihn überwältigt. Sie ſperrten ihn ein, und er tobte, bis das Schiff in den Hafen kam.

Dann weinte er wie ein kleines Kind, und als Pauls die Orchideen brachte, wurde es etwas beſſer. Er küßte ſie und machte allerlei Verrücktheiten damit. Es ging auch vierzehn Tage ganz gut. Dann aber begannen die Blüten zu welken, was ganz natürlich war, denn Reimers hatte ſie hin und her gezerrt. Und ſo eine zerquetſchte Blüte, das ſieht nicht aus. Nu, als er das ſah, wurde er plötzlich ſo raſend, daß ſie ihm die Zwangsjacke anlegten. Vier Mann. Aber auf einmal war er wieder ſtill, fiel in ſich zuſammen, ſchnappte nach Luft und war tot. Das war am 24. März, Thomas. Das Jahr war wohl 1862. Oder war es 63. Das kann auch ſein. Aber iſt doch verrückt, ſo was, nicht?“

Thomas nickte.

Was ſollte er auch ſonſt tun?

Wieder dachte er an Edith Cohn. Was hielt ſeine Gedanken in dieſem Bann? Er glaubte vieles zu verſtehen. Auch Edith hatte eingeſehen, daß zwiſchen ihnen beiden keine Gemeinſchaft ſein konnte. Ein wunderliches Sehnen trieb ſie einander zu. Sie waren beſtimmt, ſich aus der Ferne zu grüßen, wie der alte Jakob Reimers nur heiter und arbeitsfroh war, als ſeine Orchideen noch auf dem Meere ſchwammen, und wie er ſein Glück und ſein Leben verlor, als die fremden Blumen ins Haus kamen. Da konnte er nur Zeuge ihres Welkens ſein.

Inzwiſchen war Fräulein Clefert zurückgekehrt.

Sie hatte eine prachtvolle Selbſtverſtändlichkeit, mit der ſie alle kleinen, häuslichen Arbeiten verrichtete. Sie legte der Frau Konſul die Brille auf den Tiſch, ganz leiſe und unauffällig; ſie entzündete die große Stehlampe mit dem ſchweren Meſſingfuß und ſetzte ſich und rückte dann mit einer Handarbeit dicht ans Licht. Die helle Linie ihres Scheitels leuchtete Thomas durch den rötlichen Dämmerſchein entgegen, und ihre ſchönen aufgewellten Haare hatten einen ganz feinen Metallton.

Die großen Tapeten vergingen in dem blauen Herbſtdämmern, das von draußen durch die Fenſter kroch und das ſich mit dem Glanz der Lampe vereinte. Noch traten einzelne der hellen Figuren aus der Dunkelheit des Hintergrundes heraus; Ferdinand Cortez in ſeinem weißen Seidengewand und ſeiner Tenorhaltung kämpfte noch lange gegen die erſtickende Dämmerung. Allmählich verſank aber die ganze Eroberung Mexikos in grauer Bläſſe. Die gemalten Tempel an den Seitenwänden traten erſt wieder kümmerlich aus dem Schatten hervor, als auf der anderen Straßenſeite die Laternen aufflammten.

Tante Friederike häkelte weiter. Sie ſprach über Verwandte und Bekannte, und Mercedes Clefert warf wohl hie und da ein Wort mit ein, um der alten Dame die Unterhaltung zu erleichtern. Sie fragte auch Thomas nach ſeinem neuen Werk.

„Es ſind gewiſſe ſoziologiſche Probleme, die mich intereſſieren“, entgegnete er. „Ich unterſuche zum Schluß meiner Arbeit über das neue Wahlrecht in volkswirtſchaftlicher Beziehung die Frage, wie es kommt, daß aus der großen, ſozialdemokratiſchen Partei noch kein Parteidichter hervorgetreten iſt.“

Mercedes hob den Kopf von der Stickerei und Thomas ſah, wie durch die Verſchiebung der Stirnhaut ihre Augen einen ernſten und beinahe feindlichen Ausdruck erhielten.

„Das erſcheint mir eigentlich ſelbſtverſtändlich. Ein Dichter wird doch immer mehr ſein als ein Parteimann. Insbeſondere mehr als Mitglied einer Partei, die doch gegen den Individualismus zu Felde zieht. Der Dichter iſt Ariſtokrat.“

„Hat denn ſein Schaffen wirklich nichts mit der politiſchen Partei zu tun?“ Thomas ſtrich mit der Hand über die Seide des Lampenſchirms.

„Ich glaube kaum“, entgegnete Mercedes, die ihre Nadel wieder einfädelte und mit zuſammengepreßten Lippen genau Nadelöhr und Faden viſierte, „entweder er ſingt einen Traumſozialismus, einen anderen als den politiſchen, und dann iſt er für die Partei unbrauchbar, oder aber, er ſingt den Parteiſozialismus, und dann iſt er gemein.“ Mercedes hatte inzwiſchen die Nadel eingefädelt und zog den roten Faden eifrig durch das weiße Tuch.

Ein Erſtaunen hatte ſich des jungen Mannes bemächtigt. Er fühlte, daß es noch andere Möglichkeiten gab, die Arbeit, die er vorhatte, anzufaſſen. Er fühlte, daß Mercedes Cleſert ihm zwar nicht die Details, wohl aber große und klare Richtlinien weiſen konnte. Er dachte wieder im Geiſte an Edith Cohn, an ihre früheren vagen Träume einer ſozialiſtiſchen Kunſt, an den Zuſammenbruch ihrer Hoffnungen, die ſie erlitten haben mußte, an Sembrowskis Vorſtellung, daß er ein ſozialiſtiſcher Künſtler ſei, und war doch ein Künſtler ſchlechtweg, ein Menſchheitskünſtler.

Nach einiger Zeit fragte er zurückhaltend, während Tante Friederike den Kopf auf die Bruſt geſenkt hatte: „Wo haben Sie dieſe Beobachtungen gemacht?“

Nur die blauen, weichen Augen hoben ſich von der Arbeit. „Ich ſehe ja doch, nicht wahr? Und wie oft habe ich mit der Frau Konſul über das Thema geſprochen, wenn ſie von Freiligrath ſchwärmte, wie ein Kind. Hier in meinem Arbeitskorbe hebe ich mir ſo eine Perle von ſozialiſtiſcher Kunſt auf, die ich mir gelegentlich einmal abſchrieb, um Ihrer Frau Tante reine Parteikunſt zu unterbreiten. — Vielleicht amüſiert Sie das, vielleicht können Sie das ſogar brauchen.“ Sie reichte ihm ein beſchriebenes Blatt über den Tiſch. „Das kommt bei einer ſozialiſtiſchen Kunſt heraus. Es iſt peinlich.“

Thomas nahm das Blatt und las. Er hatte wohl gehört, daß der Abgeordnete Hermann Wendel Gedichte ſchriebe. Er hatte aber nie eins in der Hand gehabt. Nun las er folgendes:

Aufſchrei.

Hinaus auf die Straße! In das Gehatze
Der Großſtadt, in Lärm und Rauch!
Dem erſten Kerl mit 'ner Krämerfratze
Renn ich die Fauſt in den Bauch,

Daß er wimmernd Blut aufs Pflaſter ſpeit,
Daß ihm platzt das faule Gedärm —
Auf die Straße hinaus! In den Alltagsſtreit
Der Großſtadt, in Rauch und Lärm!

„Aber das iſt ja ſcheußlich", murmelte Thomas. „Das iſt ja gemein."

Mercedes ſah zu Tante Friederike hinüber. Die hatte mit der Arbeit aufgehört, und ganz langſam war der Kopf mit der roten Perücke nach vorn geſunken. Nun ſchnarchte ſie leiſe. Der Kopf fiel manchmal nach rechts; dann rückte Frau Konſul Dingſtäde auf dem Stuhl ein wenig hin und her, bewegte den Kopf, daß er nach links fiel. Dann rückte ſie wieder und der Kopf fiel wieder nach rechts. Wenn der Kopf rechts lag, ſchnarchte die Frau Konſul lauter.

Mercedes lächelte wieder, ihr Lächeln beruhigte.

Es war das Lächeln der letzten Dinge; ein Lächeln, das die Welt erkannte, ohne ihren Schmutz hervorzukehren; ein Lächeln der Güte.

Inzwiſchen hatte Thomas den Fetzen hin und her gedreht.

„Wo haben Sie denn dieſes Ding her?“

„Sie wiſſen, Herr Doktor, daß ich mich für den Sozialismus intereſſiere. Welchem ehrlichen Menſchen ſcheint das Programm nicht beachtenswert, ja begeiſternd? Scheint nicht Freiheit, wahres Menſchentum, ſcheint nicht das goldene Zeitalter auch der Kunſt und Wiſſenſchaft in den ſozialiſtiſchen Programmen verſprochen zu werden? Und ſollte ich nicht nach Kräften unterſuchen, was an dieſen Verſprechungen Wahrheit ſei? An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Und ſo bemühte ich mich denn zu erfahren, welcher Art die Werte ſeien, die wirklich geſchaffen waren. Ich verfolgte das ſozialiſtiſche Geiſtesleben genauer. Nicht in der Art, wie Sie das ſeinerzeit in Ihrem Artikel Nord-Venedig vertraten. Da gingen Sie mir noch zu ſtark auf rein äſthetiſche Ziele los.“

„Darüber bin ich hinaus“, lächelte Thomas.

Mercedes nickte und zog einen Faden durch die Arbeit. „Ich weiß das, ich habe Ihre Entwicklung in Ihren Gelegenheitspublikationen genau beobachtet.“

„Sie mich beobachtet?“

„Ja.“

Den jungen Gelehrten erfaßte ein eigener Schauder. Es leuchtete etwas wie der erſte Funken eines Hoffnungsfeuers.

„Möglich“, fuhr Mercedes nach dieſem kurzen Zwiſchenſpiel wieder fort, während ſie mit einer kleinen Schere die Enden der Fäden abſchnitt, „daß im Laufe der Entwicklung der Mittelſtand zerquetſcht wird. Das wiſſen Sie auch beſſer als ich. Aber der geiſtige Mittelſtand, der nicht gelehrt und tiefgebildet iſt, der aber auch teilhaben möchte an unſerem großen Kulturerbe, der darf nicht zerdrückt werden. Zu dem müſſen alle, auch die von ganz unten, hinaufgezogen werden. Unſer Beſtes: unſere geiſtige Freiheit dürfen wir nicht verlieren.“

„Nein, das dürfen wir nicht“, nickte Dingſtäde. Der ſah faſt ängſtlich vor ſoviel Frauenwollen zu dem weißen Cortez hinüber und ſtreifte die rotblonde Perücke der Konſulin mit den Augen. „Aber das will der Sozialismus wohl auch nicht.“

„Nach ſeinen Programmen nicht“, fuhr die junge Dame fort, während ſie ſich in ihrem Stuhl aufrichtete und die Stickerei mit ausgeſtreckten Armen prüfend an das Licht hielt. „Und auch vielleicht nicht nach den Publikationen einzelner ſozialiſtiſcher Organe, beiſpielsweiſe den ſozialiſtiſchen Monatsheften. Das wiſſen Sie ebenfalls beſſer als ich. Aber wie iſt es mit der Wirklichkeit? Da iſt doch ein großes Schuldkonto angewachſen. Nur hört man nicht viel davon. Die Öffentlichkeit geht über die

Gefallenen hinweg. Sie gehen niemanden mehr etwas an."

Dingſtäde blieb ganz ſtill. Hatte ſie nicht wirklich recht? Wo war Naumann geblieben, der hellängige Künſtler? Wo Damaſchke? Wo Göhre, Braun, Hildebrand und die vielen anderen?! Die wollten ſich den Luxus erlauben, Sozialiſten zu ſein. Aber die Parteileitung verlangte Sozialdemokraten. Und wer das nicht ſein wollte, mußte gehen. Wie zappelte ſelbſt Bernſtein, um nicht in den Verdacht des Reviſionismus zu kommen! Fehlte nicht dort die Vorbedingung aller modernen Kultur: die geiſtige Freiheit? War der Sozialismus in ſeiner heutigen Form doch nichts als ein moderniſierter Klerikalismus?

Edith Cohns Worte fielen Thomas wieder ein. Sie hatte abſtrakter geſprochen, vom Herrſchen, von allen möglichen anderen Dingen, Mercedes Cleſert ſah die Frage vom Standpunkte des Konkreten aus an. Edith kannte nur Ideen; Mercedes ſah mit liebevoller Hingabe, wie ein deutſcher Maler des Mittelalters; ſie ſah all die feinen Blumen, die nach ihrer Meinung zertreten werden ſollten, und litt darunter, daß ſie nicht retten konnte.

Thomas prüfte in dieſem Augenblicke nicht, ob das, was ihm die junge Dame ſo temperamentvoll und bewußt entgegengebracht hatte, ſich halten ließ. Er ſah immer wieder zu ihr hinüber, ſah, wie ſie das von einer ſchönen Erregung leicht gerötete Ant-

litz über die Stickerei neigte, während sie sich ihrer heftigen Begeisterung zu schämen schien. Er sah diese feine Keuschheit und verglich sie wieder mit Ediths selbstbewußter Frauennatur. Er empfand die Güte dieser Frau, die sich wie die heilige Elisabeth aller Armen und Gequälten annehmen wollte, als etwas unbeschreiblich Wärmendes, Wohltuendes.

Wie sie dort saß, jung, frisch, tätig und weiblich! In ihm stieg die Sehnsucht auf, auch Teil haben zu dürfen an dieser Güte. Er glaubte elend genug zu sein, um ein Recht darauf zu haben . . .

Über den Sonnentempel am Fenster zog ein flüchtiges Licht. Draußen rollte ein Coupé vorbei; ein verirrter Lichtstrahl aus einer Laterne überrieselte das Bild des Tempels an der Wand. Aber dumpf und schwer knallte der Traber da unten auf das Pflaster, platsch, platsch, als ob er durchgetretene Füße und breite Hufe hätte und nicht recht vorwärtskäme . . . . .

Thomas fühlte einen Schauder.

Seine zerquälten Nerven flackerten auf; er wußte nicht, ob das da unten der Halstenbeckſche Wagen war. Aber er konnte es sein. Möglicherweise. Und die Bilder dieser Menschen wurden lebendig, diese Amélie von Halstenbeck, die ihn anwiderte, der Senator, der mit seinen Jungfernschritten auf ihn zukam und ihm mit einem Begräbnisgesicht die Hand reichte, die Frau Senator,

die von ihrer Tochter den Antiſemitismus gelernt hatte. Weshalb kam der tolle Zug mit einem Male auf ihn zu, ſein Vater mit der Portweinpolitik, Mama mit dem Grauſeidenen im kleinen Kreiſe, die lange Liesbeth mit den Boutons, der alte Vaderſon, Henry F. mit ſeiner Schlammfalte und der Goldplombe, Doktor Troſtüffel, der Anwalt ſeiner geſchiedenen Frau, auf deſſen weißer Weſte ein Tintenfleck ſaß, der allen chemiſchen Angriffen von Dependorf ſtandgehalten hatte . . . Viehzeug . . . Viehzeug . . .

Ein helles Entſetzen packte ihn.

Zermürbende Qualen und Selbſtvorwürfe kamen hinzu. Er zieh ſich der Wankelmütigkeit, quälte ſich damit, daß er noch vor wenigen Stunden dieſe Menſchen gehaßt hatte, ihnen dann im Geſpräch mit Henry F. nähergekommen ſei und ſie nun plötzlich, da ein Pferd ähnlich auf das Pflaſter ſchlug, wie der Traber ſeiner Bekannten, wieder verachtete, haßte und ſich ſogar vor ihnen fürchtete.

Mein Gott, was ſollte das werden.

Als er ſeine Augen, die im Nichts umhergeirrt waren, wieder auf einen Gegenſtand zu heften ſuchte, faßte ihn der Blick von Mercedes Cleſert. Ein Blick, halb vorwurfsvoll, halb ſtreichelnd. Wenn ſie geſprochen hätte und ſich der Rede nicht geſchämt hätte, würde ſie wohl geſagt haben: „Dummer Thomas, wie kann man ſo empfindlich ſein und ſolche Großejungenſtreiche machen! Du

biſt doch ein Mann, Thomas. Der wird ſich doch nicht vor dem Halſtenbeckſchen Traber fürchten.“

Thomas ſah angſtvoll zu Mercedes hinüber. Er ſah, wie der Kopf von Tante Friederike wieder auf die rechte Seite fiel, und gleich darauf ihr Schnarchen, das bis dahin leiſer geweſen war, weil der Kopf nach links gehangen hatte, von neuem ſtärker einſetzte.

Den armen Doktor Dingſtäde erregten alle dieſe fernen und halbverblaßten Sinneseindrücke mehr und mehr. Das warme Lampenlicht, das erheiternde Schnarchen ſeiner Tante, die beglückende Nähe des jungen Mädchens, alles das ließ ſeine Gedanken empfindſamer werden, feiner, hoffnungsvoller. Er ſah ganz bewußt dieſes ſchöne, bürgerliche Idyll. Und in dem feinen, mageren Idealiſtenkopf tauchten alle Hoffnungen wieder auf, die er an die Ehe mit Liesbeth geknüpft hatte: eine neue Ideal-Ehe, in der ſie ſich abends gute Bücher vorleſen wollten; ſie konnten zuſammen ins Theater gehen, aber erſt, nachdem ſie in die Stücke eingedrungen waren. Thomas dachte an eine neue Fuggerzeit; die geiſtige Führung ſollte wieder in die Hände der Kaufleute gelangen . . . alles, wie damals . . .

Er ſtand auf, während er die Lippen feſt aufeinanderpreßte und ſeine Hand ein wenig zitterte.

„Wollen Sie gehen?“ fragte Mercedes, wäh-

rend ſie wieder mit einer kleinen Schere die überflüſſigen Faden abſchnitt.

„Nein“, entgegnete Thomas, und er hörte, daß ſeine Stimme heiſer klang. „Ich wollte Sie etwas fragen.“ Er trat hinter den Stuhl der jungen Dame, und er ſah in ſeiner Erregung nicht, daß ſie erſchrocken zu ihm hinaufſah und ganz blaß wurde.

„Fräulein Clefert“, begann Thomas, „ich will nicht viel reden. „Sehen Sie, ich bin ein gehetzter Mann . . . ich bin unglücklich, weil ich das Leben ſo anders ſehe, als die anderen, weil ich es nicht in irgendeine Schablone hineinpreſſen kann, wie meine Freunde und Verwandten. Helfen Sie mir, Mercedes, ich . . . ich weiß, es iſt aufdringlich . . . ich komme ſo plötzlich . . . aber Sie, Sie werden das alles verſtehen . . . ich hoffe nur noch auf Sie . . .“

Als er an dieſer Stelle der Rede einhielt, unterbrach ihn die junge Dame und ſah ihm feſt und ernſt in die Augen. „Verzeihen Sie, Herr Doktor Dingſtäde, das habe ich nicht gewollt . . . ich weiß nicht . . . ich bin nicht mehr frei . . . ich bin verlobt . . . mit einem Bibliothekar hier . . .“

Thomas hatte ein Gefühl der völligen Befriedigung, als er dieſe Worte hörte, der Befriedigung darüber, daß das Schickſal ihn wieder ſo mißhandelte. Natürlich, wenn er ein Glück erkämpfen wollte, dann war es nicht mehr zu erkämpfen. So mußte es ſein. So mußte ſich alles gegen ihn verſchworen haben.

Und er ſagte ganz ſtur: „Nein, ich — ja — ach, ſo . . . gewiß!“

Vom Tiſche her tönte das breite Schnarchen der Tante. Die fuchsrote Perücke hatte ſich ein wenig verſchoben, und die ſchlehenweißen Haare, die einſt rot geweſen waren und die Freiligrath entzücken ſollten, leuchteten darunter hervor. Von der Wand flackerte das weiße Gewand des Cortez Tenorio, und auf dem Fußboden lag das Gedicht des ſozialdemokratiſchen Poeten, das die beiden jungen Menſchen ſo mit Ekel erfüllt hatte.

Zwiſchen dieſen drei Punkten irrten die Blicke von Thomas. Immer wieder ſah er die weißen Locken der Tante mit dem roten Mantel; er ſah die prallen Waden des mexikaniſchen Eroberers, und er ſah das Blatt im Dämmern des Tiſchſchattens.

Dann ſah er wieder Mercedes in die Augen.

„Verzeihen Sie mir, aber ein Goldfieber des Glücks hat mich gepackt. Und ich bin ja vielleicht wirklich ein unpraktiſcher Phantaſt, wie ſie alle ſagen.“

Mercedes ſchüttelte den Kopf. „Ich hätte mehr aufpaſſen ſollen? Sie Dichter und Kind, aber ich konnte es nicht wiſſen.“

Dann neigte ſie das Haupt und Thomas küßte ſie auf die Stirn. Es war das zweitemal, daß er eine Frau auf die Stirn küßte in dieſem Herbſt.

Gut, daß es niemand von ſeinen Freunden wußte; man hätte ihn lächerlich gemacht.

Dann ſchlich er leiſe aus dem Zimmer; Mercedes nickte ſtill und verſonnen. Die Treppe knackte, als er hinunterſtieg, und die Hausglocke ſtöhnte ſogar ein wenig, als er die Tür öffnete.

Im Vorgarten, in dem der Nebel Nachtquartier zu nehmen ſchien, packte ihn eine tiefe Trauer. Herrn Dr. rer. pol. Thomas Dingſtäde liefen zwei dicke Tränen die Wangen hinunter.

Es handelte ſich dabei aber nur um die Geſellſchaftsdame der Frau Konſul Dingſtäde, geborene Reimers.

Gut, daß Henry F. das nicht ahnte.

„Du Eſel", hätte er zu Thomas geſagt, „habe ich dir deshalb die große Rede gehalten? Du wirſt doch nicht mit einer Geſellſchaftsdame dieſelben Umſtände machen, wie mit einer Dame der Geſellſchaft."

Wahrſcheinlich würde er das Thema aber doch noch weiter ausgeſponnen haben.

12.

„Es gibt in christlichen Kreisen zwei Arten, das Weihnachtsfest zu feiern", sagte Doktor Rudolf Cohn, „erstens mit Gemüt, zweitens mit Gänseleberpastete. Jedes ist für sich hübsch und läßt sich halten. Schlimm sind nur die Leute, die beides vereinigen wollen."

Frau Senator Dingstäde hatte diese Bemerkung zu hören bekommen, und sie war in Verlegenheit geraten. Sie gehörte zu den Menschen, die alles auf sich beziehen; nur wenn wirklich etwas auf sie gemünzt war, dann zeigte sie eine erstaunliche Verständnislosigkeit dafür. Aber jetzt: Was sollte man tun? Denn Dingstädes waren einerseits Christen und andererseits eine Senatorenfamilie. Frau Senator Dingstäde entschloß sich daher zu dem Ausweg, den Weihnachtsgästen sowohl Gemüt als auch Gänseleberpastete in höchster Vollendung zu bieten. Dann würde man wohl über den Widerspruch am schnellsten hinwegkommen. Die Gäste mußten nur von jeder Sache so gefangen sein, daß sie sich nicht an den Ausspruch Cohns erinnerten.

Um vier Uhr ging Thomas in eine liturgische

Andacht. Beim Eintritt in die matterleuchtete Kirche hatte er Mercedes Clefert mit ihrem Verlobten, dem Bibliothekar Doktor Drifft, geſehen. Mercedes hatte kein Pelzwerk getragen, wie die meiſten anderen Damen es taten, die an der Feier teilnahmen, aber der Anblick ihres ſchönen, vollen Haares hatte jene eigene, beruhigende Wirkung auf Thomas ausgeübt, die ſonſt koſtbare Pelze für ihn zu haben pflegten. Sie hatte herzlich genickt, und Doktor Drifft hatte gegrüßt mit einem freundlichen Blick und der Ruhe, die nur unausgeſetztes wiſſenſchaftliches Arbeiten dem Menſchen zu geben vermag. Neben Thomas ſaß ein Arbeiter, deſſen verhältnismäßig junges Geſicht zu ſeinen mageren Händen im Widerſpruch ſtand. Den Händen ſchien alles Leben entzogen zu ſein. Sie ſahen aus, als ob ſie von einem gewiſſenhaften Anatomen präpariert ſeien und nicht anders bewegt würden, als wie etwa Kinder einen abgehackten Gänſefuß bewegen, deſſen rein mechaniſche Funktionen ſie durch eine Sehne in Tätigkeit bringen. Der Mann ſchien Thomas zu kennen; er blickte unter ſeinen hängenden Lidern weg auf Thomas, wartete deſſen Blick ab und ſagte dann: „Setzen Sie ſich nur, Herr Doktor, nun, ſetzen Sie ſich doch!“

Thomas ließ ſich gern von der Feier rühren. Ihm waren ſolche Rührungen zeitweilig ein Bedürfnis, und wenn er dieſem Laſter, wie er ſagte, unbemerkt nachgehen konnte, dann tat er es mit

Freuden. Er dachte in der hohen gotiſchen Kirche, deren Pfeiler im Aufſteigen durch die Dämmerung entmaterialiſiert wurden, an die weltumfaſſende Güte dieſer heiligen Geſchichte; er dachte daran, trotzdem er wußte, daß der Geiſtliche, der das Evangelium verlas, ein Hetzer war, der das Chriſtentum aus Flachbahnbatterien predigen wollte und behauptete, Steilfeuergeſchütze ſeien Gottes liebſte Orgeln.

Nach Schluß der Feier hatte der Arbeiter Thomas plötzlich die präparierte Hand hingeſtreckt, und Thomas hatte ſie gedrückt, trotzdem ihm die Ausſicht, alle Muskeln und Sehnen dieſer verarbeiteten Hand zu fühlen, nicht lockte. Der Arbeiter hatte geſagt: „Sehn Sie, ich wollte ja ſo gern mal zuhören, wenn der Kanonenpaſtor die Geſchichte von der Liebe vorleſen muß.“

Als Doktor Dingſtäde nach Hauſe kam, ließ er ſeine Haushälterin, Frau Merkel, kommen. Sie war eine geborene Düſternhagen und ihr Bruder war der Lagermeiſter des Portweinſenators; ſie „half bei Dingſtädes aus“. Seit fünfunddreißig Jahren. Davon hatte ſie gelebt und ihre Kinder erzogen.

„Der Herr Doktor haben Befehle?“ Frau Merkel hatte die Hände kreuzweis über den Magen gelegt, daß der Kreuzungspunkt in den Handgelenken lag. Die Finger waren leicht gekrümmt,

und den Kopf mit den grauen Zwirnsfadenhaaren hatte ſie nach rechts geneigt.

Thomas wandte ſich im Schreibtiſchſtuhl um. „Ja, liebe Frau Merkel, um halb acht iſt die Beſcherung der Dienſtboten. Ich kann aber nicht dabei ſein, denn ich muß ſchon um halb ſieben zu meinen Eltern hinüber.“

„Schön, Herr Doktor.“

„Dann iſt's gut, Frau Merkel.“ Frau Merkel drehte ſich langſam um, auf der breiten Baſis ihrer beiden Füße und verließ das Zimmer. Die Hände hielt ſie noch immer feſt vor dem Magen. Die Arme waren ein wenig gehenkelt.

So müßte die Kaffeekanne gehen, wenn ſie gehen könnte, dachte Thomas. Aber die Kaffeekanne ſchien ihr Schnäuzchen zu einem breiten Lächeln zu verziehen. Sie hatte die Zeit bürgerlicher Galanterien mitgemacht und wußte, was es heißt, ſich umzuwenden.

Thomas verzichtete denn auch heute darauf, ſich mit ihr in einen Streit einzulaſſen. Aber als er zum Ankleiden ging, warf er ihr keinen Abſchiedsblick mehr zu.

In ſeinem Gehirn feierte eine ſchöne, ſtumpfe Verzweiflung Orgien. „Mein Kopf iſt eine ausgeräumte Wohnung“, dachte er. „Der Gerichtsvollzieher hat gepfändet und hat aber auch rein nichts dagelaſſen. Jedes neue Stück, das ich für dieſe leere Wohnung bekomme, iſt ein Gewinn.

Ich darf nicht einmal wähleriſch ſein. Alſo in das elterliche Haus zur Weihnachtsfeier.“

Er hatte bereits die Geſchenke vorausgeſchickt, die er anderen zugedacht hatte. Der Senator bekam ein paar alte gute Familienporträts in Goldrahmen, von Gravenhorſt gemalt; den ehrbaren Oberalten Samuel Thomas Dingſtäde und ſeine Frau Chriſtine, geborene Smörſon, aus Kopenhagen. Frau Senator Dingſtäde hatte ſich ein Grammophon gewünſcht, „aber ſo'n viereckigen Kaſten, Thomas, in Rokoko, wie die Möbel vorne, und mit Platten von Caruſo und der Alſter-Revue.“

Halſtenbecks kamen, der kleinen Kinder wegen, die bei ihnen immer vorhanden waren und die eine frühe Beſcherung verlangten, ſeit Jahren erſt zum Eſſen. Dann überraſchten ſich die Familien mit kleinen Scherzgeſchenken, und ſo hatte Thomas denn dieſes Jahr für Amélie einen Lorbeerkranz beſtimmt, weil ſie in Sembrowski die ſchönen Künſte beſchützt. Aber in dem bitteren Lorbeer ſteckten in großen, roten Fruchtattrappen allerlei freundliche Kleinigkeiten, ein Fingerhut, eine goldene Feder und ein ſilbernes Trennmeſſer.

Als Thomas das Haus ſeiner Eltern betrat, ſchlug ihm Weihnachtsluft entgegen. Die Lichter, die in allen Räumen entzündet waren, verbreiteten eine übermäßige Wärme; ein Zweig hatte beim Probeanzünden der Kerzen gebrannt, und über-

trumpfte mit ſeinem ſtolzen Geruch das „Parfum de Marguerite Carré“, deſſen Gebrauch Frau Senator Dingſtäde als individuelle Note betrachtete.

Das heißt, nur bei großen Feſten, wenn ſie mit Sorgfalt Toilette machte. Sonſt vergaß ſie es meiſtens.

Die Dienſtboten liefen eifrig über die Treppen hin und her, und Thomas begab ſich ſofort in das Arbeitszimmer ſeines Vaters, der vor ſeinem Schreibtiſch unter der großen, grünen Lampe ſaß und einen Stoß von Akten erledigte. Die Feder flog über das Papier, und der Senator ſah nicht einmal auf, als ſein Sohn in das Zimmer trat, ſondern er ſagte nur mit halber, weich-weihnachtlicher Stimme: „Bitte, ſetze dich, lieber Thomas. Zigarren ſtehen neben dir.“

Thomas dankte und nahm eine leichte Zigarre. Er ſah auf den Schreibtiſch des Vaters, ſah, wie der nach alter Gewohnheit an ſeiner Importe ſog und ſie dann wieder auf den Rand des gläſernen Aſchbechers legte, daß der Dampf gerade emporſtieg und ſich in einiger Höhe verkräuſelte.

„Es geht dir gut?“ fragte der Senator, während er unter einen Bericht der Baudeputation eine Anfrage ſchrieb.

„Danke, Papa.“

„Das freut mich. Übrigens ſah ich Halſtenbeck geſtern.“ Der Senator blätterte in der Akte rückwärts und fuhr gleichzeitig mit Reden fort: „Er

iſt ganz voll von einem Bericht, den du über den Ankauf von Staatsgrundſtücken geſchrieben haſt. Zwiſchen dem neuen Hauptbahnhof und dem Rathausmarkt.“ Der Senator ſog an der Zigarre, warf den Kopf zurück, ſtieß den Rauch teilweis in die Luft und legte die Zigarre wieder auf den Rand des Aſchbechers. Ein wenig Rauch wand ſich noch aus dem halboffenen Munde des Alten, während er weiterſchrieb.

„Ja, Papa, ich habe Vorſchläge gemacht, wie man am beſten dem Unter-der-Hand-Aufkaufen gewiſſenloſer Spekulanten entgegentreten könnte.“

„Ja, ja, ſo was ſagte Halſtenbeck. Es ſei ſehr intereſſant, was du geſchrieben hätteſt. Man könnte von dir lernen.“ ‚Thomas C. Dingſtäde‘ mit dem Firmenſchnörkel flog unter das Schriftſtück, und der Senator wiegte den Löſcher darüber.

„Gewiß, Papa, aber man wird meine Vorſchläge nicht befolgen. Zum Nachteil des Staatsſäckels.“

„Das verſtehe ich recht gut, Thomas“, entgegnete der Senator milde. „Die Finanzdeputation hat doch ihre Makler, ehrenhafte, gewiſſenhafte Leute. Denen kann und will man doch nicht vorgreifen.“ Eine ſchmale, grüne Akte ſah der Senator prüfend an. „Die haben alle einen Weihnachtskoller.“ Er notierte „Irrläufer!“ in die Akte und nahm das letzte Paket. „Was meinſt du, Thom?“

„Papa, ich weiß nicht, wer die eigentlich Schuldigen ſind, aber es handelt ſich doch um Staats-

gelder. Man kann doch nicht wie ein großer Kaufmann ſagen: ‚Na, die wollen auch verdienen‘, und mit liberaler Läſſigkeit darüber disponieren, ſondern man muß doch das Geld der Steuerzahler ſparen.“

Der Senator ſchloß die letzte Akte raſch und legte ſie beiſeite. „Das iſt nicht hamburgiſch, Thomas.“

„Aber modern verwaltungstechniſch.“

„Nein, mein Junge, da kommt die Profeſſorenweisheit wieder heraus. Mit ſo was macht man ſich keine Freude. Das widerſpricht unſerer hiſtoriſchen Entwicklung. Aber es freut mich, daß deine Arbeit ſo gut war.“

Thomas legte den Kopf müde zurück. Wozu ſollte er hier noch antworten? Der Alte ahnte ja kaum, wie er die Arbeit des Sohnes erniedrigte, indem er ſie als hübſches aber doch ſinnloſes Probeſtück hinſtellte. Sollte Thomas aber darauf zurückgreifen?

Nur nicht.

Er war froh, als der Diener das Deckenlicht entzündete und Tante Friederike Dingſtäde meldete, die am Arm von Mercedes Clefert in das Zimmer trat.

Gottlob, die Wohnung iſt doch ſo leer, dachte Thomas, daß kein Schadenfeuer mehr ausbrechen kann. Der Senator ging auf ſeine Tante zu und gab ihr die Hand. „Tag, Vater Tommy“, nickte ſie, „geht dir gut, wie? Bißchen zu dick wirſt du. Mußt mal was für tun.“

„Weniger eſſen, Tante Friederike“, lachte der Senator, „Tag, Fräulein Cleſert.“

„Ach was, weniger eſſen, ſo'n neumodiſchen Kram. Jeden Sonnabend ein Glas Bitterwaſſer, Tommy, das hilft auch. Und dann kannſt du die ſchönen Gottesgaben ruhig weiter verfrachten.“

Thomas küßte der Großtante die Hand. Das mochte die alte Dame aber nicht und zog die Hand zurück. Dann begrüßte er Mercedes. Warum hat dieſer Doktor Drifft doch nur ſo ein Glück!

‚Ich will auch ein Glück haben‘, dachte Thomas eigenſinnig, ‚wie Doktor Drifft. Ich glaube, Henry hat recht; man muß in unſeren Kreiſen das Glück ſorgſam wählen. Aber ein Glück, einen Menſchen, an den man ſich anlehnen, dem man über die Haare ſtreichen kann, und der einen ſelbſt in den Arm nimmt wie einen kleinen Jungen.‘ Er dachte ſchon nicht mehr an die leere Wohnung.

Dann kam das Grauſeidene mit der Frau Senator darin.

„Es rauſcht wie in Eutin am See, wo die Krickenten ſitzen“, meinte Tante Friederike.

„Meine liebe, gute Tante!“ antwortete Frau Senator, indem ſie die Krickenten überhörte, und die Freiligrathlocken an ſich drückte. Mercedes Cleſert neigte ihr Haupt raſch und freundlich, als die Frau Senator ihr ein „Tag, Fräul Cleſt . . .“ zunickte und ihr ſorgſam friſiertes Haupt raſch wieder zu Thomas wandte.

„Wer kommt denn noch?“ erkundigte ſich Tante Friederike aus einem modernen Ohrenſtuhl heraus.

„Mein Bruder James hat noch telephoniert, daß er käme.“

„Solche Stühle gab es früher immer nur für alte Leute“, begutachtete Tante Friederike ihren Seſſel, „nur nicht ſo fein bezogen. Telephoniert! das iſt auch ſo 'ne Sache. Ich möcht' nicht immer das Gebimmel von ſo'n Klöhnkaſten haben.“

„Es iſt auch wahr, aber es geht nicht mehr ohne“, klagte Frau Louiſe Dingſtäde, „Henry O'Sun ſagt immer: Wer heut kein Telephon hat, dem fehlt ein Sinn.“

„Jedenfalls ein Unſinn“, brummte Tante Friederike, während ſie ihr Spitzentaſchentuch aus dem Schwarzſeidenen zog. Das Schwarzſeidene war ein richtiges, altes Damenkleid, mit Pailletten, Kordeln, Troddeln und einer Modellierung, als ob der Oberkörper darunter weit kanüliert ſei.

Der Konſul James, Junggeſelle, kam wirklich einmal zur Zeit; gewöhnlich war er in Haſt. Er war bereits in dem peinlichen Alter, in dem die Männer gefragt werden: „Warum haben Sie nicht geheiratet?“

Frau Senator bedauerte die Eheloſigkeit ihres Bruders tief, denn für ſie hatte jeder ältere Junggeſelle einen Beigeſchmack von Obſzönem. Freilich war James dazu trotz ſeiner ſtändigen Eile zu bequem, aber er hatte eine gewiſſe überfutterte Ner-

vosität, so daß Doktor Rudolf Cohn ihm in einer Sitzung des Waisenhauskollegs, dem beide Herren angehörten, den ‚Blinddarm‘ genannt hatte, weil er reizbar und überflüssig sei und zur Gesundung des Gesamtorganismus entfernt werden müsse.

James war im großen ganzen harmlos und materiell. Er schwärmte für gute Börsenwitze, das heißt für solche, die er für gut hielt, und hatte sich mit Erfolg selbständig gemacht.

„Bloß keine Genialität im Kaufmannsberuf“, äußerte er von Zeit zu Zeit. „Alle genialen Kaufleute gehen pleite.“

Heute sprach er von seiner Erkältung.

Frau Senator Dingstäde wußte, wie Damen immer, natürlich ganz genau, woher diese Erkältung stammte. „Du hast neulich nach dem Theater im Wagen den Mantel offengelassen, James.“

„Aber, Kind, das ist doch schon vier Wochen her.“

„Das macht nichts, James. So was sitzt so lange fest. Mach' dir man gleich heute nacht einen Prießnitzumschlag.

„Ich werde nachher Punsch trinken. Portweinpunsch. Das ist gut.“

Ehe sich die Frau Senator Dingstäde abfällig über die Kur äußern konnte, flüsterte ihr Friedrich ins Ohr, daß die Lichter am Baume angesteckt seien. Nun ging ein Ruck der Feierlichkeit durch die ganze

Geſellſchaft, denn Friedrich hatte ſo laut geflüſtert, daß jeder einzelne es gehört haben mußte.

Der Senator nahm ſein Augenglas vom Schreibtiſch, klemmte es zuſammen und verſenkte es in die Smokingtaſche. Dann gab er den Herren einen Wink; er bot Tante Friederike den Arm, James führte ſeine Schweſter, die Senatorin, und Thomas Mercedes Clefert.

James warf einen erſtaunten Blick auf den Arm ſeines Neffen, den dieſer der Geſellſchafterin anbot.

Aber Thomas dachte nicht daran, daß man als anſtändiger Menſch junge Mädchen in irgendeiner bezahlten Stellung ihre Abhängigkeit doch auch fühlen läßt.

Er fühlte die warme Hand der jungen Dame durch den dünnen Stoff ſeines Smokings. Sie hatte eine ſehr weiße Haut, feine Hände, und der freie Arm hob ſich kräftig und friſch von dem dünnen, grünen Kleide ab. Mit der rechten Hand griff Mercedes noch einmal raſch an die vollen Haare. Dann raffte ſie mit dieſer Hand das Kleid.

Der Saal war bis in die letzten Winkel hell erleuchtet. Der Eingangstür gegenüber ſtand eine mächtige, breit ausladende Edeltanne, die mit hundert Lichtern geziert war. So war es immer bei Dingſtädes geweſen. Es ſagte auch irgendwo am Baum über irgendeiner Kerze pflichtgemäß „Knack, knack", wie es auch immer geweſen war, und Friedrich, der mit der ſchwarzhaarigen Köchin, dem ein

wenig hektiſchen Nähkleinmädchen, der fünfzehnjährigen Küchenhilfe und den beiden mecklenburgiſchen Hausmädchen an der Seitenwand aufgeſtellt war, lief hin, um zu löſchen. Nun roch es aber doch ganz weihnachtlich; neben braunen Kuchen, ſauber eingepackten Geſchenken auch nach angebrannten Tannenzweigen. Der Zug ging gerade aus, dicht vor den Baum, und Frau Senator ſetzte ſich an den Flügel, der in eine Fenſterniſche zurückgeſchoben war, und ſpielte mit primitivem Gefühl: „O, du fröhliche."

Das ſangen alle mit, Onkel James mit einem beſtimmten Bauchwackeln und Brummen, als er die weiteren Verſe nicht kannte; Tante Friederike mit einem gebrochenen Stimmchen, das einſt mit jugendlicher Weichheit dem Freiheitsdichter ſüße Liebesworte in die Ohren flüſtern wollte, wenn der Alte, dieſer Schuft, die Locke abgeſandt hätte und nicht . . .

Na, heute, an Weihnachten, da wollen wir nicht an ſo was denken . . .

Der Senator hatte inzwiſchen ſein Augenglas wieder aus der Smokingtaſche geholt und es von der Seite auf die Naſe geſchoben. Er ließ ſich von Friedrich die Familienbibel geben, blätterte und begann zu leſen: „Lukas 2, alſo lautend: Es begab ſich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiſer Auguſtus ausging, daß alle Welt geſchätzet würde. Und dieſe Schätzung war die allererſte,

und geſchah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war . . .“

Der Senator ſprach raſch, mit einer trockenen Innigkeit, mit demſelben Ausdruck in der Stimme, mit der er in der Senatsſitzung einen ihm genehmen Antrag vortrug. Die Verwandten in der Mitte des Saales ſtanden ſtill; die Dienſtmädchen, die ihre roten Hände über den weißen Schürzen gekreuzt und die Köpfe ſchief zurückgelegt hatten, wippten aber hin und her, daß der Senator durch einen kurzen, ſcharfen Blick, mitten aus dem Verleſen heraus, die Bewegung zur Ruhe brachte.

Nach Beendigung der Weihnachtsgeſchichte gab der Senator die Bibel an Friedrich zurück, und dann betete er das Vaterunſer, indem er beſtimmte Worte langzog und die anderen raſcher ſprach. Während des Vaterunſers begann wieder ein Zweig zu brennen, und der Senator beendete ſchließlich das Gebet in größter Haſt, denn Friedrich hatte den Kopf geneigt und ließ ſich nicht mit den Augen an die Löſcharbeit winken.

Nach dem „Amen“ nahm der alte Dingſtäde das Augenglas ab, und während Friedrich löſchte, klemmte er das Glas wieder zuſammen, ließ es in die Smokingtaſche zurückgleiten und ſagte: „So, nun wollen wir an unſere Tiſche gehen. Hier biſt du, meine gute Louiſe; hier an dem linken Tiſch, Tante Friederike, Thomas und einige Kleinigkeiten für James und Fräulein Cleſert, und hier rechts die

Mädchen und Friedrich, der ja beinahe Feuerwehr ſpielen mußte.“ Die Mädchen kicherten über den Witz.

Dieſes Fräulein Cleſert wird hier ja merkwürdig geehrt, dachte James, als er mit ihr an das Tiſchende zu ging; die gehört doch an den Dienſtbotentiſch. Dann aber unterhielt er ſich mit ihr „ganz nett“ und freute ſich ſchließlich, daß ſie ihren Platz doch nicht da drüben hatte.

Die Tiſche waren mit übermäßig vielen Geſchenken bedeckt. Eine ſinnvolle Zurückhaltung ſchien hier in dieſem reichen Hauſe gar nicht denkbar zu ſein. Die hatten alle gekauft, ſoweit Geld und Luſt reichten, und ſie überkamen die Nächſten mit ihren Geſchenken, erdrückend, vergewaltigend, wie etwa Zeus die Danae. Aber da es alle untereinander ſo machten, ſo fühlte ſich niemand beſchämt; das Wechſelſpiel der Kräfte war nicht geſtört.

Der Senator klopfte Thomas auf die Schulter und zeigte auf die Porträts. „Ein vortrefflicher Einfall, mein guter Junge, mit den Ahnenbildern. Ja, wenn man die Ehre hat, einer ſo verdienten Familie anzugehören, dann kann man ſich gern ſeiner Ahnen erinnern.“

Frau Louiſe Dingſtäde wies den Mädchen die Geſchenke zu, und redete mit der allzu großen Liebenswürdigkeit der im Herrſchen noch nicht ganz Sicheren auf ſie ein. Sie ſollten die Gegenſtände anfaſſen, die gut, reichlich und verſtändig gewählt

waren. Inzwiſchen ließ Thomas eine Garnitur von Weſtenknöpfen aus Perlmutter mit Perlen im Lichte flimmern. Er hatte nicht an die Sitte gedacht, die ein Übermaß von Aufmerkſamkeiten verlangte. Sein Tiſch war angefüllt mit koſtbaren Büchern, deren Titel der Senator gelegentlich von ihm erfragt hatte. Aber man hatte ihm wider Erwarten alle die Werke geſchenkt, die er den Eltern zur Auswahl vorgeſchlagen hatte. Eine Reihe von Gutſcheinen lag auf dem Tiſch, für Wein, für Zigarren und für eine Reiſe nach Rapallo. Seine Geſchenke an die Eltern verkrochen ſich vor dieſem Übermaß ins Nichts. Und er dachte auf einmal an den Arbeiter mit den präparierten Händen, den er in der Kirche geſehen hatte. Was der wohl zu Weihnachten bekäme? „Nun werde nicht banal“, wies er ſich zurecht. „Man hat ja kaum mehr den Mut, reich zu ſein. Dieſer verfluchte, ſoziale Sinn nimmt einem noch alle Genußfähigkeit.“

Er ſah aber verzweifelt auf das Rokokogrammophon, das dick und fett wie eine altgewordene Bourgeoisfrau über den Tiſch ſeiner Mutter lugte. Es kam ihm ſo entſetzlich einſam und gering vor. Und ihn packte ein Schauder, als der Senator, der die inneren Qualen ſeines Sohnes zu ahnen ſchien und mäßigen wollte, auf den Kaſten zuging, eine Platte einlegte, ſo daß dieſes Monſtrum zu arbeiten anfing. Es ſtieß leicht auf und ſtöhnte; endlich lief die Platte knarrend im Kreiſe herum. Sie war falſch eingelegt.

„Ein Motordefekt", konstatierte der alte Dingstäde und nickte Thomas zu. Friedrich stürzte auf den Apparat. „Auch das können Sie, Friedrich?" erkundigte sich der Senator mit menschenfreundlicher Lebhaftigkeit. „Sie sind ein Juwel."

Friedrich war beglückt. Aber er wechselte die Platte. Von der Caruso-Arie aus Rigoletto hielt er nicht viel. Von dem Lied aus der Alsterrevue „de Swan von'n Swanenwiek" mit dem Refrain: „Ick bün de Swan, ick bün keen Swien, lot sien, lot sien, lot sien!" versprach er sich eine stärkere Wirkung.

Und er hatte recht. Frau Louise Dingstäde war entzückt. Sie brummte unter sanftem Wiegen des Graufeidenen diesen Gassenhauer mit; die Augen der Mädchen leuchteten, und der Senator, der sonst gern etwas auf Reputation gab, ließ die Platte noch einmal spielen, nachdem er sich von Friedrich die Handhabung hatte erklären lassen.

„Ein famoser Gedanke, Thomas", meinte der Senator und klopfte seinem Sohn auf die Schulter, „das Ding wird uns noch oft Freude machen."

Es folgte die Dankescour. Aber sie wurde ein wenig gestört. Tante Friederike, die inzwischen in ihrem großen Ohrensessel Platz genommen hatte, war unversehens eingeschlafen; bis jetzt hatte der Kopf nach links gehangen und die rote Perücke mit den Erben der Freiligrathlocken hatte in den Saal hineingeglotzt wie ein junges Kalb. Nun hatte

aber Tante Friederike unverſehens den Kopf nach rechts geworfen, und plötzlich donnerte das Reimersſche Schnarchen zwiſchen die gerührten Dankreden. Dieſes Schnarchen wurde kataſtrophal, als Thomas, um allen über die Situation hinwegzuhelfen, eine Caruſoplatte eingelegt und den Apparat angeſtellt hatte. Caruſos höchſte Höhe war der Tante nicht heilig; ſie ſchien im Namen des Dichters, dem ihre Locken geweiht ſein ſollten, gegen den Sänger proteſtieren zu wollen, und zwar mit Reimersſcher Dickköpfigkeit.

Der Senator, der Wert darauf legte, gegen alte Tanten beſonders rückſichtsvoll zu ſein, wollte den Saal räumen und die Tante ſchlafen laſſen. Aber als Caruſo zu Ende geſungen hatte, richtete ſie plötzlich den Kopf wieder auf und ſagte leichthin, als wenn ſie einige Sekunden geſchwiegen hätte: „Ich dachte gerade darüber nach, ob es nicht früher noch eine vierte Straße, die Außen-Mühren, gegeben hat, weißt du, Thomas-Vater, an der Katherinenkirche.“ Aber Thomas-Vater wußte davon nichts, und ſo blieb denn dieſes Problem unerörtert, trotzdem es immerhin intereſſant geweſen wäre, den Sachverhalt zu klären.

Als ſich die Dienſtboten zurückgezogen hatten, um für die Mahlzeit zu ſorgen, faßte der Senator ſeinen Sohn unter den Arm und zeigte ihm die Stickereien, die Thomas' Schweſter aus Hongkong, wo ſie mit einem Kaufmann verheiratet war, ge-

ſandt hatte. „Viel verſtehen wir ja doch von ſo was nicht, Thom“, ſagte der Alte, „komm, wir wollen bis zum Eſſen in mein Zimmer gehen und eine Zigarre rauchen. Halſtenbecks werden ja auch bald kommen. Die lieben Menſchen.“

Ja, es war Weihnachten. Das Feſt der Liebe. Ein ſonderlicher Abglanz fiel aus dem hellen Saal in das dunkele Arbeitszimmer des Senators. Thomas, der in einem Lederſtuhl ſaß, erinnerte ſich von neuem des Arbeiters mit den präparierten Händen, der den Kanonenpaſtor von der Liebe reden hören wollte; er erinnerte ſich der unglücklichen Edith Cohn, deren Seele riſſig geworden war, und die er doch ſchätzte als einen anſtändigen Menſchen. Er dachte zuletzt wieder an Mercedes Clefert und ihre ſelbſtverſtändliche Ruhe, mit der ſie ſogar den Onkel James gezähmt hatte, daß er jetzt nicht einmal ins Rauchzimmer kam, ſondern mit ihr zu ſchäkern ſuchte.

Der Senator rauchte eine kurze Zigarre und ſah aus dem tiefen Klubſeſſel hinauf zu der Kaſſettierung der Holzdecke, auf die vom Saale her kurze Lichtſtreifen fielen. „Es war doch ein guter Gedanke von dir, Thom, dieſe Ahnenbilder zu beſorgen. Ich danke dir noch einmal . . .“

„Von ganzem Herzen“, ſetzte er nach einigen Zügen hinzu.

„Papa —“ Thomas legte ein Bein über das

andere und zupfte an den Beinkleidern, — „ich bin ja von eurer Güte ganz erdrückt, wirklich, Papa ..."

„Aber es ist doch nicht der Rede wert!" Der Senator winkte mit der Hand ab, daß die langgewordene Asche von der Zigarre auf den Teppich flog.

Thomas seufzte. Das leere Zimmer ...

„Warum seufzest du, mein Sohn?"

„Papa, es ist doch nicht immer leicht, weißt du, die Gedanken an Liesbeth ..." Es war das erstemal, daß Thomas dem Senator gegenüber davon anfing. „Und nun gerade beim Fest ... Wie es ihr wohl geht? Ob ihr die Sache noch nachhängt?"

„Na ja — natürlich — schön ist so was sicher nicht ... Und dann die Familie ... aber ... übrigens brauchst du dir keine grauen Haare wachsen zu lassen über Liesbeths Ergehen. Sie ist mit den Alten in Taormina. Max Rissen hat sie dort getroffen. Sie soll ganz vergnügt gewesen sein."

„So, das freut mich."

Stille. Die friesische Uhr tickte mahnend und plump; sie erinnerte an ungebildete Frauen, die einen Kranken durch ihre Betrachtungen über die Kürze des Lebens immer wieder an die Möglichkeit des Sterbens erinnern. Auch diese Uhr schrie immer wieder: „Tack, um einen Pendelschwung dem Sensenschwung näher."

„Das mit den Familienbildern war wirklich ein

guter Gedanke", begann der Senator unter ſorgſamem Drehen ſeiner Zigarre nach einiger Zeit wieder. „Es iſt doch ein eigenes Hochgefühl, einer ſolchen Familie anzugehören, und das in einer Zeit, wo die meiſten führenden Menſchen kaum mit ihren Eltern, geſchweige denn mit ihren Großeltern in einem öffentlichen Lokal zuſammen ſpeiſen können, weil die Alten einfach nicht vorzuzeigen ſind."

„Das iſt richtig, Papa."

Der Senator warf einen kurzen Blick auf ſeinen Sohn. Jetzt ging er zum direkten Angriff über. „Ich meine, Thom, du biſt in der letzten Zeit vernünftiger geworden. Du rückſt vom Sozialismus ab. Biſt vielleicht bald zur Überzeugung gekommen, daß für Kultur, nach der du doch allein ſtrebſt, da drüben gar nichts zu holen iſt; daß dein Bedarf an Romantik überall eher als dort geſtillt wird. Denn eine größere Bourgeoſiezucht als die des Zukunftsſtaates kann ich mir nicht gut vorſtellen."

Thomas neigte den Kopf ſehr verbindlich. „Ich bin ja auch kaum jemals mehr mit den Forderungen des Sozialismus derart einverſtanden geweſen, daß ich auf ſie geſchworen hätte. Ich glaube, Papa, du haſt mich manchmal für einen wetterwendiſchen Demagogen gehalten. Du irrteſt dich. Ich bin vielleicht im täglichen Leben nicht immer hart genug; aber in meiner wiſſenſchaftlichen Überzeugung lebe ich konſequent nach meinen Ideen. Eine raſche Meinungsänderung aber, die auf

Grund von ſicheren Erfahrungen ſtattfindet, werden nur Dummköpfe oder boshafte Menſchen als Schwäche bezeichnen. Und ſo denke ich, wirſt du nicht annehmen, daß mich etwas anderes vom Sozialismus zurücktreibt, als eben meine Erfahrungen, die ich durch ihn gemacht habe."

„Gewiß, natürlich nicht. Dafür halte ich dich auch ſpeziell in dieſem Fall für zu ehrlich. Du arbeiteſt vielleicht zu viel rein wiſſenſchaftlich. Das mag der Grund deines Irrtums geweſen ſein. Aber laß mich offen ſein, Thom." Der Senator horchte auf die Straße hinauf. Es ſchien, als ob ſich von fern das Platſchen breiter Pferdehufe auf dem Schnee vernehmen ließe. So ſprach denn der alte Dingſtäde ein wenig raſch weiter, als ob er Furcht hätte, mit ſeinen Worten nicht zu Ende zu kommen. „Du wirſt erkannt haben, daß die alte Redensart, die Familie ſei die Zelle des Staates, ein Gran Wahrheit enthält. Deine erſte Ehe war ein Irrtum. Schön. Aber deshalb braucht eine zweite noch kein Irrtum zu ſein. Du haſt es nötig, in einem klaren Menſchen, der ſtets um dich iſt, eine Korrektur deiner ſelbſt zu haben. Ich bitte dich, überlege dir die Sache."

Man hörte vom Vordergarten her das breite Platſchen von Pferdehufen. Ein Federwagen hüpfte über den Rinnſtein; dann knarrte der Kies an der Einfahrt unter Rädern. Die Coupétür

klappte, und der Lichtſchein des elektriſchen Lichtes, das der Diener raſch vom Hauſe aus entzündet hatte, fiel grau und unwahrſcheinlich in das dunkele Herrenzimmer.

Thomas dachte: „Nun hat der Alte deine Seelenwohnung ausgepfändet. Jetzt wird er ſie neu möblieren. Es iſt immerhin intereſſant, zu ſehen, wie das werden wird.“

Dann kamen Halſtenbecks. Frau Senator in Violett, recht diſtinguiert, aber ein wenig haſtig, der Präſes der Finanzdeputation mit jener ſchönen Ruhe, die ihn drohte unſterblich zu machen, und endlich Amélie mit jener künſtlichen Friſche, wie ſie die Blumen der Straßenhändler haben. Ihre Blicke irrten vorſichtig in dem Raume umher, der inzwiſchen durch Friedrich erhellt war. Ihrer Natur gemäß ſchien ſie die Seelen dieſer Menſchen abzutaſten. Mit ihrem nadelſcharfen Verſtand ſondierte ſie; ſie merkte, wo das Seelenhaus eines Menſchen ausgepfändet war, und dort ſetzte ſie ihre Möbel hinein, um ein Recht zu haben, um ganz eindringen zu können in dieſes Haus, und um ſich dort für immer einzuniſten, wie es Krieger in eroberten Ländern zu tun pflegen.

Thomas ſah das ſchlanke, blonde Mädchen an, wie ein Kranker die Inſtrumente betrachtet, mit denen er operiert werden ſoll. Er hörte ihre Sprache, dieſe girrende Sprache, voll von Rufen

nach geheimer Luſt und blütenbunten Unwahrheiten.

„Meine Eltern haben mich überreich bedacht.“ Thomas erſchrak ſelbſt, als er ſich dieſe Worte reden hörte.

„Ja, wirklich? Das iſt zu nett, Herr Doktor, dann müſſen Sie mir nachher einmal zeigen, was Sie alles geſchenkt bekommen haben. Iſt auch wieder eine Kaffeekanne dabei?“ Amélie verſuchte, entzückend auszuſehen; aber ihr Geſicht glich einer Maske, ähnlich den Geſichtern jener kleinen Geſchöpfe, die in öffentlichen Ballokalen tanzen, und die ſtolz darauf ſind, wenn ſie ihre Individualität verwiſcht und den Frauentyp minderwertiger Witzblätter erreicht haben.

Mercedes Clefert ſah Thomas ſcharf und kurz an, als er Amélie zu Tiſch führte. Das Grammophon ſpielte den Einzug der Gäſte.

13.

Thomas hatte in irgendeinem Buch geleſen, daß die Selbſtbeobachtung erſt ein Produkt der Romantik ſei, daß erſt die Romantiker die Vertiefung in das eigene Ich und die Selbſtbeobachtung zum Inhalt ihres Studiums gemacht hatten.

Als die Gänſeleber in löffelförmigen Stücken herumgereicht wurde, legte er ſich die Frage vor, ob man es ſeit dem Zeitalter der Romantik in der Kunſt der Selbſtbeobachtung ebenſo wie in der Selbſtqual nicht zu einer erfreulichen Höhe gebracht hätte. Er ſtellte die Frage über den Tiſch an Mercedes Clefert. Das junge Mädchen blickte ihm ſehr ruhig in die Augen und meinte: „Ob Luther mit dem Teufel kämpfte oder mit ſich ſelbſt, iſt doch nur ein Unterſchied in den Bezeichnungen. Ich glaube, daß ſeit Anbeginn alles Denkens die Selbſtzerſetzung auch Vorbedingung aller Entwicklung war. Aus dieſem Grunde trägt ja auch die Dürerſche Melancholie einen blühenden Kranz im Haar. Zergrübeln iſt fruchtbar. Gefahr liegt wohl nur vor, wenn die Zergrübelung Selbſtzweck wird.“

Amélie trug ein hellgrünes Crepe-de-Chine-

Kleid. Sie war auf Undine geſtimmt und ſah gut aus, wie immer dann, wenn ſie beſtimmte Rollen gab. Sie wußte, daß ſie etwas recht Vornehmes hatte, und das wollte ſie nicht zerſtören. Auch ſie war blond, wie Mercedes Clefert, aber pronoucierter, ausgeſprochener, „ſonniger", wie ſie dachte, „jedenfalls pikanter".

Sie empfand für Mercedes etwas wie Liebeshaß, gegen ihre Durchbildung, ihre Ruhe, ihre Überlegenheit in Verbindung mit ihrer körperlichen Schönheit. Sie empfand aber doch ganz im Inneren eine Gier, auch in das Leben dieſer Frau einzugreifen, aus jener Freude heraus, in fremde Schickſale hineinzupfuſchen, ohne daß ſie überhaupt je ſittliche Hemmungen empfunden hätte. Sie hatte in das Leben der Edith Cohn hineingepfuſcht, ſie hatte feine Keime zerſtört mit ausgeſprochener Freude im Vernichten. Sie lachte jetzt über das unglückliche Geſchöpf, das ſie aus der Bahn geriſſen hatte, und das verzweiflungsvoll wie ein Flieger beim Abſturz um das Gleichgewicht kämpfte. Amélie war ruhig. Edith würde ſich ſchon überſchlagen. Ob es bei Mercedes Clefert glücken würde, mußte ſich ergeben.

„Ich habe Ihrem Verlobten ſehr viel zu verdanken", meinte ſie nach einiger Zeit zu Mercedes, „er war mir außerordentlich gefällig in der Bibliothek." Dann ärgerte ſie ſich, als ſie dieſe Worte geſagt hatte. Das war ein ſchlechter,

alberner Anfang. So dumm fingen ſonſt nur ganz alte Männer oder ganz junge Mädchen an.

Mercedes nickte. „Das tut er gern. Es iſt ja nebenbei auch ſeine Pflicht.“

‚Siehſt du, da haſt du's‘, dachte Amélie. ‚Geſchieht dir ganz recht.‘

„Winkler Haſenſprung 1903“, flüſterte Friedrich und ſtreckte die lange Flaſche zwiſchen den Gäſten hindurch auf die hohen Gläſer zu.

„Es iſt nur ſchade, daß derartig verantwortungsvolle Stellen ſo ſchlecht bezahlt werden“, fuhr Amélie nach einiger Zeit fort, während ſie die flache Hand abwehrend auf ihr Glas legte, „wenn man denkt, welche Vermögen an die Mitglieder von Aufſichtsräten verteilt werden, für eine Arbeit, die eigentlich doch gar keine iſt.“

„Man muß wohl unterſcheiden, weshalb die Menſchen arbeiten; ob zunächſt, um Geld zu erwerben, oder aber, zunächſt um der Arbeit ſelbſt willen; dann iſt eben das Gehalt nur eine Notwendigkeit des Lebens, aber nicht das Hauptziel ihrer Arbeit.“

„Ich glaube ſchon aus Ihrem Ton zu hören, daß Sie die erſte Art der Arbeit für höher erachten.“ Amélie kreuzte das Beſteck über einem Stück Geflügel, legte die Hände flach neben den Teller und ſah ihr Gegenüber an. Dann neigte ſie wie duldend das ſchön friſierte Haupt, lächelte und ſtöhnte: „Ja, ja, die armen Kaufleute!“

„Mein Vater war auch Kaufmann“, entgegnete Mercedes ruhig. „Ich habe ſeine Arbeit immer ſehr hoch geſchätzt.“

„Aber er war nicht ſelbſtändig, nicht wahr?“

„Nein.“

„Dafür iſt es aber Fräulein Cleſert“, ſagte Thomas in einer flüchtigen Laune, und Amélie ſtimmte ein: „Ja, anſcheinend ſehr.“

Schon ſeit einiger Zeit hatte Senator von Halſtenbeck verſucht, Thomas einen Ausſchnitt aus dem ſozialiſtiſchen Blatte zuzuſchieben. Endlich gelang es ihm; er hob den Kopf, ſchloß die Augen und nickte würdevoll und verſtändnisinnig, als ob er die beſondere Sympathie für den Gleichgeſinnten ausdrücken wollte. Thomas entfaltete das Blatt neben ſeinem Teller. Der Ausſchnitt ſtammte aus dem Zeitungsbureau des Staates, und da man dort wohl annahm, daß er Halſtenbeck intereſſieren würde, hatte man ihn ihm zugeſtellt. Es war eine Kritik über Thomas' vor einigen Tagen erſchienene Broſchüre, „das neue Hamburger Wahlrecht in volkswirtſchaftlicher Hinſicht“, boshaft, abweiſend, gewollt unverſtanden. Von einem bezahlten Gewerkſchaftsſekretär hingehauen; kaum verhüllter Haß gegen den Gebildeten und den ſozial Beſſergeſtellten ſprach aus den Zeilen.

Da Thomas im übrigen wie alle ſtarken Talente ſchnell und gern arbeitete, der Kritiker aber faul und ideenarm war, ſo hatte er dem Verfaſſer jenen be-

kannten Vorwurf gemacht, daß er zu viel und zu ſchnell ſchreibe.

Senator von Halſtenbeck war ſchlecht verhaltene Güte. „Laſſen Sie ſich durch dergleichen nicht ärgern. Ich dachte nur, es würde Sie intereſſieren.“

„Papa, du ſollteſt Thomas etwas ſo Häßliches nicht gerade am Weihnachtsabend überreichen“, meinte Amélie, und ihr Geſicht nahm einen Schimmer von Betrübnis an. Daß ihr Angriff auf Mercedes Cleſert abgeſchlagen war, wurmte ſie. Sie wollte heute abend irgendeinen Erfolg haben.

Aber der Senator erwiderte mit halblauter Stimme, während er den rotblonden Schnurrbart ſtrich: „Wir ſind Männer, mein Kind.“ Inzwiſchen zog Friedrich wieder um den Tiſch und flüſterte in einem Franzöſiſch, auf das er ſehr ſtolz war, den Namen einer ganz großen Cru aus der Richtung mouton Rothſchild.

„Is die Möglichkeit, Dingſtäde!“ Senator von Halſtenbeck ſagte es halblaut, nachdem er den erſten Schluck des leicht erwärmten, ſtark duftenden Weines getrunken hatte. Er tat ſo, als ob dieſer Wein jeden Gedanken an den Zeitungsausſchnitt vergeſſen ließ.

„Na ja, kleine Weihnachtsfreude. Bißchen über das Alltägliche 'raus.“

Inzwiſchen hatte Thomas den Artikel zuſammengefaltet und in die Taſche geſteckt. Es iſt doch ſehr ſonderbar, dachte er; aus der Wohnung wird doch

noch immer etwas gepfändet. Immer iſt noch was da, das mir entriſſen werden kann. Man glaubt es gar nicht ....

„Solche Leute wie Sie werden in dem Qualm erſtickt", ſagte Edith Cohn ... Hat ſie recht? ...

Bald aber wandte ſich Thomas mit ſtarkem Willen, ſich durch dieſes Erlebnis nicht zu Boden drücken zu laſſen, Amélie zu. Er ſetzte ſeine Gedanken jedoch fort und fragte ſie nach einiger Zeit, ob ſie noch mit Fräulein Cohn befreundet ſei.

„Nein, wiſſen Sie, das verliert ſich."

„Ach ja, ſie ſagte es mir ja auch erſt mündlich."

„Was ſagte ſie? Bitte, das intereſſiert mich."

„Nichts von Bedeutung. Nur daß das Leben zwiſchen Sie getreten ſei oder irgend ſo etwas ähnliches."

„Aber ich bitte ... Wollen Sie ... lieber Thomas ..."

Schoſſen über die Wände mit den Lüſtern und den hohen Spiegeln nicht plötzlich graue Tapeten, als ob ſich, wie früher bei Verwandlungen im Theater, über den bisherigen Seiten- und Hintergrund neue Dekorationen entrollten, raſch, mit einem leiſen Krach! — Das war doch noch eine Schaubühne, weil man wenigſtens auf Sekunden aus der Illuſion geriſſen wurde und nach einem tiefen Aufatmen ſich neu verſenken konnte.

Der zweite Menſch Thomas, Thomas der Schauſpieler, „der Spiegel", wie er ſelbſt ſagte, trennte

ſich jetzt plötzlich von dem eigentlichen Thomas und ſpielte in dem grauen Zimmer, das nun zur Bühne geworden war. Der eine Thomas, Thomas der Zuſchauer, beobachtete den anderen Thomas, den Spiegel, mit einem ſtrengen, kritiſchen Verſtande. Der Zuſchauer beobachtete, wie der Spiegel ſeine Hände bewegte, ganz merkwürdig, eckig, ähnlich den Zeigetelegraphen am Bahndamm.

Thomas, der Spiegel, reichte Amélie die Kritik über ſein Werk.

Sie ſah hinein. Weshalb tut ſie ſo, als ob ſie ſie noch nicht geſehen hat? dachte Thomas der Zuſchauer. Sie hat ſie doch längſt geleſen. Oder iſt das im Stück ſo vorgeſehen?

Aber Thomas der Spiegel wartete ganz geduldig, bis ſie damit zu Ende war. Thomas der Zuſchauer dachte: Sie hat ganz feine Falten am Hals, wenn ſie ſich vorwärts neigt. Thomas der Spiegel ſagte: „Sie haben ein Renaiſſanceprofil.“ Übrigens auch eine Banalität im Stück. Aber es iſt ja wohl auch Dutzendware, meinte Thomas der Zuſchauer.

„Sie ſtören mich“, entgegnete Amélie. Sie hat eben einen großen, ſittlichen Ernſt für die Wertung geiſtiger Arbeit, dachte Thomas der Spiegel. Nun horchte Thomas der Zuſchauer.

„Ich finde das infam“, begann die Gegenſpielerin nach einiger Zeit.

„Warum, es iſt ja das gute Recht des Kritikers“, antwortete der Spiegel.

„Nein, wiſſen Sie, der Kritiker muß ſo reif ſein, daß ſelbſt die tiefere Weltauffaſſung des zu Kritiſierenden ihn nicht ungerecht machen darf.“

Bäh, dachte Thomas der Zuſchauer.

Thomas der Spiegel entgegnete, daß das freilich die richtige Anſicht von der Pflicht des Kritikers ſei. Aber auch Kritiken ſeien ja ſchließlich nur ſubjektive Urteile.

„Man darf ſie alſo nicht als letzte Wahrheit nehmen?“ Amélie hob mit der breiten Silberzange grüne franzöſiſche Spargel von dem Spargelkorb und ſah zu, wie die mürben Köpfchen beim Aufheben abbrachen.

„Nein“, antwortete Thomas der Spiegel. „Auch hier gilt der Satz: Betrüge deinen Nächſten wie dich ſelbſt.“

Gut, gut. Der Dialog iſt ſtellenweiſe gar nicht ungeſchickt pointiert.

„Man wird aber doch immer zunächſt die ſittliche Pflicht haben, milde gegen die Schwächen der Menſchen zu ſein.“ Der erſte grüne Spargel glitt zwiſchen Amélies Lippen durch und wurde durch das helle Zahnwerk weiterbefördert.

Ob der Arbeiter mit den Anatomiehänden wohl auch grüne Spargel bekommt? dachte Thomas der Zuſchauer, fuhr aber für ſich fort: Nun laß doch endlich dieſe albernen Demagogenphraſen und paſſe auf das Stück auf.

„Nun, bis zur beſtimmten Grenze, ja. Zum

Beiſpiel gegen ſolche reizende Schwächen wie die meines Onkels James?“

„Konſul James? Er ſcheint franzöſiſche Spargel zu lieben.“

„Er iſt Generalkonſul von San Domingo, der Negerrepublik, und von Montenegro. Beim Geburtstagsdiner zu Ehren des Fürſten von Montenegro hält er die Rede als deſſen Konſul; dann ſpricht er wieder den Glückwunſch als Konſul von San Domingo aus und dankt endlich wieder der Republik Domingo als Konſul von Montenegro.“

Thomas der Zuſchauer lachte für ſich.

Amélie ſah ihren Nachbar von der Seite an. „Ja, da kann man gewiß milde ſein — ich weiß nicht einmal, iſt es nicht vielleicht überhaupt ganz korrekt, das, was Ihr Onkel tut, ja — —“

„Gewiß, natürlich. Ganz korrekt. Sie haben recht. Das iſt kein gutes Beiſpiel für Milde. Aber Sie nehmen noch etwas Rotwein?“

„Ich danke Ihnen.“ Augenaufſchlag Rivieraveilchen.

Sehr in Moll, überlegte Thomas der Zuſchauer. Alſo das möchte Papa für mich. Der gute Papa. Gott, er hat mir wirklich ſoviel zu Weihnachten geſchenkt. Und nun ſoll ich auch das noch bekommen! Rührend, der gute Alte! — Er meint es ſo gut. — —

Zu Weihnachten ſchenkten die Geſchäftsfreunde Smith & Co. dem Hauſe Dingſtäde ſeit Jahrzehn-

ten einen Wedding-cake. Das ist die interessanteste Erfindung der an sich freilich erfindungsarmen englischen Gastrosophie. Aber hier hat sie etwas geschaffen, was kaum übertroffen werden kann. Doktor Rudolf Cohn behauptete, daß im Wedding-cake Wagners Musikdramen vollkommen vorgeahnt seien. Die eine Wirkung hebe immer die andere auf; aber das Ganze sei schwer und allen nicht ganz durchgebildeten Geistern mit absoluter Sicherheit sympathisch.

Thomas der Spiegel legte Amélie ein Stück von dem Hochzeitskuchen auf den Teller. Sie lächelte dankbar und gemessen, lächelte hinreißend, als sie einen ängstlichen Blick der Mercedes Clefert gegen Thomas auffing, den Thomas aber nicht bemerkte. Wart', mein Kind, dachte Amélie, dich werde ich doch festkriegen.

Schade, es ist ein bißchen früh mit dem Wedding-cake. Es wäre sonst eine gute Gelegenheit. „So ein Wedding-cake soll sich sehr lange halten", meinte sie und faßte mit ihrer geschnitzten Hand an das Ohrläppchen, da sie die Perle drückte. Sie zeigte dabei ihren Brustansatz, der besser aussah, wenn sie die Arme hob.

Oft länger als die Ehen, zu deren Hochzeitsfest er gebacken ist, dachte Thomas der Zuschauer, aber der Spiegel sagte: „Außerordentlich lange. Das ist das merkwürdige Geheimnis der englischen Zuckerbäcker."

‚Sag' mal, was willſt du eigentlich aufſtellen?‘ fragte plötzlich Thomas der Zuſchauer den Spiegel, wie ein franzöſiſcher Marquis in der Molière-Komödie auf der Bühne, den Schauſpieler.

Der Spiegel zögerte. ‚Das Haus iſt ausgeräumt, und alle Zimmer ſind grau und leer. Ich bin gepfändet. Du weißt doch — —‘

‚— Na und . . .‘

‚. . . Die Eltern haben mich doch ſo reichlich beſchenkt . . .‘

‚— Eſel . . . Timeo parentes et dona ferentes!‘

‚. . . Ja gewiß, aber ſie meinen es doch ſo gut. Und ich kann keinem Menſchen weh tun oder gegen ihn ſcharf auftreten, wenn er von den Rechtlichkeiten ſeiner Handlungen überzeugt iſt, und wenn er mich deshalb als einen gemeinen Charakter anſehen würde. Ich ertrage das nicht.‘

‚— So ſo. Und da willſt du dich alſo mit dieſer Amélie verloben? —‘

‚. . . Ich, nein . . .‘

‚— Lüg' nicht, Thom, der Spiegel! —‘

‚. . . Aber wozu dieſe jüdiſche Haſt! . . .‘

‚— Von jüdiſcher Haſt iſt nicht die Rede. Ob jetzt oder ſpäter. Du legſt die Minen, um die Sache zum Springen zu bringen. Aber es iſt ſehr luſtig.‘

‚. . . Ja, es iſt wirklich ſehr luſtig. Sieh mal, wie die Amélie arbeitet! . . .‘

‚— Nicht wahr? Sieh mal, wie ſie Salzmandeln naſcht. Sie kann ſie nicht ausſtehen. Und ſie nimmt

auch nur winzige Stücke. Aber ſie tut das, um ihre Hand zeigen zu können.‘

‚. . . Sie hat übrigens fabelhafte Hände . . .‘

‚— Fabelhaft. Aber bitte. Spiel’ weiter. —‘

‚. . . Vergiß nicht: wir leben ein getrenntes Leben nur im Spiel gegen Amélie! . . .‘

— —

Tante Friederike war inzwiſchen vergnügt geworden. Sie erzählte ganz uralte Pikanterien, die anmuteten wie eine verborgene Biedermeierferkelei, und die doch noch der jungen Generation ein herzhaftes Lachen abzwingen konnten. Sie erzählte auch von Kapitän Kruſe, von der „Claire de Lavallière“, der einmal bei dem alten Reimers in Holſtein zur Jagd eingeladen war. Junge, war das komiſch! —

. . . „Und dann, dann ſagte er: ‚. . . Kinder, ich bin ’n büſchen duhn.“

„Das ſagte er nicht, Tante Friederike, ein echter Kaptain iſt nie duhn.“

„Oder immer, Thomas. Wenigſtens am Lande, dumme Dſchung.“

„Na, was ſagte er denn?“

Tante Friederike kreuzte die Hände über den Leib, zog das Geſicht des ſeligen Kapitän Kruſe und begann: „Dja, Herr Reimers, kommt ſo’n Rehbock ſpitz auf mich zu. Bug auf mich gerichtet, die Segel voll Wind, dreht Backbord bei, zeigt mich die ganze Breitſeite. Ich feuere, denke, ich hab’ ihn mittſchipps getroffen unterm Fockmaſt. Jawoll, kaum Achterdeck.

'ne kleine Havarie. Er die letzten Segel aufgesetzt, und nun weg vorm Wind. Zuletzt seh ich nur die Heckflagge, trotzdem es schon nach Sonnenuntergang ist. So'n Freibeuter, ha! So hat er gesagt, wahrhaftig!"

Friedrich, der Pommery schenken sollte, prustete und versuchte dieses unerzogene Verhalten durch ein Husten zu verbergen. Er hatte entschieden am meisten Verständnis für die Geschichte. Aber ein Blick des Senators brachte ihn wieder in Haltung. Die Gäste waren alter Hamburger Art doch zu sehr entfremdet und blieben kühl. Nur Thomas hatte sich durch seine Beschäftigung mit Hamburger Geschichte einen Sinn für solche Anekdoten bewahrt. Der lachte hier freilich nur aus Höflichkeit. Die Anekdote hatte er zu oft gehört. Aber war sogar so kultiviert, daß er nicht einmal, wenn er einen Witz kannte, dem Erzählenden die Pointe des Witzes in die Erzählung hinein warf und so den Erzählenden um den Erfolg brachte.

„War denn der Kapitän so wenig Weidmann, Madame Dingstäde?" erkundigte sich James, der ein Gut in Mecklenburg hatte und von Sonnabend abend bis Montag früh Junker und Agrarier war und auf die Jagd ging.

„Er war wohl zuerst mal Kaptain, Herr Konsul." Die rote Perücke hatte sich ein wenig verschoben. Tante Friederike fixierte James, den sie nicht leiden konnte.

„Na ja, na ja", beruhigte der Konſul von San Domingo und Montenegro, „ich meine ja nur . . . jeder Menſch müßte doch eigentlich Sinn für Gottes freie Natur haben . . . wie genießt unſer Volk die Heide und den Wald . . ."

„Genießen, genießen, Herr Konſul? Alles werfen ſie voll Papier und reißen die Bäume ab und wollen ſie aufteilen. Dieſe Sozialdemokraten!" Freiligraths Verehrerin kreuzte auf reaktionäre Gewäſſer zu; die Zeit, wo die rote Locke noch ihre echte Flagge war, lag weit zurück. „Wie wird es nun mit dem Wahlrecht, Thomas-Vater", wandte ſie ſich an ihren Nachbarn. „Ich denke, ihr laßt euch im Senat nicht unterbuttern."

Zwei kurze Blicke flogen über den Tiſch. Die Augen der beiden Senatoren begannen einander zuzufunken.

Dingſtäde hatte eben eine Antwort Halſtenbecks aufgefangen. Ein langes, wichtiges Telegramm. Man glaubte es knattern zu hören.

Der Präſes der Finanzdeputation richtete ſich ſogleich empor, reckte den kurzen Hals in die Höhe und drehte dann erſt den Kopf dem jungen Thomas zu. Der hatte die Kritik aus der Taſche gezogen und ſtarrte vergeſſen darauf. Halſtenbeck wandte den Blick neugierig auf Thomas; einmal, weil ihn ſein Ausdruck intereſſieren würde, wenn der alte Dingſtäde jetzt einige gewichtige Worte ſagte, und andererſeits, weil dem Senator bei jeder Halsdrehung der Kragen

ſcheuerte und er deshalb unnötige Drehungen vermeiden wollte.

Inzwiſchen hatte Dingſtäde mit dem Zeigefinger den Adamsapfel geſtreichelt und ſagte ganz langſam und gewichtig: „Ich glaube, wir gehen ſehr ernſten Zeiten entgegen, liebe Tante Friederike.“

„Mein Gott, Thomas-Vater, machſt mir ja ordentlich angſt!“ Tante Friederike zog ein Geſicht, das ſie früher vor vielen Jahren abſichtlich geſchnitten hatte, um komiſch zu wirken, das aber inzwiſchen ihr „zweites Geſicht“ geworden war, wie Thomas-Sohn zu ſagen pflegte.

„Ja“, begann der Senator Dingſtäde, während Halſtenbeck von dem ſittlichen Beobachtungsturm ſeines hohen Kragens aus feſtzuſtellen ſuchte, wie die Geſchoſſe einſchlugen, „es iſt wahrſcheinlich, daß wir ernſthafte Tumulte zu befürchten haben. Die ſozialdemokratiſchen Führer ſind ſo gewiſſenlos, daß ſie in Preußen alle Leidenſchaften des politiſchen Pöbels loszulaſſen beabſichtigen. Man nennt das Erinnerungsfeier an die Blutvorgänge in Rußland. Das wird natürlich mit einer Wahlrechtsagitation verbunden. Und wir in Hamburg, die wir bedauerlicherweiſe ſeit Gründung des Reiches nichts weiter ſein können als eine goldene Miniaturkopie des preußiſchen Erzkoloſſes, haben den Vorzug, einen Ableger der bevorſtehenden Berliner Tumulte zu erwarten.“

„Hamburg eine Miniaturkopie des preußiſchen Erzkoloſſes, ſehr gut“, nickte Halſtenbeck auf dem ſeit-

lichen Beobachtungsturm. Er hatte auf dem Schreibtiſch in der Finanzdeputation eine Kopie des Lederer-ſchen Bismarck ſtehen, und ſo war ihm das Bild beſonders geläufig. „Koloß“ iſt in Hamburg übrigens immer das Bismarckdenkmal oder ein neues Schiff.

Der Kopf des jungen Doktors hob ſich ein wenig. Er ſah mit leicht ermüdeten Augen auf ſeinen Vater und fragte: „Würdeſt du es nicht für zweckmäßig halten, gegen dieſe Unruhen von vornherein etwas zu tun?“

Der ſeitliche Beobachter kniff die Augen zuſammen. ‚Jetzt einen Volltreffer!‘ ſignaliſierte er.

„Das einzige, das ſich dagegen tun läßt, wäre doch ein Umkehren im Kurſe. Und das widerſpricht meiner Überzeugung.“ Der Portwein-Senator ſagte das nicht einmal mit Pathos, ſondern als etwas Nebenſächliches, etwa, wie er eine von den Salzmandeln verzehrte.

„Das verſtehe ich“, nickte Thomas. Wenn es auch nicht meine Anſicht iſt, wollte er hinzuſetzen, unterließ es aber. Wozu? Er war müde.

„Im übrigen wird die Menge uns gewappnet finden“, ſagte der Alte nach einiger Zeit.

Thomas ſchwieg.

Eine Miſchung von Bordeaux, Begeiſterung über den Sieg des anſtändigen Prinzips in einem Sohn aus guter Familie und Freundesliebe ſtieg dem Senator von Halſtenbeck in den Kopf, daß er leuchtete wie eine rote Laterne. Rudolf Cohn hatte im glei-

chen Fall nach einer Bürgerſchaftsſitzung einmal von dem Senator geſagt: „Fehlt nur noch eine große Nummer neben der roten Laterne. Dann hätten wir wieder einmal die Hamburger Tradition gepflegt.“

Dingſtäde nickte ſeinem Freunde zu, als dieſer wieder mit einiger Mühe den Kopf nach links gewandt hatte.

„Sie treten mir ſicher den Vordergarten kaput. Mußt mir einen Konſtabler ſchicken, wenn ſie anfangen zu teilen, Thomas-Vater“, bat Tante Friederike.

„Sollſt du haben, Tante Friederike“, lächelte der Senator. Er ſah fragend zu Frau Louiſe Dingſtäde hinüber. Die nickte, und in demſelben Augenblick begann die obligate Weihnachtsüberraſchung. Es tat ſich nämlich auf einen Wink des Senators die Tür zum beleuchteten Salon auf, während das Licht im Speiſeſaal ausgelöſcht wurde. Im Salon ſtand Friedrich als Weihnachtsmann verkleidet; er ſagte monoton und frech ein Gedicht auf von Weihnachtsliebe und Herzenstriebe, Tanne und Panne, Glück und Geſchick, und ſchloß, indem er dem Senator den großen Leinenſack übergab, der die beſonderen Feſtüberraſchungen enthielt, die die einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft vorher bei Friedrich abgegeben hatten.

Mit leichtem Lächeln nahm Thomas-Vater Stück für Stück aus dem Leinenſack. Halſtenbeck erhielt eine

Flaſche Kognak mit einem Vers, der vom Senator ſtammte und folgendermaßen lautete:

„Wenn gut nicht deine Verfaſſung iſt,
Dies Feuer dich wieder in Ordnung friſt.“

Den an ſich recht deutlichen Doppelſinn begriffen aber nur Thomas, Mercedes und Amélie. Tante Friederike tappte mitten in die Sache hinein, und glaubte einen Witz zu machen, als ſie ſagte: „Ich weiß nicht, was ihr heute abend immer von Verfaſſung reden müßt, Thomas-Vater.“

„Wir ſind eben Politiker“, winkte der Senator ab, weil er fürchtete, daß Tante Friederike verſuchen würde, dieſen längſt bebauten Acker weiter zu beſtellen. Er griff daher ſo in den Vorratsſack, daß er das für Tante Friederike beſtimmte Paket herausfiſchte und es ihr überreichte.

„Ich ſchütze deine rote Locke
Vor Revolution wie eine Dogge.“

Der junge Thomas ſpürte ein phyſiſches Unbehagen, als der Senator dieſe Verſe vorlas. Sie taten ihm weh wie alle Poetereien aus dem Familienkreiſe. Aber ſein Mißbehagen ertrank in dem Jubelgeſchrei, als Tante Friederike eine Schutzmannspuppe aus dem Papier wickelte.

„Du biſt auch 'n Hauptkerl, Thomas-Vater“, ſagte ſie und ſchüttelte den Kopf. „Doller Dſchung! Aber netter Kerl.“ Sie ſtreichelte das kleine Scheuſal von Stoff und Metall und ſtellte es vor ſich auf. „Nun man weiter, Thomas-Vater.“

Als der Lorbeerkranz, den Thomas ſich für Amélie erdacht hatte, ihr mit ein paar zierlichen Verſen des Schenkers überreicht wurde, lächelte ſie ihm zu.

Und nun ſprang wieder Thomas der Spiegel vor und ſpielte wieder mit der ſchönen Amélie von Halſtenbeck, die fein war wie ein Marmorwerk des Mino von Fieſole und gar keine Falten am Hals hatte, ſondern jung war und traumhaft ſchön. — Es war eine ſentimentale Geſchichte, die ſie gaben. „Die traurige Tragödie des edlen Herrn Romeo und der Jungfrau Julia“, oder etwas Ähnliches.

„Es war ſehr lieb von Ihnen, Thomas, mich ſo zur Häuslichkeit zu erziehen.“ Die Stimme Amélies flackerte und die künſtleriſche Täuſchung war ſo vollendet, daß Thomas der Spiegel ihr zu glauben anfing.

„Iſt das nötig?“ Der Spiegel fragte faſt erſchrocken. „Doch, Thomas, Sie wiſſen nicht, wie ich leide unter meiner Umgebung. Mama mit ihrer allzu großen Nervoſität, den vielen Verpflichtungen; Papa, der mich mit ſeiner Güte wehrlos macht.“

„Ja, wehrlos machen ſie einen mit ihrer Güte . . .“

Da atmeten ſie beide im Gleichtakt, der Zuſchauer und der Spiegel. Nur Amélie nicht. Das war ja auch nicht nötig.

Aus dem großen Leinenbündel griff der Senator das letzte Paket.

Er entfaltete den Zettel: „Herrn Doktor Thomas Dingſtäde.“ Was kommt um Gottes willen nun wieder, ſchrie es in Thomas. Und der Senator begann laut zu leſen:

„Du liebſt Italiens ſchöne Kunſt.
Ich hoff', ich komme nicht umſunſt.“

Thomas öffnete das viereckige Paket. Dann ſtieß er einen kleinen, kurzen Schrei aus, als ob er einen Hammerſchlag auf den Kopf bekommen hätte und nun völlig gelähmt ſei. Im Paket war ein Bild.

Er ſtarrte dieſes Bild an.

Es war kein gewöhnliches Bild, ſondern ein Originalwerk mailändiſcher Frührenaiſſance: das Profilporträt einer Dame. Auf einem langen Hals, wiegend wie eine ſchwere Blüte auf allzu zartem Stiel, ſaß ein Köpfchen mit feinem, müdem und doch lauerndem Ausdruck. Von den Ohren hinab hingen wie zwei Tautropfen ſchwere, lange Perlen. Über das ganze Werk war jener Hauch von Kultur, Schmutz und „Tonigkeit“ gebreitet, der für den Kenner denſelben Reiz hat, wie für den Weinkenner das Bukett einer beſonderen Lage.

Das Auffallendſte aber war, daß dieſer Kopf in Wahrheit das war, das Amélie zu ſein behauptete. Wie ein Lichtſtrahl huſchte dieſe Erkenntnis bei Thomas vorbei, um ſofort wieder zu verſinken.

Thomas war wehrlos. Er ging auf ſeinen Vater zu, der ihm liebevoll in die Augen ſah, und umarmte ihn. Dann ließ er ſich die Geſchichte des Bildes erzählen; ein Geſchäftsfreund hatte es in Siena aufgefunden und dem Senator geſchenkt.

„Und dieſes koſtbare Bild ſchenkſt du mir? Papa!“

„Ich möchte dir gern eine wirkliche Freude machen, Thomas.“ Der Alte ſah dem Sohn liebevoll in die Augen und gab ihm die Hand.

In dieſem Augenblick war der Würfel gefallen.

Das Wort inniger Liebe, das dem Senator aus dem Herzen kam, hatte Thomas beſiegt. Er dachte nicht mehr daran, daß es dem Kämpfenden wohl anſtehe, alle Verpflichtungen, die ihm Geld auferlegt hat, brutal abzuſtoßen, gemein zu ſein gegen die Leute, die mit der Hingabe von Geld auch nur die geringſte Änderung ſeiner Anſichten verlangen. Die ſind ſchlimmer als Sklavenhändler, die ſchließlich nur den Leib nehmen können.

Aber über Thomas war die mutloſe Trauer geglitten und hatte ihn eingehüllt. Alle Scheußlichkeiten überſtarker Gemütsbewegung hatten ihn angefallen; das alles war ſchon vorbereitet, ſeit Monaten. Und nun lag zu allem in dem Zeitungsfetzen noch ein autoritatives Zeugnis vor, aus der Partei jener, die nach ſeiner Anſicht geknechtet waren, daß eben dieſer Doktor Thomas Dingſtäde auch gar nichts von den Nöten des Volkes verſtehe,

daß dieſer Doktor Dingſtäde ein lächerlicher Katheder-ſozialiſt ſei, ein bürgerlich Liberaler, der als ein wenig „anrevisioniert“ gelten möge. Aber für Partei und Leben kämen ſolche Fingerübungen nicht in Betracht . . .

Alſo nur die Möglichkeit, in ſtillem Ringen zu leben, blieb ihm. Das Volk, für das ſein Herz ſchlug, wies ihn zurück. Er glaubte es wenigſtens. In ſeiner tiefen Depreſſion hielt er einen faulen Kritiker für das Volk.

Dann ſah ihn Mercedes Cleſert an; er deutete aber ihren langen warnenden Blick falſch. Nur Amélie erkannte ihn richtig und lächelte Mercedes gütig an. Thomas wollte aber ſein Glück haben, Glück haben, wie ein kleiner Junge ſein bißchen Zuckerwerk.

Amélie erzählte ihm von ihrer Einſamkeit. Wieder hörte Thomas der Spiegel zu. Er war übrigens bereits im Wintergarten, wo häufiger ſolche Unfälle vorkommen. Die Luft war feucht und heiß und Amélie ſprach „mit Samt“. Von draußen ſah ein ſtrenger, ſtahlklarer Winterhimmel hinein in dieſen ſchwülen Wintergarten, in dem die Dampfheizung knackte und die Körper der Menſchen leicht zu tranſpirieren begannen.

Hier begann der Spiegel ſinnloſe Worte zu reden. Von einem ausgepfändeten Zimmer und von Zuckerwerk.

Der Zuſchauer, der müde geworden war, verbot ſie ihm nicht.

Amélie flog dem Sprecher bei der erſten Gelegenheit um den Hals und lief ſofort zu ihrer Mutter. Das Grauſeidene und das Violette wogten in den Wintergarten, begleitet von dem montenegriniſchen Halsorden, zwei Smokings und einer fuchsroten Perücke. Es erhob ſich ein Geſchrei und ein Gedrücke. „Irgend jemand quetſcht mir immer die Floſſe", dachte Thomas. „Und gratuliert. Er mag dem Spiegel gratulieren."

Einmal fiel der lange, tieftraurige Blick der Mercedes Clefert in ſeine Augen. Er zuckte zuſammen wie ein ſchwergetroffenes Wild. „Wollen Sie mir nicht auch Glück wünſchen, Fräulein Clefert?" fragte Amélie voll von Liebenswürdigkeit... Dann kam die Portweinbowle. Es roch ſüß und glitſchig. Amélie ſchleppte Thomas wieder davon, in den Wintergarten zurück und ſagte, daß ſie einen mausgrauen Rokokoſalon haben wollte. Friedrich brachte dem jungen Paar zwei Gläſer Portweinbowle. Er war zufrieden, daß Thomas kein Sozialdemokrat mehr war; denn er hatte dadurch eine Verminderung des üblichen Jahrestrinkgeldes gefürchtet. Nun ſtammelte er einen ſinnvollen Glückwunſch.

Der Spiegel nickte.

Spät in der Nacht ſaß Thomas vor der Kaffeekanne. Die beiden hatten wieder Frieden gemacht. Aber die Kaffeekanne grinſte ſo breit und hämiſch,

als er von ſeiner Verlobung erzählte, von dem Zuſchauer und dem Spiegel.

„Das iſt ja ſehr hübſch, Thom“, meinte die Kanne, „aber es iſt doch im Leben nicht zu verwerten. Es iſt doch Literatur. Willſt du dich wirklich für das Leben binden an Amélie?“

„Was verſtehſt du davon? Kaffeepott!“

Die Schnauze wurde rabiat im Mondlicht. Da entfloh ihr ein verächtliches und unſagbares Wort. Sie keuchte ein wenig und ſagte nur noch im Ton tiefſter Verachtung das eine Wort: „Teepott!“

14.

Dieſelben Nummern der Hamburger bürgerlichen Morgenzeitungen, die die Arbeiter vor unüberlegten Schritten warnten, vor Erinnerungen an ruſſiſche Blutſonntage oder vor Wahlrechtsdemonſtrationen, enthielten im Anzeigenteil die Mitteilung der Verlobung des Dr. rer. pol. Thomas C. Dingſtäde mit Amélie von Halſtenbeck, Tochter des Senators Dr. jur. William von Halſtenbeck und ſeiner Frau geb. Lion. Empfangstag, den 12. Januar 1906. Das war ſehr vernünftig, denn dann konnten die Leute ihre verſpäteten Neujahrsbeſuche bei Halſtenbecks mit dem Verlobungsbeſuch vereinigen, und die Teppiche brauchten nicht zweimal gereinigt zu werden.

In den rechtsſtehenden Zeitungen war dieſe Verlobung außerdem noch unter „Perſönliches" erwähnt; als beſonderer Abſatz, mit einem Sternchen davor. Das ſozialiſtiſche Organ brachte am gleichen Abend eine Notiz über die Vermählung mit dem Zuſatz „Nepotenwirtſchaft". Rudolf Cohn zuckte die Achſeln, als er die Notiz las. „Gut gebrüllt, Lion", dachte er. Dann vertiefte er ſich in das Konzept einer Rede gegen den Wahlrechtsraub, ein

Thema, deſſen Bedeutung für ihn nur noch in der Variationsfähigkeit lag. Rudolf Cohn war „ausgepumpt“.

So ſtoiſch wie der Anwalt nahm eine Reihe von Menſchen dieſe Verlobung nicht. Thomas erſchrak nach Einſicht der nächſten Morgenpoſt darüber, wieviel Sympathien er gehabt und wieviel er plötzlich verſcherzt hatte. Aber nach der ſtumpfſinnigen Unſitte des deutſchen Publikums hatte niemand den Ringenden mit ein paar Zeilen ermutigt; niemand hatte ihm geſchrieben: „Wir ſehen auf Sie und erwarten viel von Ihnen. Kopf hoch!“ oder ſonſt irgend etwas, das aus dem Herzen kam. Nur einmal hatte ihm ein Fremder hundert Importen geſchickt, „damit Sie ſich die Luft in Ihren Kreiſen ein bißchen verbeſſern können.“ Thomas hatte gelacht und die Importen geraucht. Sie waren ſogar gut. Aber das war in der Hauptſache doch nur ein Witz geweſen.

Heute morgen fand Thomas auf dem Frühſtückstiſch neben den üblichen Glückwünſchen auch eine Anzahl von anonymen und halbanonymen Briefen vor, teils verächtlich, teils ſchmähend. Er legte die Zettel beiſeite und riß einen großen, weißen Briefumſchlag auf, der zu unterſt gelegen hatte. „Herzliche Glückwünſche ſendet Edith Cohn.“

Edith Cohn . . . Den Wunſch, objektiv zu ſein, ſchmerzhafte Ironie, ein Abfinden mit der Wirklichkeit: was bedeutete dieſer Glückwunſch? Er begriff

es nicht recht. Aber ebenſo wie die Blicke der Mercedes Clefert ihn warnen ſollten, ſo ſollte dieſer Brief ihn warnen. Nicht durch Worte, aber dadurch, daß er ſich die Abſenderin vorſtellen, ſich ihrer Weſensart erinnern und dann ohne weiteres ihre Anſichten begreifen ſollte.

Er erſchrak furchtbar, als er ſah, daß nun ſeine Hochzeit mit Amélie von Halſtenbeck Wirklichkeit werden ſollte. Eines Tages forderte das ſchlanke Geſchöpf ihn auf, Möbel auszuſuchen, und hing ſich dabei girrend in ſeinen Arm.

„Was haſt du denn, Thomas?“ fragte ſie ihn und ſchob den Kopf vor ſeinen Oberkörper.

„Verzeih“, Thomas wurde verlegen, „ich finde es ſo ſcheußlich, dieſe Hochzeitsvorbereitungen. Es iſt ſo gemein und ſo ſtimmungslos. An einem Tage, zu dem Krethi und Plethi eingeladen ſind, wird man aufeinander losgelaſſen.“

„Ja, das iſt ekelhaft“, beſtätigte Amélie. „Aber man brauchte ja auch nicht gerade . . .“ Über ihr Geſicht ging ein lüſterner Zug. Thomas verſtand ſie nicht.

„Nein, das brauchte man nicht“, lächelte Thomas, „aber wenn man darf, dann iſt die Warterei doch wohl eine überflüſſige Kaſteiung. Dazu habe ich dich doch zu lieb“, ſetzte er mit einem freundlichen Blick hinzu, zu dem er ſich mit einer ſtarken Anſtrengung zwingen mußte. Er wäre am liebſten ſtundenlang gegangen, ohne ein Wort zu ſprechen.

Und dazu die Vorſtellung, daß ſich ſeine Verlobung mit Liesbeth hier genau wiederholte. Die Leute grinſten alle ebenſo dumm wie früher, wenn ſie an das Paar herantraten und Glückwünſche vorbrachten.

„Ja, Thomas wird jetzt wohl wieder politiſch tätig werden", ſagte Amélie eines Tages zu Doktor Troſtüſſel mit einem Blick, der erklärte: „Jetzt werde ich ihn dahin bringen, wo er hingehört."

Thomas begriff das alles nicht recht. Wie viele Denker hatte er keinen Sinn und keine Auffaſſungsgabe für kurze, halb angebrochene Dialoge. Das Angedeutete war ihm nichts. Dazu war er zu gründlich. Als moderner Menſch war er zwar glücklich über ſeine Ruhe, wenn er nur zwei wichtige Sachen gleichzeitig zu erledigen hatte. Aber er erledigte eben beide bis in die letzten Faſern hinein. Impreſſionismus in der Arbeit war ihm unbekannt.

Er merkte, als er mit Amélie aus dem Möbelgeſchäft wieder auf die winterliche Straße trat, daß er an Amélies Seite wieder genau ſo einſam ging, wie er es an Liesbeths Seite getan hatte. Es kam ihm vor, als ob zwiſchen ihnen beiden eine rieſengroße Glasſcheibe errichtet ſei, eine Glasſcheibe, die zwar den anderen in ſeiner äußeren Erſcheinung erkennen, die ſie aber doch eine eigene Luft einen eigenen Dunſtkreis haben ließ. Damals, als er Liesbeth liebte, konnte er ſich niemals ihres Ausſehens erinnern. Von Amélie wußte er zu jeder

Stunde, wie ſie ausſah; nur, ob Renaiſſanceprofil oder Altersfalte ihm mehr überwiegend ſchien, lag daran, ob Thom der Zuſchauer oder Thom der Spiegel die Oberhand hatte.

Dieſe Spaltung lebte nämlich weiter, und zwar fröhlicher denn je. Sie ging in ſeine Arbeiten hinein, ſie zermürbte ſein Leben. Überall, wo er ſich auf ſich ſelbſt beſann: Spaltung, Differenzierung. Und dann kam das Schlimmſte: Nach einiger Zeit wurde er ſich dieſes Doppelſpiels mehr und mehr bewußt. Es kamen die ſchrecklichen, moraliſchen Vorwürfe, daß dieſes Leben doch ſo nicht weitergehen könnte. Aber Thomas konnte nicht die Kraft aufbringen, die nötig war, um kurzerhand Schluß zu machen. So blieb denn die Lüge vorläufig, alles aufſchiebend, mit einem kaum entzündeten Sternchen der Hoffnung.

„Ich finde, Thom — bitte, grüße, da fährt Senator Neßler vorbei! Er ſieht doch famos aus! — ich finde, Thom, du könnteſt anſtatt der langweiligen Broſchüren über das neue Wahlrecht einmal ein ſehr feines Buch über die Hamburger Kultur ſchreiben", ſagte Amélie, während ſie ihre Boa über die Schulter warf.

„Hm, Verſuch am untauglichen Objekt. Vielleicht auch mit untauglichen Mitteln."

„Was heißt das?"

„Das iſt ein Begriff des Strafrechtes, mein Kind. Wenn du eine Henne mit beſonderen Kör-

nern ſütterſt, damit ſie Goldſtücke legt, dann wirſt du von den deutſchen Gerichten wegen Verſuchs der Falſchmünzerei zu beſtrafen ſein.“

„Thomas, Schwatzkopf!“

„Nein, nein, das iſt der Fall. Laß es dir von einem Juriſten beſtätigen. Aber ich wollte damit ſagen, daß es erſtens in Hamburg zu wenig Kultur gibt, und ich zweitens nicht der geeignete Mann dafür ſein dürfte, um die geringen Reſte aufzuſuchen.“

„Doch, Thom“, ſchmeichelte Amélie, „du mußt ſuchen. Denk' an die Kunſthalle, an unſere Privatſammlungen . . . Nein, nein. Du widmeſt mir das Buch dann zur Hochzeit. Denk' dir, wie ſchön das ſein würde.“

Die Abſicht Amélies, durch eine ſolche Publikation Thomas in den Augen der „guten Geſellſchaft“ vollſtändig zu rehabilitieren, blieb ihm verſchloſſen. Er fühlte einen plötzlichen Selbſtvorwurf, als er ſich ſagte, daß Amélie doch ein ſtarkes Intereſſe für ſein geiſtiges Leben hätte, und deshalb verſprach er ihr aus einem Gefühl von Reue heraus, dieſes Buch zu ſchreiben und ihr zur Hochzeit zu widmen, trotzdem er zu dem Thema nicht allzuviel Vertrauen hatte.

„Ich danke dir, Thomas, das vergeſſe ich dir nicht.“ Ihre Blicke ſenkten ſich ſo frech und unzüchtig in die ſeinen, daß Thomas erſchrak. Aber

ſofort, als ſie dieſen Schrecken merkte, änderte ſie ihren Geſichtsausdruck, und Thomas, der glaubte, ſich getäuſcht zu haben, gab ſich noch mehr Mühe, um ſeine Ungerechtigkeit wieder gutzumachen.

Er führte Amélie an den Alſterdampfer, winkte ihr freundlich zu und ging dann über den Alſterdamm auf die Ferdinandſtraße zu, um Sembrowski aufzuſuchen. Als er in die Ferdinandſtraße einbog, wurde ihm ein Zettel in die Hand gedrückt: „Heute abend acht Uhr präziſe in Dröves Salon: Tagesordnung: Der Wahlrechtsraub. Referent: Doktor Rudolf Cohn, M. d. B.“ Es mußte entſetzlich für einen gebildeten Menſchen ſein, jeden Abend, wie Doktor Cohn, dasſelbe Lied zu ſingen, mit demſelben Pathos dieſelben Plattheiten vorzutragen . . .

Entſetzlich.

Und wieviele beneiden Doktor Cohn um ſeine Stellung! „M. d. B.“

. . . Eine Reihe ſeiner Münchener Freunde hatte die Beſchäftigung mit der Politik ruhig abgelehnt. Und zwar mit ſo überaus ſtichhaltigen Gründen, denen Thomas immer nur ein: „Aber es iſt doch notwendig“, entgegenſetzen konnte. „Wir, die wir eine Abneigung gegen Kuhhandel und banale Mittel haben, ſind in der Politik beſtimmt nicht nötig. Und in die hohen Stellen, die unſerer würdig wären, kommen wir nicht. Wir hatten die Augen offen und wählen.“ So hatte einmal ein

junger Arzt geantwortet, und das war die Anſicht vieler ſeiner Altersgenoſſen. Dem jungen Arbeiter war die Beſchäftigung mit der Politik die geiſtige Arbeit, dem jungen Gebildeten war ſie eine Herabſteigen aus den reinen Höhen des Denkens in die Sümpfe der Phraſe.

An das mußte Thomas alles denken, als er an die Tür des Sembrowskiſchen Ateliers klopfte. Als er auf den Ruf des Bildhauers in den Raum trat, erſtaunte er über das Erſtaunen, das ſein Erſcheinen auslöſte. Rudolf und Edith Cohn ſchwiegen. Sembrowski ging ſogar an ſeinen Modellierтiſch und machte ſich mit der Drehſcheibe zu ſchaffen.

Es war, als ob eine plötzliche Zugluft im Raume wäre . . . Was war hier vorgefallen?

Endlich ſprach Rudolf Cohn.

„Sie wollten ſich wohl ſelbſt unſere Glückwünſche zu Ihrer Verlobung abholen?“ Thomas hatte auf der Zunge zu erwidern, daß Edith ihm ja geſchrieben habe. Als er ſie aber angeſehen und den Ausdruck ihrer Augen begriffen hatte, ſchwieg er. Ihre Handlung wäre hier in einem falſchen, für ſie peinlichen Lichte erſchienen.

Er hörte den Spott aus Doktor Cohns Rede; er ahnte aber nichts von Doktor Cohns Feindſchaft gegen Amélie, die ihm die Schweſter zerbrochen und innerlich entfremdet hatte. Er ſah in jeder Bewegung Sembrowskis, der auf die Drehſcheibe glotzte,

Spott und Verachtung, als ob der Bildhauer ſagen wollte: ‚Na, mit dieſer Kreatur mußten Sie ſich wohl auch liieren?‘ Dann hob er den Kopf und rief: „Sie wird der Brunnen intereſſieren, den ich für Ihren Herrn Schwiegervater gemacht habe. Er kann ſich freuen. Ich liefere ihn in den nächſten Tagen ab. Im Sommer wird er aufgemauert und in Gang gebracht. Sie werden ſich auch freuen.“

„So, das hoffe ich.“

„Ja, intellectus arbiter elegantiarum, das iſt etwas für Sie“, nickte Doktor Cohn und kratzte ſich den Bart.

„Ich danke Ihnen für die liebenswürdige Benennung.“ Thomas fühlte ſich unſicher. Er glaubte auf einem ſchwankenden Brett über eine Schlucht zu gehen.

„Kein Grund, ſie paßte eigentlich beſſer auf mich. Und ich hätte ein Jahr meines Lebens darum gegeben, wenn ein Bürgerſchaftsmitglied mich ſo genannt hätte. Aber die . . . na! Da mir nun dieſes Bonmot auf der Zunge brennt und ich es loswerden muß, habe i ch in dieſer Seelennot lieber S i e damit beglückt, als daß es verloren geht.“

Sehr freundlich, dachte Thomas, konnte aber kein Wort mehr über die Lippen bringen. Hier richteten ſich zehntauſend Pfeile und Nadeln gegen ihn. Und er ſtand da wie ein kleiner, hilfloſer Junge mit gro-

ßen verlegenen Augen, der nicht weiß, wo er seine Hände lassen soll.

„Ich glaube nicht, daß in meiner Wissenschaft der Schwerpunkt auf dem Eleganten liegt", würgte er nach einiger Zeit. „Ich habe doch tiefe, ethische Probleme behandelt, ich habe gerungen . . ." Thomas hätte mit den Füßen auf dem Boden trampeln mögen und schreien: „Ich habe gerungen!" — Wie ein kleiner Junge.

„Dichten Sie?" erkundigte sich Rudolf Cohn mit einer verbindlichen Seitenneigung des Kopfes.

„— — — — —?"

„Ob Sie dichten?"

„Aber was hat das hier zu tun?"

„Na ja. Ich verstehe, daß Sie ungern antworten. Dichtungen sind uneheliche Kinder. Der Kavalier hat welche, aber er spricht nicht davon. Ich glaube, ich zitiere übrigens. Es kann aber auch von mir selbst sein. Jedenfalls ist es nicht von Wilde. Alle Wildeschen Paradoxe kenne ich auswendig, um sie zu vermeiden."

Nun war es mit Thomas' Ruhe vorbei. Er zischte auf. „Herr Doktor Cohn, Sie haben kein Recht, mich zu verspotten. Ich mag vielleicht nicht meine Ideen mit ungeheurem Danteschen Opfermut vertreten haben. Ich mag mich, durch gesellschaftliche Stellung, eine übertriebene, kindliche Liebe zu meiner Familie verleitet, nicht in jener großen, verzweifel-

ten Hingabe befunden haben, die notwendig ist, um ganz Großes zu leisten. Aber ich habe gekämpft. Und ich werde weiter kämpfen. Auch die Hingabe an die Idee muß gelernt werden. Auch da entwickeln sich die Dinge vom Scherz, im Anfang, bis zur gewaltigen Lebensliebe. Ich kokettierte als Student mit der Menschlichkeit und kam erst allmählich darauf, daß meine Ziele schärfer umrissene, realere sein müßten, nämlich die, Hamburg, der Heimat, der Stadt, der ich durch Herkunft und Neigung angehöre, neue Ideen zuzuführen. Vielleicht stehen meine lokalen Ideen Ihren internationalen ferner, als ich zunächst glauben konnte. Aber Sie, gerade Sie sollten gerecht genug sein, auch die meinen ernst zu nehmen."

Der Anwalt sah den jungen Mann lange an. Er bemühte sich, sachlich zu sein, und als ob er Zeit gewinnen wollte, entgegnete er zunächst etwas Nebensächliches.

„Sie sprachen von der Heimat, Herr Doktor Dingstäde. Gibt es denn das noch? Mit jenem köstlichen Anhauch der griechischen Polis? Was ist in der Zeit der Eisenverkehrsmittel eigentlich noch die Heimat? Sie wird langsam zu den Antiquitäten geschoben. Hamburg, die Heimat? Es ist der Ort, wo viele Leute Geld verdienen. Wenn sie aber im Jahre Zehntausend in London mehr machen können, dann gehen die Hamburger nach London. Vielleicht

nehmen sie dorthin ihre Hamburgensiensammlung mit. Und das ist doch e i n Trost!"

Diese Worte waren ein Zwischenspiel. Thomas erkannte das, und um es abzukürzen, fuhr er fort: „Ich weiß, Herr Doktor Cohn, Sie verargen mir meine Verlobung."

„Ich denke nicht daran. Es geht mich doch gar nichts an."

„Bitte: Sie sagen sich im Innern, daß sich in dieser Verlobung eine Gesinnung dokumentiere, die doch auf Sympathie für Kliquenwesen und Nepotismus hindeute."

„Ich sage, Herr Doktor Dingstäde, daß Art nicht von Art läßt; daß Sie ein sehr anständiger Charakter, ein wertvoller Kerl sind. Aber daß Sie mit dem Volk nichts zu tun haben können. Eben die Verlobung mit Fräulein von Halstenbeck, die Ihren Veranlagungen und Ihrem Temperament nach gar nicht für Sie paßt, beweist mir bei aller Hochachtung vor der Dame, daß für Sie der innerliche Zusammenhang mit den Herrschenden ein ungeheuer starker ist. Sie können nicht aus Ihrer Kaste heraus. Alle Versuche, die Sie mit dem Volke — aus reinem Idealismus natürlich — angestellt haben und noch anstellen, müssen fehlschlagen. Denn die Retorten, in der Sie Ihre sozial-chemischen Versuche vornehmen, haben noch einen so starken Bodensatz, daß ein reiner Erfolg gar nicht zustande kommen kann.

Selbſt ich, Rudolf Cohn, M. d. B., einer der kälteſten und klügſten unter Hamburgs Sozialiſten, ließ mich von Ihrem guten Willen rühren und glaubte an die Möglichkeit. Das iſt ein Beweis, mit welcher Herzenswärme und Hingabe Sie in dieſer Sache gearbeitet haben. Aber es geht nicht. Die Kritik, die der Gewerkſchaftsſekretär über Ihre Broſchüre ſchrieb, war dumm, gemein und infam. Aber im tiefſten Grunde hatte der Kerl recht."

Die nach ſolchen Reden übliche Pauſe entſtand. Thomas kam ſich recht töricht vor; er hatte dann aber die Empfindung, als ob ſich ſein Haupt entwölkte und er daſtand wie ein einſamer Eisberg. ‚Wir haben alle eine prachtvolle Ehrlichkeit', dachte Rudolf Cohn. ‚Es iſt faſt wie aus einem Roman der Gartenlaube. Nun fehlt nur noch Ediths Gemütsbewegung und Sembrowskis Männerfauſt. Aha, da geht es ſchon los.'

Edith hatte Thomas während der Unterhaltung angeſtarrt, wie es bei ihr Gewohnheit und Poſe verlangten. Nun bekam ſie langſam Mitleid mit dem armen Thomas Dingſtäde, deſſen Leben in ſchöner Folgerichtigkeit zuſammenbrach. Das, was neulich bei ihr für ihn erwacht war, ſchien wieder lebendig werden zu wollen. Er war einſam und traurig. Sie wollte ihm anfangs nur etwas Gutes ſagen. Aber es kam dann doch etwas anders.

Unter der Sonnenanbeterin Sembrowskis, als

höchſtes Symbol ſeiner Kunſt, ſchien ſie ſich von jener unglücklichen ſekundären Weltauffaſſung, gegen die ſie ſchon während des Beſuches bei Thomas Sturm gelaufen war, loslöſen zu wollen. Noch beobachtete ſie, daß eine große Erregung über ſie kam. Bald war ihr Empfinden abſolut in dieſe Erregung getaucht; und ſie war in jenem Zuſtand urſprünglicher Gefühlstiefe.

Sie bat Doktor Thomas Dingſtäde beiſeite, daß die beiden anderen ſie nicht ſehen konnten.

Nun war ſie ein ganz gewöhnliches, kleines Mädel mit ſchwarzen Augen und dunklen Haaren. Sie ſprach halblaut, ganz ſchlicht, einfach und rührend, ohne Theater, ohne Poſe.

Wie Mercedes Cleſert.

Sie war Frau. Der Unterſchied der Raſſen, von dem ſo oft geredet wurde, Unmöglichkeit des Verſtehens zwiſchen Germanen und Semiten und Romanen und ſonſt irgendwem war vergeſſen. Die Sprache tiefſter Empfindung kannte keine Trennung mehr zwiſchen Grindel und Harveſtehude.

„Herr Doktor Dingſtäde", ſagte ſie, „ich möchte doch noch einmal zu Ihnen ſprechen, ganz ruhig und ernſt, nur mit der tiefen, heißen Bitte: Laſſen Sie das alles hinter ſich. Retten Sie ſich aus dieſem Elend. Sie können es. Hier werden Sie zermahlen. Wir werden in wenigen Tagen ſchwere Dinge erleben. Ich glaube, es kommt zu einer Revolution.

Wie dem auch ſei: Sie gehören nicht hierher. Denn, welche Partei auch obſiegt, ob die bürgerliche oder die ſozialiſtiſche, keine iſt für Sie, und Sie ſind für keine. Die Zeiten, in der Geiſter wie Sie in der Politik tätig mitwirken konnten, ſind vorbei oder ſie ſind noch nicht da. Sie ſprachen von Ideen. Unſere Zeit hat keine Ideale. Es dreht ſich ja alles nur um Geld; nur um Gemeinheiten. Auch Politik iſt Induſtrie geworden. Wenn wir uns überhaupt noch aus dem geiſtigen Elend retten wollen, das ſchlimmer iſt als das wirtſchaftliche, dann müſſen wir mit den wenigen geiſtigen Führern, die uns noch aus dem Sumpfe bringen können, ſparſam umgehen. Wir werden Sie ſpäter brauchen. Aber jetzt ſind Sie überflüſſig, ja, ſchädlich. Ich bitte Sie noch einmal: Gehen Sie weg. Sie dürfen ſich Ihre Zukunftsaufgabe nicht erſchweren, indem Sie ſich mit einer der Parteien identifizieren."

„Wäre das nicht Fahnenflucht, Fräulein Cohn?"

Edith ſchlug die Hände vor die Stirn. „Nein, dieſer Wahnſinn! Dieſe kindliche Männereitelkeit. Was gewinnen Sie? Totſchlagen wird man Sie vermutlich nicht. Vielleicht verächtlich machen. Aber Sie liegen nach der Revolution beſtimmt als Mitglied irgendeiner Partei feſt. Moraliſch oder ſonſtwie! — Das darf aber nicht ſein. Sie müſſen Bewegungsfreiheit behalten. Gehen Sie, gehen Sie."

Thomas ſchüttelte den Kopf. „Ich bleibe."

„Dann ist Ihnen nicht zu helfen.“

In diesem Augenblick ging durch Edith wieder eine Veränderung; sie wurde wieder die alte; sie sank zurück in jenen merkwürdigen Zustand seelischen Doppellebens. Der lichte Zwischenraum, das „lucidum intervallum“, wie die Ärzte sagen, war vorüber.

‚Er ist doch nicht zum Führer ausersehen‘, dachte sie nur noch. ‚Ein Berufener würde die Zeichen der Stunde besser herausfühlen.‘ Auf den Gedanken, daß sie die Zeichen falsch deuten könnte, kam sie gar nicht. Für sie stand die große Revolution vor der Tür. Die Revolution würde die große Änderung sein. Weiter nichts.

Thomas begriff ihre Gedankengänge nicht.

„Ich will hier am Orte bleiben, versuchen, ethisch und moralisch auf die Menschen in meiner Umgebung einzuwirken . . . ich habe ja viele Beziehungen . . . und ich könnte ja auch doch einmal in den Senat kommen . . .“

‚Wie merkwürdig würde das sein‘, überlegte Edith und sah auf ihre Lackschuhe, ‚wenn ich, die Schwester Rudolf Cohns, mit einem Senator über den Jungfernstieg ginge. Wenn die Menschen sich alle nach uns umwenden würden. Merkwürdig.‘

„. . . Ja, Sie könnten ja einmal in den Senat kommen . . .“

Inzwischen hatte Doktor Cohn mit Sembrowski

halblaut gesprochen, weil ihm sein Schweigen peinlich wurde. Thomas trat auf die beiden Männer zu und gab ihnen die Hand. Sembrowski reichte mit ein paar unklaren Worten sein Handgelenk, da die Hand selbst mit Ton beschmiert war. Rudolf Cohn sagte freundlich: „Leben Sie wohl."

Als Thomas seinen Hut nahm, durchzuckte es Edith noch einmal. Sie wollte sich auf ihn stürzen und sagen: „Geh weg, weit weg, setz' dich in ein Abruzzennest oder in die Heide oder sonst wohin und warte auf deine Zeit. Die kommt auch. Warte. Das ist deine Pflicht, du. Halte dich kalt und fern, daß du unbeschmutzt bleibst, bis daß deine Zeit da ist."

Aber das tat sie nicht.

Sie sah, daß Thomas einen merkwürdigen amerikanischen Mantel trug. Sie dachte an Mister Webbs, der auch einen solchen Mantel trug; Mister Webbs hatte ein Gesicht wie alle Amerikaner; sie sehen aus, als ob sie einen Hamlet oder Faust schreiben könnten. Und wenn man ihre Lebensumstände näher kennen lernt, handeln sie mit Schweinefett.

Thomas gab Edith die Hand, sah ihr fest in die Augen, überließ den Zurückbleibenden seinen Charakter und ging.

Im Atelier war es still. Rudolf Cohn steckte sich eine Zigarre an; eine große, schwere Zigarre, die er langsam zerkaute. Sembrowski knetete eine

Statuette und Edith ſaß ruhig unter der Sonnenanbeterin. Der Traum war verflogen. Sie durchdachte die Stellung einer Amazone, die ſeitwärts auf einem Sockel ſtand.

Rudolf Cohn brummte ein paar Worte. Dann fragte er: „Sagt denn niemand etwas?“ Und als die beiden ſchwiegen, meinte er nach einigen Minuten halblaut: „Er hat ſich wieder einmal beſſer betragen, als es bei ſeiner guten Erziehung anzunehmen war.“

Auch gegen dieſen Satz machten Sembrowski und Edith keinerlei Oppoſition.

„Komiſcher Kerl“, ſagte Rudolf Cohn und ging in die Wahlverſammlung.

15.

Am 12. Januar 1906 äußerte ſich Delbrück in einer Hamburger linksliberalen Zeitung, daß man ſchon im Intereſſe der Hamburger Bildung gegen eine Wahlreform ſein müſſe, die auf Grund eines Ausſchußberichtes verfaßt ſei, der auf Schritt und Tritt die gewöhnlichſten Kenntniſſe auf dem Gebiet der ſtaatsrechtlichen Theorien, der Geſchichte und der Politik vermiſſen laſſe.

„Siehſt du", lächelte Amélie ihrem Verlobten zu, „der ſpricht auch von Hamburger Bildung. Du mußt die in deiner Arbeit ſtark betonen."

„Wo ſoll ich denn die ſuchen, wenn nicht in der Bürgerſchaft?"

„Im Senat, mein Herz, und in den Senatsfamilien."

Dagegen konnte Thomas um ſo weniger ſagen, als Doctor juris utriusque William von Halſtenbeck in dieſem Augenblick den großen Salon des Halſtenbeckſchen Hauſes betrat, in dem das junge Paar auf die Gratulanten wartete. Der Salon war weinrot mit Nußbaum, ſehr hübſch, konventionell-kultiviert. Amélie hatte ihn ausgeſucht. Der Senator gab ſeinem Schwiegerſohn die Hand

und ſprach gehaltvoll und mit apoplektiſcher Würde. Und er ſprach von der Familie, als der Zelle des Staates (in die man eingeſperrt iſt, dachte Thomas im Geiſte von Rudolf Cohn), und von ſeiner Freude über die Verbindung der Familien Dingſtäde und Halſtenbeck. Der Senator trug einen tadelloſen Frack und ſeine Halsbinde ſaß wie aus Marmor gemeißelt.

Der Diener meldete Senator Dingſtäde. Der Portweinſenator trat ein wenig erregt in den ſchönen Raum, gab Halſtenbeck mit einer gewiſſen haſtigen Feierlichkeit die Hand und zog ihn dann in eine Ecke, wo er ſich über die Publikation Delbrücks kritiſch ausließ. „Ich verſtehe ſolche Menſchen einfach nicht. Das iſt eben auch einer von der Bande, von der Thomas gottlob mehr und mehr abgerückt. Vom Leben haben ſie einfach keine Ahnung. Sie ſitzen vor ihrem Schreibtiſch und begreifen unſere wirtſchaftlichen Kämpfe nicht."

„Nein", entgegnete William von Halſtenbeck und zog das Kinn ſcharf ein, daß das roſige Doppelkinn über den oberen Rand des Kragens fiel. Er fühlte ſich durch Dingſtädes aggreſſive Herzlichkeit geehrt, da der Portweinſenator gewöhnlich ſowohl die Abnehmer, wie auch die Kollegen im Senat an ſich herankommen ließ. Die alte Kaufmannsweisheit.

„Und da dieſe Leute von der Feder unglücklicherweiſe Einfluß haben, ſo verkünden ſie im

Reich, daß dieſe Reform ein Akt der Unbildung ſei."

„Na ja, und . . ." Der Präſes der Finanzdeputation rollte mit Kugelaugen.

„Das iſt ſehr peinlich."

„Schädigt es unſeren Kredit?" fragte der Finanzſenator.

„I wo", ſagte der Portweinſenator abweſend, „Unbildung hat noch nie den Kredit geſchädigt."

„Na, alſo."

Da lachte William von Halſtenbeck ſehr vergnügt, als ob er einen guten Witz gemacht hätte. Senator Dingſtäde aber ſah ſtill vor ſich hin, bis die beiden an das junge Paar herantraten, das inzwiſchen den Kampf mit den erſten Gratulanten aufgenommen hatte.

„Konſul Kaack und Frau", meldete der Diener.

Der Konſul war ein beſtimmter Hamburger Kaufmannstyp, unglücklich verheiratet mit einer äußerlich kühlen, innerlich vor Leidenſchaft vergehenden Blondine, hatte einen Hund, den er ſehr liebte, und roch ſich im Sommer mit einer Importe im Munde an den Roſen ſeines Gartens entlang.

„Mein lieber Herr Doktor, wir haben uns ja ſo ſehr gefreut . . . ja . . ."

Der Konſul hatte gelbe Glacés an. Das war das Weſentliche an ihm.

„Wann heiraten Sie?" fragte Frau Konſul Kaack.

„Im Mai, denken wir."

„Ja ja, im Mai . . .", nickte Konſul Kaack und ſtreichelte die Glacés.

Amélie zog ihr Backfiſchgeſicht. „Wir ſahen uns wohl zum letzten Male im Schauſpielhaus, Herr Konſul, als die Meßtyozci die Jungfrau ſpielte? Sie war eine begeiſternde Jungfrau." Frau Konſul Kaack wuchs in die Höhe. Ihre Stirn wurde gletſcherhaft; die Falten um die Mundwinkel waren Gletſcherſpalten. Sie wollte etwas ſagen. Etwas Furchtbares. Aber in der Geſellſchaft iſt deshalb ſo viel möglich, weil die Ereigniſſe ſich ſo ſchnell überholen. Und in den Anfang ihres Satzes hinein meldete der Halſtenbeckſche Diener Herrn Friedrich Reimers.

Der alte Herr war gerührt und rührte ſelbſt. Schon deshalb, weil er noch einen Chapeau claque trug. Er ſtreichelte Amélie die Hände, klapperte ein wenig mit den Knien und Unterkiefer und fragte:

„Wann heiraten Sie denn?"

„Im Mai, denken wir."

„So ſo, im Mai . . ."

„Herr Doktor Oldekop und Frau!"

Rechtsanwalt Oldekop, in Firma Dres. Oldekop, Schrader, Tweſten, Schröder, Middelman und Doktor Karl Oldekop. Dieſer Doktor Oldekop war aber der erſte, nicht etwa der Juniorpartner. Als Amélie Herrn Friedrich Reimers an ihre

Mutter weitergegeben hatte, die im Weinroten, das zum Salon paßte, durch eine Schiebetür eingetreten war, begrüßte Doktor Oldekop das Paar. Frau Doktor Oldekop sah noch voll Neugier die Tränen in Reimers' Augen. „Er weint doch immer bei Verlobungen", sagte sie halblaut zu ihrem Manne und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Liebes Kind", belehrte sie ihr Mann, „wenn jemand so oft lachender Erbe war wie Reimers, dann kann er ruhig bei Verlobungen traurig sein."

Amélie, Thomas und Christine Oldekop lachten höflich.

„Wann heiraten Sie denn?"

„Im Mai, denken wir."

„Sieh da, im Mai . . ."

„Sie sind sich doch schon längere Zeit einig?" Frau Doktor Oldekop wollte, als sie das Wort gesagt hatte, tausend Mark für einen Verein geben, wenn es nicht gehört sei. Aber Amélie hatte eine Antwort auf der Zunge. Gottlob kam aber wieder eine neue gesellschaftliche Sturzwoge. Und diesmal war es eine große, die alles Vorhergehende wegschwemmte und Frau Doktor Oldekop ihres Zahlungsversprechens enthob.

„Herr Senator Doktor Neßler und Frau."

Durch den weinroten Salon schoß etwas wie Feierlichkeit. Senator Neßler war sehr hager, mit einem gelben Adlerkopf, einer großen Nase und klugen, nervösen Augen. Er sah ein bißchen nach

Don Quichote aus, ſehr repräſentativ, bei Feſtlichkeiten und Empfängen der Clou. „Der ewige Neßler", hatte der Kaiſer einmal von ihm geſagt, als man ihn zum Empfang wieder in die Breſche geſchoben hatte. Frau Senator Neßler war ſehr ſchlank, hatte ein ſcharfgezogenes Geſicht mit ſchneeweißen Haaren und erinnerte flüchtig an Friedrich den Großen. Das Paar begrüßte zunächſt das Ehepaar Halſtenbeck, das ihm bis an die Tür entgegengekommen war, mit ſehr viel Würde und Haltung; dann traten Neßlers an das Brautpaar heran, das von ſeinem Platze einige Schritte entgegenkam, und ſagten ihm ein paar freundliche Worte.

„Wann heiraten Sie denn?"

„Im Mai, wahrſcheinlich."

„Im Mai, im Mai! Sehr hübſch."

Amélie war entzückend. Frau Senator Neßler hatte leider zuviel Menſchenkenntnis, als daß ſie ihr glaubte, und ſo meinte ſie denn ſpäter, als ſie mit ihrem Manne zurückfuhr: „Der arme Dingſtäde iſt furchtbar hereingefallen."

„Glaubſt du?" Neßler ſprach halbintereſſiert und ſah hinaus auf die vereiſte Alſter. Von Zeit zu Zeit, wenn niemand vorbeiging, hauchte er das Fenſter wieder frei. Er dachte an die Wahlrechtsänderung und die bevorſtehenden Verhandlungen in der Bürgerſchaft.

„Beſtimmt", antwortete ſie.

„Na, wir werden ſehen. Ich halte von dem

jungen Dingſtäde viel. Trotz ſeiner Bockſprünge. Er iſt noch mehr als der Alte, den ich trotz geteilter Anſichten von den Kollegen am meiſten ſchätze."

„Die Halſtenbeck drückt den Jungen tot."

„Abwarten, noch hat ſie ihn nicht."

Die Cour bei Halſtenbecks dauerte drei Stunden. Drei Stunden Fragen, Nicken, Reden, Lachen. Nur Nichtigkeiten. Thomas fluchte in ſich hinein. Am Ende dieſer Zeit war Henry F. O'Sun unter dem letzten Anſturm von Beſuchern in den roten Salon getreten. Er hatte konventionell gegrinſt und einen frech-vertrauten Blick auf Amélie geworfen. Nach ſeiner Anſicht waren Frauen dazu da, um den Männern die Grenze zu zeigen, die dieſe zu überſchreiten hatten. ‚Eine blendende Figur hat ſie', dachte er. Die Schlammfalte lag im ſpitzen Winkel, die Goldplombe blinkte.

„Na, herzlichen Glückwunſch. Habt ihr denn gezählt, wie oft man euch gefragt hat: Wann heiraten Sie? Wie lange ſind Sie ſchon verlobt? Sind Sie geimpft? Vorbeſtraft? Wieviel Einkommenſteuer bezahlen Sie? So ein Familienfeſt iſt nur eine Ausfragegelegenheit für die neugierigen Mitmenſchen."

Amélie lachte. Aber Thomas war müde geworden. Sein Geſicht war durch das pflichtgemäße Lachen wie gekrampft. Er nickte nur. Er wollte gehen. Es käme jetzt wohl keiner mehr.

Amélie tat ein wenig betrübt. Sie war gleich

frisch, wie am Anfang der Strapaze, streichelte ihrem Verlobten den Kopf und sagte schließlich: „Na, dann geh' und leg' dich!" Gleichzeitig strahlte sie Henry F. an und bat ihn, zum Tee zu bleiben. Henry F. zeigte die Goldplombe und erklärte, daß er sehr gern bleiben würde. ‚Die gewöhnlichen gesellschaftlichen Erklärungen können unzüchtiger sein als die Rede einer Dirne', hatte Rudolf Cohn einmal in einem Vortrag über Sozialethik gesagt.

Der Diener meldete als verspäteten Gast Tante Friederike. Im Schwarzseidenen.

Amélie war enttäuscht. „Wir wollen sie noch rasch abmachen", flüsterte sie Thomas zu und began, als die alte Dame auf Mercedes Clefert gestützt in den Saal trat: „Wir haben uns sehr lieb, wir sind uns noch nicht lange einig; wir gedenken im Mai zu heiraten; ja, ja, im Mai." Dann guckte sie der alten Dame ruhig ins Gesicht.

Tante Friederike war etwas perplex und ihre Augen suchten hilfeflehend die von Mercedes Clefert. Amélie strahlte Henry F. an, als ob sie fragen wollte: „Nicht wahr, das habe ich famos gemacht?" Thomas suchte die Taktlosigkeiten Amélies wieder gutzumachen und äußerte der Tante gegenüber, Amélie sei nun einmal ein lustiges kleines Ding, und da alle Leute sie so gefragt hätten, so mache sie sich den Scherz und beantworte die Fragen von vornherein.

Frau Konsul Dingstäde musterte ihren Neffen

ein wenig von unten, daß die Pailetten auf ihrem Kapottehut an zu tanzen begannen. „Wenn ſie man bloß luſtig iſt, Thomas, dann iſt ja alles gut."

Aber das Gör iſt frech, dachte ſie für ſich. Töf, mein Deern, da kommſt du bei mir an die Rechte. Mich hier ärgern und dann über den Deich gehen! Nee, mein Deern!

So ſetzte ſie ſich denn ruhig und gelaſſen in das rotſeidene Sofa, ganz Würde, ganz Groſſiſtenwitwe, und begann langſam zu inquirieren.

— Ob die Ausſteuer ſchon genäht ſei . . .

— Das käme alles vom Geſchäft . . .

— So . . . Das ſei auch ſo eine neue Mode . . . Ob Amélie ihrem Verlobten etwas geſtickt hätte . . .

— Nein, aber ſie hätte ihm ein Rakett geſchenkt; er ſolle Tennis ſpielen, er ſitze zuviel . . .

— Das ſei ja alles ſehr ſchön, aber man könne alt werden, ohne Tennis zu ſpielen.

— Ja, aber auch ohne zu ſticken.

Frau Konſul Dingſtäde, geborene Reimers, kochte. Töf, mein Deern, töf, töf! Inzwiſchen verſuchte Thomas wieder abzuebben, aber Tante Friederike beſchloß, zunächſt einmal die Situation zu halten. So ſagte ſie denn zu Amélie mit einer boshaften Freundlichkeit: „Nicht wahr, meine kleine Deern, ich kann wohl mit Ihnen eine Taſſe Tee trinken? Thomas, du ſagſt eben mal deiner lieben

Schwiegermutter Beſcheid. Ich möchte doch auch mal mit ihr klöhnen."

Nun erinnerte Henry F. ſich auf einmal einer dringenden Beſprechung im Unionklub. Er müſſe mit Konſul James das Menu beraten. Für ein Herrendiner. Hier hat es ja doch keinen Zweck mehr, dachte er.

„Im Unionklub gab es früher immer ſo gute Beefſteaks mit Zwiebeln. So große Zwiebeln und ſo kleine runde Kartoffeln. Gibt's die noch?" erkundigte ſich Tante Friederike. Sie ſchob den Vogelkopf mit der roten Perücke Henry F. entgegen. Beinahe befehlend.

Schlammfalte und Goldplombe.

„Das gibt es nicht bei uns."

„Na, dann erzählen Sie mal 'n büſchen, was es gibt. So was intereſſiert eine alte Hamburgerin denn doch." Amélie zitterte, aber ſie wagte nichts zu ſagen, weil Thomas mit der Erklärung zurückkam, daß die Schwiegermutter ſich ganz beſonders freuen würde. Er kämpfte noch mit einer unüberwindlichen Müdigkeit und ſank in einen roten Seſſel.

Inzwiſchen hatte Henry F. aus ſeiner Bruſttaſche eine Speiſefolge hervorgeholt; etwas blaſiert, gelangweilt, als ob es eine Gnade ſei, wenn er dieſe Perlen ſeines Geiſtes vortrüge.

Melancholiſch, mit einer ſchön geſpielten Müdigkeit der Nerven — ‚Semilaſſo' nannte Fürſt Pückler

das in einer entzückenden Ironie — klappte er die Karte auf.

„Da is ja 'ne Krone auf", rief Madame Dingstäde, ohne den geringsten Sinn für Henrys Vornehmheit.

„Es ist ein Menu von der Tafel des Erbprinzen; das nehmen wir als Muster."

„Gott, was soll das? Es hat doch immer eine besondere Hamburger Küche gegeben."

„Gegeben, ja", lächelte Thomas. „Aber geblieben ist nur Papas Aalsuppe. Du weißt, Aalsuppe essen heißt Tradition erhalten."

Inzwischen war Mercedes Clefert, die an der großen Glastür gestanden hatte, an Frau Konsul Dingstäde herangetreten und hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert. Tante Friederike aber winkte ab und sagte nur: „Nu lesen Sie mal vor."

Henry F. atmete ein wenig und begann langsam und ausdrucksvoll:

„Menu. — Hare Soup — Homards à la Newburg — Selle de Mouton à la Bretonne — Mousse de Pintades — Canetons de Rouen à la Rouennaise, Salade mâche . . . Hier dachte ich, da wir vorher mousse de Pintades hatten, lieber etwas anderes einzuschieben. Über diesen Punkt streite ich mich seit einiger Zeit mit Konsul James. Er telephonierte aber heute, daß gestern beim Großherzog von Mecklenburg auch auf eine mousse de Pintades ein Geflügel gefolgt sei . . ."

„Das geht auch sehr gut", stimmte Amélie bei. „Wir haben neulich bei Trostüffels . . ."

In diesem Augenblick fiel ihr Auge auf Tante Friederike. Freiligraths Verehrerin war dunkelrot geworden. Sie hob sich ein wenig in die Höhe und sagte: „Jetzt muß ich aber was sagen, sonst ersticke ich. Herr O'Sun, Sie sollten sich was schämen in Ihrem Klub. Hamburger wollen Sie sein? Zirkusclowns sind Sie! In Hamburg ißt man Krebssuppe und ein Beefsteak. Es ist immer so gewesen. Jawohl."

„Frau Konsul . . ." Henry F. verlor die Fassung.

Aber die alte Dame fuhr heftig fort: „Nein, nicht dran gedacht hat früher jemand an so'n Kram. Früher, die Leute, das waren noch Bürger. Ihr seid ja man bloß Städter. Jawohl. Nix verstehen kann man von so'n Zeug . . . Da kann ich mich über . . . is ja unerhört . . . unerhört!"

Der Mund mit der Goldplombe zog sich ganz lang. Die spachtelförmigen Hände falteten die Speisefolge sorgfältig wieder zusammen. Henry zuckte ganz, ganz leise die Achseln, eigentlich nur so, daß es Amélie sehen konnte.

Die hatte sich indessen eins vorgenommen. Sie wollte Thomas bei nächster Gelegenheit die Kabinettsfrage stellen: Wenn sie zu dieser Person ins Haus mußte, oder wenn sie die bei sich sehen sollte, dann verzichtete sie lieber auf die ganze Verlobung.

Amélie war um ſo feſter zu dieſem Schritte entſchloſſen, als Henry F. ihr immer wieder lange und freundliche Blicke zuwarf, die ſie nicht unerwidert ließ.

„Ich muß gehen, ich habe auch noch eine Fraktionsſitzung wegen der Wahlgeſchichte“, erklärte Henry, nahm die Hacken zuſammen und verbeugte ſich, während er die Stellung der Füße und Knie nicht veränderte, nach allen Seiten, wie ein Offizier. Amélie lächelte er zu, nickte rechts, nickte links und ging. Er glaubte einen Hauch von Unwiderſtehlichkeit zurückzulaſſen.

„Affe!“ ſagte Tante Friederike hinter ihm her. „In der Bürgerſchaft ſitzt er. Na, wenn das früher . . .“

„Ich finde ihn ſehr liebenswürdig, Frau Konſul“, flötete Amélie und ſtrich das Kleid über den Hüften glatt.

„Ein Snöſel iſt er. Der M. d. B.! Mich wundert nix mehr.“

Da Frau Senator von Halſtenbeck in den Saal rauſchte, brach die Unterhaltung ab. Frau von Halſtenbeck erklärte, ſie bäte tauſendmal um Verzeihung, es ſei ſo viel zu tun und ihr Mann ſei nur auf ein paar Minuten im Hauſe, ſie hätte manches mit ihm bereden müſſen, und er hätte auch ſo viel zu tun, und gerade jetzt ſei er wegen der Wahlrechtsänderung ſo furchtbar in Anſpruch genommen, und es ſei ſchrecklich und es könnte Krawalle geben und . . .

Alle dieſe Vorgänge hatten Thomas' Kräfte bis zum letzten in Anſpruch genommen. Er ging auf ſeine Schwiegermutter zu und erklärte, daß er nach Hauſe gehen und ſich eine halbe Stunde hinlegen möchte. Heut abend ſei ein Brautdiner und da müſſe er friſch ſein. Amélie lächelte verächtlich. Ihre Nerven waren gegen die Angriffe des geſelligen Lebens gefeit.

Als Frau von Halſtenbeck Thomas mit einigen Worten verabſchiedete, fragte Tante Friederike: „Haſt du den Wagen da, Thomas?"

„Ja, Tante Friederike."

„Na, dann ſei ſo gut und nimm Fräulein Clefert bis zu mir mit. Sie holen wohl eben mal den türkiſchen Schal, Fräulein Clefert; es wird mir ſonſt zu kalt. Nein, Frau Senator, keine Umſtände — kei—n—e Umſtände! Ich muß meinen eigenen Schal haben, nein, das bin ich ſo gewohnt. Aber vorſichtig, Fräulein Clefert; er iſt noch vom Konſul; laſſen Sie die Franſen nicht ſchleppen, wie das vorige Mal."

Das Brautpaar verabſchiedete ſich voneinander. Zum erſten Male war Amélie zurückhaltend. Sie verſuchte Thomas zu mißachten.

„Ruh' dich nur recht aus, damit du heute abend nicht einſchläfſt."

„Danke."

„Gute Nacht, Thom."

„Auf Wiederſehen, Amélie.“

Der Solitair blitzte wie damals in der Wahlverſammlung. Frech, aufdringlich.

Im Wagen richtete Thomas das Wort an Mercedes Clefert. Wie es Doktor Drifft ginge.

Vorzüglich. Sie dächten im Mai zu heiraten.

„Alſo auch.“

„Nicht auch, Herr Doktor Dingſtäde. Drifft und ich heiraten im Mai.“

Thomas ſah erſchrocken auf. Mercedes Clefert ſah ſtarr geradeaus. Thomas ſah die feine, feſte Profillinie, er ſah die Lippen, die ſich wieder in einer erwartungsvollen Schüchternheit öffneten, ſah die ein wenig nach oben gehende Naſe und das volle, über den Ohren aufgeſteckte Haar. Dann ſtarrte er auf den Mund des Mädchens und fragte: „Amélie und ich, heiraten wir nicht?“

„Das habe ich doch nicht geſagt . . .“

„Doch, das haben Sie geſagt, Fräulein Clefert.“

Thomas ſank zurück. Wie ein Schwerkranker.

Leiſe fing Mercedes an zu ſprechen, während der Wagen an der Alſter entlangrollte. Sie wolle nicht verletzen, aber ſie möchte doch noch ein Wort ſagen. Thomas ſollte ſich den Schritt doch überlegen. Wenn man das ſähe . . . das ſei ja nicht möglich.

„Iſt es auch nicht“, ſtöhnte Thomas.

„Alſo.“

„Aber was soll ich tun?"

„Schwarzbrot und Freiheit."

„Weg?"

„Ja. Retten Sie sich erst einmal selbst. Sie können hier nichts nützen. Sie haben als sensitiver Mensch einen ehrlichen Kampf gekämpft. Mehr kann man nicht von Ihnen verlangen. Sie müssen aber jetzt erst einmal zur Ruhe kommen. Erst dann können Sie den Menschen etwas sein. Gewiß, alle, die hier Politik treiben, sind, außer Ihrem Vater und Rudolf Cohn, dümmer als Sie. Aber auch härter. Reifer für den Kampf. Sie reifen aber wohl erst spät und bringen dann vielleicht hundertfältige Frucht. Aber hier können Sie nie reifen. Hier faulen Sie vor der Reife."

Wieder einmal küßte Thomas eine Hand. Ein ernster, schöner Blick dankte ihm. ‚Endlich ein Mensch', dachte er. ‚So was wäre ein Stern für mich, der ich meistens im Dunkeln tappe. Dieser Doktor Drifft hat eben Glück.'

Zu Hause sprach er mit der Kaffeekanne. Die meinte, Weiber könnten so was doch nicht so genau übersehen. Es sei zwar klarer, als das, was die Cohn gesagt habe, aber immer noch nicht das richtige. Er solle, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß er fahnenflüchtig würde, die Wahländerung abwarten. Dann könne er sich ja später empfehlen.

„Und Amélie?" fragte Thomas sehr naiv.

„Das kommt alles von ſelbſt“, grinſte die Kaffeekanne. „Töf man noch 'n büſchen, mien Jung. Die wird dir ſchon über den Deich gehen. Zu dem, der hinter dem Deich weidet . . .“

„Zu den Oſſen“, ſetzte ſie nach einiger Zeit hinzu, aber Thomas überhörte es. Er ſaß ſchon wieder tief in ſeiner Arbeit und kam eine Viertelſtunde zum Brautdiner zu ſpät.

Aber der Eindruck, den ſein Zuſpätkommen machte, begann ihm gleichgültig zu werden.

Mit ſolchen Dingen pflegen die Aufſtiege der Menſchen zu beginnen.

16.

Halt!

Der Hafen feiert. Seine Majeſtät der Hamburger Hafen liegt unbeweglich da und kein Hauch ſeines Lebens iſt zu ſpüren. Durch die Adern und Äderchen des Gigantenkörpers raſen nicht mehr kleine Eiſenteilchen, die Vorbedingung ſeines Lebens ſind. Die Telephonnerven zucken nicht zuſammen; die Nervenenden kreiſchen nicht ſchrill auf. Keine gewaltigen Laſtarme kranen mehr Ballen durch die Luft von Bord an den Kai oder vom Kai an Bord. Wuchtige Dampframmen, die ſonſt ſtöhnend den Erdboden, das Lager des Giganten bereiten, liegen heut ſtill und ſentimental am Ufer. Kaum daß ein trüber Nebelglanz ſich auf ihren öligen Eiſenknochen ſpiegelt. Alles iſt furchtbare, ſchauerliche Maſſe ohne Bewegung, ohne Glanz. Der Hafen iſt ein Kadaver, der in grauer, toter Luft verendet iſt.

Mittwoch, den 17. Januar 1906, um drei Uhr nachmittags.

Aus Berlin ſind die Nachrichten von Straßenkrawallen nach Hamburg gekommen. Böſe ſoll es da geweſen ſein. Ein Arbeiter, deſſen verhältnismäßig junges Geſicht zu ſeinen mageren, gleichſam

präparierten Händen in Widerſpruch ſteht, erzählt in einer Hafenwirtſchaft den Stauern von den Berliner Ereigniſſen. „Junge, das ſag' ich dir, man immer man ſo 'rauf auf die Blauen."

„Iſch ja genau wie in Rußland." Irgendeiner ſagt's ſtumpfſinnig hinter dem Grogglas her.

Ein Ewerführer nickt. „Das is nu auch all ein Jahr her."

Dann trinken ſie wieder Grog, weil ſie warten, oder ſie warten wieder, weil ſie Grog trinken. Es iſt ja noch Zeit. Erſt um vier Uhr beginnen die Verſammlungen. Von Blohm und Voß kommt noch ein Schlepperzug, zwei Schuten achter. Der Schlepper drückt ſich vorwärts wie eine dicke Madam mit ihren Enkelkindern an der Hand. Immer ſachte mit gleichem Druck. Bis er ſich mit Anhang an den Landungsbrücken verpuſtet.

Dreihundert Leute von Blohm und Voß.

Sie wollen Grog haben. Wenn nicht hier, dann nebenan. Das Schenkzimmer iſt wie ein ruſſiſches Dampfbad. Die Teeke ſteht voll von klebrigen, beſchlagenen Gläſern mit Zuckerreſten. Ein Glas iſt zerſchlagen. Der Wirt ſchimpft im Hantieren. Er dreht am Nickelkeſſel und verlangt, daß der Stauer das Glas bezahle, das er zerbrochen habe.

„Hol dien Mul", antwortete der, „hüt is Revuluſchon."

Da ſchweigt der Wirt und denkt, daß er dann

eben weniger Rum in den Grog täte. In jedes Glas ein halbes Millimeter weniger.

Der Wasserdampf mischt sich mit dem Geruch von schlechtem Tabak, mit säuerlichem Schweißgeruch, diesem Sinnenzeichen des Proletariats, und mit dem Dunst der Petroleumlampen.

Zettel liegen im Lokal umher, auf den Tischen, in einer Groglache, auf dem Fußboden, zertreten, daß man den schwarzen Eindruck genagelter Hacken genau auf dem Papier erkennen kann.

Alle diese Zettel schreien dasselbe in die Arbeiterschaft hinein: daß die Parteileitung für heute den Generalstreik beschlossen habe, um der Bürgerschaft im Rathause in letzter Stunde ein Memento zuzurufen; um ihr zu zeigen, daß die Arbeiterschaft Opfer bringen könnte, daß sie es sich nicht gefallen lasse, wenn die Politik an Grundeigentümer und Notabeln ausgeliefert würde. So will es die Parteileitung.

„Bericht des Ausschusses zur Prüfung des Antrages des Senates betreffend Abänderung des Wahlgesetzes für die Wahlen zur Bürgerschaft." Das steht für heute auf der Tagesordnung der Bürgerschaft.

„Die Sache ist noch schlechter als das Deutsch", hatte Doktor Rudolf Cohn, der verzweiflungsvoll seine Wahlrede variierte, in einer der letzten Versammlungen geäußert, „und das will viel sagen. Denn das Deutsch stammt von einem Juristen."

„Und die Sache von einem Idioten", hatte jemand unter „großer Heiterkeit" dazwiſchengerufen.

Heute liegen hunderttauſend Mann erwartend, ohne Arbeit an den Grenzen des kapitaliſtiſchen Miniaturſtaates, hunderttauſend Leute mit Muskeln, teilweiſe mit leicht veralkoholiſierten Köpfen. Der Hafen, der ſie ſonſt in ſeinen Dienſt zwingt, ihre Energie ableitet, ſie bändigt, ermüdet, iſt ihnen verſperrt. Sie warten, wie wilde Tiere, ſehnſuchtsvoll, handeln zu dürfen, prachtvoll in ihrer Kraft, kaum gebändigt durch die Diſziplin ihrer Partei.

Die Arbeitgeber ſind beunruhigt. Das koſtet mal wieder Geld. Dieſe Parteileitung ſoll der Teufel holen! Nun muß man, nach Arbeitgeberbeſchluß, die Kerle wieder ausſperren, auf fünf Tage wahrſcheinlich. Was einem da entgeht, läßt ſich zahlenmäßig kaum berechnen. Schweinerei. Aber man muß die Bande ja ausſperren, erſtens des Beſchluſſes wegen und zweitens, weil ſie ſonſt in der nächſten Woche wieder ſo eine Sache machen.

Wie alle Arbeitgeber überlegt auch Senator Dingſtäde den Sachverhalt. Er ſitzt an ſeinem hohen Pulte im Kontor in der engen Straße am Hafen. Für ihn wird die Frage freilich kaum brennend. Sein Kontorperſonal iſt geblieben; Düſternhagen, der Lagermeiſter, hat ſich ſogar bewaffnet. Ein paar Halbſtarke aus dem Keller ſind ausgeriſſen. Die werden nicht wieder angeſtellt, auch nach fünf Tagen nicht.

Über das Geſicht des Portweinſenators kriecht der Ärger. Er weiß genau, wie die Herren Arbeitgeber die Sache anfaſſen werden. Wie er es immer gewußt hat. Nicht herrſchen wollen ſie, nur verdienen. Senator Dingſtäde ertappt ſich auf ganz reaktionären Wegen. Wenn das ſo ein paar adeligen Oſtelbiern paſſierte! Die würden ihren Leuten gut einheizen, weil ſie wirkliche Herren ſind, die nichts mehr haſſen als einen Machtkompromiß.

Dieſes Bürgertum dagegen . . .

Mit den Konſervativen für bürgerlich-liberale Ziele kämpfen. Das wäre Senator Dingſtädes Ideal.

Aber er hütet ſich, das auch nur ahnen zu laſſen.

Ärgerlich rückt er ſeine Gedanken wieder zurecht und unterſchreibt einen Brief nach Cadix mit ſeinem großen, wohlgefälligen Namenszuge, der in allen Banken geſchätzt und honoriert wird. Eine liegende Schleife ſchließt dieſen Namenszug ab. Der Senator löſcht langſam und vorſichtig mit einem wiegenden Holzlöſcher.

Wieder ſchnarrt das Telephon. Vielleicht das vierzigſte Mal dieſen Nachmittag. Konſul Kaack erklärt tobend, daß ſo etwas doch einfach nicht gehe. Mit Gewalt, mit der Polizei müßten die Leute an die Arbeit getrieben werden. Wie der Staat ſeine Bürger gegen ſolche Übergriffe zu ſchützen gedenke.

„Sie können ſich ja auf der Wache ein Kommando erbitten, das Ihre Leute zur Arbeit zurück-

treibt", entgegnet der Senator kühl. „Vielleicht bekommen Sie es."

„Schluß." —

Telephon. „Hallo!" Eine Anfrage aus der Deputation für Handel und Schiffahrt wegen der Sitzung der Bürgerschaft. Ob der Herr Senator sich nicht sofort ins Rathaus begeben wollten. In acht Lokalen seien sozialistische Versammlungen anberaumt; der Ausgang der Versammlungen sei nicht zu übersehen. Ob irgendwelche Demonstrationen erfolgen würden, sei abzuwarten. Möglicherweise würde die Menge den Herren den Zugang zum Rathause so erschweren, daß sie nachher nicht in das Rathaus kommen könnten.

„Schön. Sind sonst alle Sicherheitsmaßregeln vorgesehen? Daß die Menge nicht etwa die Sitzung der Bürgerschaft verhindert?"

„Jawohl, Herr Senator."

„Ich bin gegen halb fünf Uhr dort."

Düsternhagen hilft seinem Herrn in den Gehrock. Unten auf der Straße steht ein Senatswagen, den sich Dingstäde mit Absicht für heute befohlen hat. In der Dunkelheit des Januarnachmittags ist der Wagen von einem preußischen Hofwagen nicht zu unterscheiden; nur daß der Kutscher statt der Adlerlitze eine Turmlitze um den Zylinder trägt. Der Kutscher dreht den Kopf nach der Seite, die rechte Hand am Hut. Der Senator kommt mit raschen Schritten aus dem Geschäft. Ein paar Kerle

ſtehen am Wagen und johlen. Dann werden ſie ſtiller.

„Der Portweinſenator!“ ſagt einer halblaut.

„Na, Junge, du warſt di wunnern.“

Düſternhagen ſchließt die Coupétür und geht wieder ins Haus. Nicht zu langſam, trotzdem er bis an die Zähne bewaffnet iſt. Die Pferde rücken ſcharf an; in der dämmerigen Straße blitzt der lackierte Wagen mit der kleinen geſchliffenen Rundſcheibe an der Rückſeite noch einmal auf. Der Wagen federt gleichmäßig, daß das Licht auf der Lackwand hin und her läuft, wie Queckſilber. Der Hufſchlag knallt hell in der engen Straße.

Ein Stein fliegt hinter dem Wagen her. Gejohl. Aber er erreicht das Coupé nicht, ſondern knattert über das Pflaſter. Irgendwo bleibt er am Rinnſtein liegen.

Das Coupé funkelt noch einmal quer im Lack, als es kurz um die Ecke biegt. Der Portweinſenator ſitzt ſteif im Wagen, ein wenig vorgeneigt. Man ſieht ſein ſtarres Profil durch die geſchliffene Scheibe des Wagens. Auch die Arbeiter ſehen es. Wie ein Bild ſitzt der Senator da, ganz gerade.

Dann verſchwindet der Senatswagen; die Straße iſt ſtill und vergeſſen. —

Dieſe Straße, aber nicht alle anderen. In acht Lokalen der Stadt wird geredet. Im ganzen vielleicht vor fünfundzwanzigtauſend erregten Menſchen. Am Mühlenkamp redet Doktor Rudolf Cohn. Der

Saal iſt überfüllt; es herrſcht eine furchtbare Hitze. Die Leute atmen die gegenſeitigen Ausdünſtungen ein; die Gehirne ſind in zitternder Erregung. Doktor Rudolf Cohn ſchont ſeine Stimme für die große Rede, die er vielleicht noch heute in der Bürgerſchaft zu halten hat. Hier in dieſer Geſellſchaft braucht er auch nicht durch die Stimme zu wirken. Er ſchlägt nur Töne an. Die Fünftauſend zu ſeinen Füßen kennen das, was er ſagt, wie einen billigen Operettenſchlager, den ſie immer wieder hören wollen und ſelbſt immer wieder pfeifen. Und dazu ſpricht ja Doktor Rudolf Cohn.

Wozu ſoll Rudolf Cohn alſo ſchreien? Er lächelt nur. Das genügt. Dann aber wirft er, wie ein Zirkuskünſtler, der ſtolz denſelben Trick wiederholt und ſeiner Wirkung gewiß iſt, in die aufhorchende Menge das eine Wort: Wahlraub.

Fünftauſend Menſchen fühlen ihr Blut ſieden.

Die Illuſion des Unrechts ſteigt in ihnen auf. Was für eine, wiſſen ſie nicht. Wie viel mehr ſie erringen wollen, wiſſen ſie nicht. Jeder einzelne überſchätzt aber das Recht, das ihm ſelbſt bei der beſten Verfaſſung zuſtände.

„Wir wiſſen nicht", ſagt Doktor Rudolf Cohn halblaut, „wie das Schickſal der Vorlage ſein wird; es iſt noch eine ſchwache Möglichkeit vorhanden, daß ſie abgelehnt werden könnte; die ſchwankenden Mitglieder der Bürgerſchaft haben es in der Hand, den Ausſchlag zu geben. Ich möchte wünſchen, daß eine

Maſſendemonſtration in letzter Stunde auf dieſe Leute den Eindruck macht, daß die Hamburger Arbeiterſchaft bereit iſt, für ihr Wahlrecht auch einmal einen Kampf zu riskieren."

Fünftauſend Menſchen hören das; erhitzte, erregte Gehirne. Das ſagt Doktor Rudolf Cohn. Wie iſt das möglich? Weiß er denn nicht, daß die Entſcheidung heute noch nicht fallen kann, daß die Schwankenden, auf die er rechnet, Bürger ſind, Geldverdiener, die ſich vor jedem Maſſenproteſt ängſtlich in die Arme der Staatsgewalt flüchten? Oder will Rudolf Cohn dieſes Wahlrecht, weil er auf einen deſto raſcheren Zuſammenbruch hofft? Nein, Rudolf Cohn ſpricht gegen ſeine Anſicht nur die der Parteileitung aus. Auch Rudolf Cohn, der feine Geiſt, iſt ein Parteiſklave.

Er ſagt: Maſſendemonſtration. Was das iſt, wiſſen alle Hörer. Hie und da ſteigen vage Erinnerungen aus der Parteilektüre auf, an Marie Antoinette, die ſich mit dem Dauphin dem Volke auf einem Balkon von Verſailles zeigen mußte, an den vierten Friedrich Wilhelm, der mit einer Nationalkokarde am Hut erklärte, ſich ſicher unter dem Schutze ſeiner Bürger zu fühlen. Damals zog das Volk in rieſigen Maſſen an den Staatsgebäuden vorbei. Durch „Spaziergänge" iſt auch immer wieder vom Sozialismus demonſtriert worden.

In fünftauſend Hirnen meldet die Empfangsſtation ganz klar und unverſtümmelt: „Zum Rat-

haus.“ Rudolf Cohn tritt zurück. Er ist blaß vor Ärger geworden und faßt sich an die Stirn. „Unheil, du bist im Zuge“, murmelt er. „Der Portweinsenator siegt. Mir ist's recht. Die haben es gewollt.“

Ein neuer Redner spricht. Was er sagt, geht unter. Die Parteileitung wird gewußt haben, weshalb man ihn gerade hier vorschob. „Verlassen Sie die Versammlung und folgen Sie allen gesetzlichen Anordnungen; zeigen Sie, daß Sie auf dem Boden der Gesetzlichkeit stehen.“

„Jawoll! Paß op!“ Ein Murmeln, ein halbunterdrücktes Lachen — irgendwo schwirrt das über die fünftausend erhitzten Köpfe. Es irrt herum wie eine Fledermaus in einem lichten Raum, flügelschlagend und verzweifelnd und Unruhe bringend. Man spürt das Drängen dieser Menge. Hinaus, hinaus: Zum Rathause! Sie warten nur noch auf das Schlußwort. Sie sind diszipliniert.

Der Vorsitzende schließt die Versammlung. Er ist ein kleiner Kerl, mit verknissenem Gesicht, einem starren, grauen Vollbart. Seine kurzen Hände fassen das Rednerpult, als ob er am Steuerrad eines Schiffes stände. „Wert ist es wohl“, sagt er laut und mit scharf akzentuierter Stimme, „es diesen Herren zu zeigen, ihnen einen Spaziergang vorzumachen. Ich fordere Sie nicht dazu auf, ich unterlasse das.“ Er sieht pfiffig in den Saal und wirft einen kurzen, überlegenen Blick auf den seitwärts postierten Polizeibeamten.

Eine einzige zündende Welle, knatternd, leuchtend, geht von den Fünftauſend aus. Man könnte glauben, ſie blauweiß aufziſchen zu ſehen.

„Wir gehen ſchon, wir gehen ſchon!“

In acht Lokalen werden fünfundzwanzigtauſend Menſchen auf einen einzigen Platz von der Ausdehnung eines mittleren Bauerngartens geleitet. Nicht fünfundzwanzigtauſend Gutwillige, die begeiſtert ſind, wenn ſich auf dem Rathausbalkon das edle Antlitz irgendeines Potentaten zeigt mit Magnifizenz im Hintergrunde; ſondern fünfundzwanzigtauſend erregte, fordernde Menſchen, die eine Änderung der Beratungen, die im Rathauſe gepflogen werden, erzwingen wollen. Und die Zuzug bekommen müſſen aus den übelſten Straßen, aus Verbrecherkellern, aus dunklen und übelberüchtigten Vierteln.

Um halb fünf Uhr iſt der Rathausmarkt nur noch mit Mühe zu überqueren. Der Wagen des Portweinſenators kommt durch die Brodſchragen. Dingſtäde ſitzt noch immer in der gleichen, feſten Haltung im Wagen. Er ſieht durch die vordere Glasſcheibe, daß die Schutzleute ſchreien, daß ſie ein paar Arbeiter zurückdrängen. Der Kutſcher pariert die Pferde ein wenig. Merkwürdig viele Knaben ſtehen hier herum, denkt der Senator. Er hört von draußen ein Gewirr von Stimmen. Dumpf fängt es ſich in dem grau ausgeſchlagenen Coupé.

Dann greifen die Pferde wieder aus. Ihre Hufe

ſchlagen leiſer auf, der Wagen federt nicht mehr auf und ab; er rollt jetzt ruhig über Aſphalt.

Arbeiter im Sonntagsſtaat ſehen neugierig in den Wagen.

Der Portweinſenator.

Vom Ende des Platzes, von den Alſterarkaden her, flutet ein Johlen. Der Platz wird geräumt.

Nun kommt die kurze Ecke um den Alten Wall, die ſcharfe Kurve um die rückwärtige Rathausecke. Dingſtädes Geſicht iſt kalt und ſtarr. Er würde ſich nicht wundern, wenn ein Stein die Fenſterſcheibe ſeines Wagens zertrümmerte, oder, wenn ein Geſchoß ihn träfe. Die Menge ſtarrt in den Wagen und zeigt auf den Senator.

Aber er bleibt ſitzen, eiſig, vornehm, den Kopf vorgeneigt, daß ihn jeder ſehen kann.

Wirklich einmal ein königlicher Kaufmann.

Nach der ſcharfen Ecke treibt der Kutſcher die Pferde an. Es ſind nur noch fünfzig Schritte bis zum Portal vor der Wache. Aber der Kutſcher weiß, daß der Herr Senator nicht wie ein Milchwagen vorzufahren liebt.

Ein Offizier hat heute die Wache. Beim Nahen des Wagens kommandiert er: „Achtung! Präſentiert das Gewehr.“ Die Trommel raſſelt. Der Wagen hält.

‚Ein feiner Kerl‘, denkt der preußiſche Leutnant aus Pommern, ‚trotzdem er man bloß Koofmich iſt.‘

Ein Senatsdiener kommt an den Wagen und

reißt die Tür auf. Dingſtäde gibt ſeine Aktenmappe heraus. Er will gerade die hellerleuchtete Treppe hinaufſteigen, als die Wache wieder präſentiert. Dingſtäde bleibt ſtehen und ſieht ſich um. Wieder naht ein Geſpann. Ein zu großer, ſteifbeiniger Traber mit breiten Füßen platſcht auf den Aſphalt, aber der Wagen kommt nur langſam vorwärts. Endlich hält das Coupé. Dingſtäde ſieht hinein. Der Wagen iſt leer.

Er tritt zurück; der Diener reißt den Schlag auf.

Auf dem Boden des Wagens kauert Senator juris utriusque Doctor William von Halſtenbeck, Präſes der Finanzdeputation, ſchnaufend und rot; ſein ſtahlblanker Zylinder ſteht auf dem Rückſitz.

„Nanu, was machen Sie denn da?“

Halſtenbeck erhebt ſich langſam, grau und verlegen. „Oh, nichts, nichts — ich habe nur meinen goldenen Bleiſtift verloren — er muß irgendwo — hier iſt er ſchon. Danke, danke. Mein goldener Bleiſtift . . .“

„So“, entgegnet Dingſtäde, wendet ſich um und geht allein die Treppe hinauf. Er geht in ſein Arbeitszimmer, ſetzt ſich an den großen Schreibtiſch und öffnet langſam die Aktenmappe.

Nach drei Minuten wird Senator von Halſtenbeck gemeldet. Dingſtäde erhebt ſich ruhig, als Halſtenbeck in das Zimmer tritt. Er weiſt mit konventioneller Höflichkeit auf einen Stuhl. „Bitte, Herr Kollege.“

„Aber ich hatte wirklich meinen Bleiſtift verloren.“ Halſtenbeck atmet kurz und ſpricht ſeine Worte halblaut, mit jener Ruhe, die in vornehmen Kreiſen üblich iſt. Er krallt ſich in die Seitenlehnen des Seſſels. „Wirklich.“

„Aber gewiß“, antwortet Dingſtäde, ohne von der Arbeit aufzuſehen, „welche Anſicht trauten Sie mir denn über Ihre Haltung zu?“

Der Angeſprochene will etwas entgegnen. Aber ſchon meldet ein Senatsdiener den Polizeioffizier, der das Schutzkommando unten im Rathauſe befehligt.

„Ich laſſe bitten.“

Warum er ſich wohl gerade bei mir melden läßt, denkt Dingſtäde. „Warum er ſich wohl gerade bei Ihnen melden läßt?“ fragt Halſtenbeck aus ſeinem Seſſel heraus. Er will abſolut etwas ſagen, und es fällt ihm nichts Beſſeres ein.

„Vermutlich, weil ich meinen goldenen Bleiſtift nicht verloren habe, Herr Kollege.“

Da ſchweigt William von Halſtenbeck und entfernt ſich mit kurzem Gruß, als der Polizeioffizier in das Zimmer tritt.

„Was gibt es?“

„Ich möchte dem Herrn Senator nur melden, daß die Sache heute abend ſehr lebhaft werden kann.“

Der Portweinſenator ſieht auf. „Auf jeden Fall das Rathaus ſchützen, was ſich auch ereignet.

Die Beratungen und Abſtimmungen der Bürgerſchaft dürfen nicht geſtört werden."

„Wird gemacht, Herr Senator."

„Glauben Sie, daß es ernſthaft wird?"

„Ich glaube, ja."

„Gut."

Kurz vor ſieben meldet derſelbe Beamte, daß nach telephoniſcher Mitteilung ſich die Verſammlungen aufgelöſt hätten. Etwa zweitauſend Mann ſeien vor die Häuſer der Bürgermeiſter gezogen. Einer der Herren habe eine Anſprache an die Menge gehalten.

„So", antwortete Senator Dingſtäde, und ſtreicht in einem Schriftſtück einen Paſſus mit Blauſtift an.

„Das Mitglied der Bürgerſchaft, Doktor Rudolf Cohn, iſt unter den Leuten geſehen worden, mit ſeiner Schweſter."

„So", ſagt der Senator wieder, aber plötzlich durchſchießt ihn ein Glutſtrom. Das kann nicht ſein. Thomas?

Nein, Thomas nicht.

Langſam hebt er den Kopf, ſieht dem Polizeioffizier ſehr ruhig in die Augen und ſagt mit einem kaum wahrnehmbaren, freundlichen Ton in der Stimme: „Wollen Sie mir den Gefallen tun und feſtſtellen laſſen, ob Herr Doktor Thomas Dingſtäde zu Hauſe iſt? Ich bin beſorgt um ihn; er

war vorhin unterwegs. Sie telephonieren mir dann wohl hier herauf.“

Der Polizeioffizier begreift. „Ich werde ſofort feſtſtellen.“ Er geht.

Nun ſpingt der Senator auf. Wie komme ich auf die blöde Idee? Er liebt doch Amélie. Er wird doch nicht . . .

Er hat mir doch geſagt . . .

Nein, er hat mir gar nichts geſagt . . .

Aber das tut Thomas nicht; er fällt mir nicht in den Rücken.

Fünf Minuten brutalſter Unſicherheit. Dann ſchrillt das Telephon. „Herr Doktor Dingſtäde iſt bereits ſeit einer Stunde im Bürgerſchaftsſaal in der Senatsloge und ſpricht augenblicklich mit Herrn O'Sun.“

„Danke ſehr. Wie iſt es draußen?“

„Um das Rathaus ſind etwa zweihundert Schutzleute poſtiert. Die Wachen ſind gut beſetzt. Von der Stadtwache iſt bereits das Nahen von größeren Kolonnen gemeldet. Sie wollen alle zum Rathaus.“

„Gut.“ Der Portweinſenator erhebt ſich. Er bürſtet ſich ſorgfältig ab. Das Hochgefühl, das ihn durchſchießt, weiß er wenigſtens nach außen zu verbergen. Dann geht er durch die langen Korridore über ſchwere Teppiche, an ſich verbergenden Dienern vorbei, über einen kurzen Treppenabſatz

und eine kleine Sondertür, durch einen ſchmalen Gang auf die Senatsloge zu. Die Logentür iſt halb geöffnet. Ein Lichtſtreifen fällt auf den Gang.

Unten brandeten Stimmen. Das Haus iſt dicht beſetzt. Halbe Laute, halbes Licht. Der Senator fühlt das; merkwürdig iſt dieſe Erwartungsſtimmung. Nun betritt er die Loge und grüßt zurückhaltend nach den Seiten. Die Senatoren ſind ſtill. Halſtenbeck flüſtert krampfhaft auf Senator Sieverſen ein. Sieverſen & Co., Kohlen en gros. Seitwärts an der Wand ſteht Thomas. Der Alte gibt ihm die Hand und tritt an den Rand der Logenbrüſtung. Dort bleibt er eine halbe Minute ſtehen, während er ſich langſam und überlegen das Augenglas aufſetzt. Von der Seite ſchiebt er es auf die große Naſe, während er den Kopf dem Glaſe halbſchief entgegendrängt.

Eine kurze atemloſe Stille geht durch den Saal.

„Senator Dingſtäde iſt in der Senatsloge.“

Dann ſchwellen die Stimmen wieder an. Sie alle fühlen, daß der Senator ein großes Spiel geſpielt hat. Sie fühlen, daß er ſiegen will.

Von den holzgetäfelten Wänden, von der käfigartigen Zuſchauergalerie, von der Decke des hohen, in den Verhältniſſen an den Florentiner Sitzungsſaal erinnernden Raumes wogt es ihm zu: Du mußt ſiegen. Und ganz von fern brandet irgend etwas, da draußen, wie ein Meer, rollend, fern, furchtbar . . .

Die Maſſe.

Dingſtäde iſt ſie nicht furchtbar. Sie iſt ihm ein liebes Element geworden; er will ſie beherrſchen, wie der Ingenieur den Starkſtrom.

‚Gut, daß ſie kommt‘, denkt er. ‚Niemand hilft mir ſo gut als ſie.‘ Und dann denkt er weiter: ‚Rudolf Cohn, ich verſtehe dieſen Fehler nicht. Du kennſt doch auch die Bürgerſchaftsmitglieder. Heute ließen ſie ſich vielleicht noch rühren, um billige Popularität zu erhaſchen. Aber wenn es nachher eine Demonſtration gibt, wenn ein paar Laternen eingeſchlagen werden, oder gar ein Tramwagen aus dem Gleiſe rollt, dann iſt's vorbei. Wenn die Leute vor der Abſtimmung noch eine Probe der Maſſenwut erhalten, dann ſchwören ſie auf mich. Heute wird alſo nicht abgeſtimmt werden, Rudolf Cohn! Würde es aber zufällig doch ſo weit kommen, dann müßte vorher einer der Senatskommiſſare die Vorgänge da draußen den Mitgliedern der Bürgerſchaft mitteilen.

Und deine Leute werden ſchon etwas anrichten, die Fünfundzwanzigtauſend.

Da bin ich ſicher. Selbſt, wenn du nicht willſt. So haſt du ſie nicht in der Hand!‘

Er befiehlt dem Senatsdiener vor der Loge, daß er alle Stunden von der Polizeiwache Bericht über das Verhalten der Menge wünſche. Nun ſieht er wieder in den Saal. Drei Senatoren und der Syndikus fungieren dort unten als Senats-

kommiſſare. Eine wichtige Sache alſo. Die vier Herren ſitzen ſeitwärts neben dem Präſidenten, ſehr ſteif, ſehr kalt, wie im Kirchengeſtühl.

Der Präſident eröffnet die Sitzung. Alles andere wird vertagt. Faſt paradox klingt es, daß noch über Kaffeehallen geredet wird. Aber ſchließlich, es muß auch Kaffeehallen geben . . .

„Bericht des Ausſchuſſes zur Prüfung des Antrages des Senats, betreffend Abänderung des Wahlrechtes für die Wahlen zur Bürgerſchaft.“

Der Saal iſt gruftſtill, während der Berichterſtatter auf die Tribüne geht. Senator Dingſtäde hat ſich ſchräg an die Brüſtung geſetzt. Der Berichterſtatter beginnt zu leſen. All die alten Schlagworte des Beſitzes. Der Senator fühlt, wie ſeine Lippen ſich verziehen wollen. Aber ſein Geſicht bleibt, wie von Erz.

Er horcht auf das, was der Berichterſtatter vorlieſt. Mit einem Wink des Kopfes hat er Thomas neben ſich befohlen. Und der Sohn, gewöhnt, zu gehorchen, iſt neben den Vater getreten.

Einer der Preſſevertreter ſieht es. Sie alle ſchreiben Stimmungsberichte aus der Bürgerſchaft, die Zeile für fünfundzwanzig Pfennige. Der Journaliſt, der es geſehen hat, ſchreibt für fünfzehn. Deshalb paßt er genauer auf. Und da er kollegial denkt, macht er ſeinen Nachbarn auf dieſes Stimmungsbild aufmerkſam. Der Vertreter des Moniteurs ſchreibt: „In herzlicher Einigkeit folgen Se-

nator Dingſtäde und Doktor Dingſtäde den Vorgängen.“ Der Vertreter des ſozialiſtiſchen Blattes ſpricht vom Portweinſenator und deſſen reuigem Söhnchen.

Inzwiſchen hat der Berichterſtatter ſeinen Vortrag weitergeführt. Er ſpricht raſch, faſt haſtig, aber er iſt überall im Saal zu verſtehen. Einzelne Stellen lieſt er langſam vor. Die Bürgerſchaft horcht unruhig.

„Teilt man die Hamburgiſche Bevölkerung nach dem Einkommen in Schichten, ſo wird es allerdings als ausgeſchloſſen anzuſehen ſein, daß in irgendeiner der Schichten alle erwachſenen männlichen Angehörigen derſelben (Thomas zuckt ein wenig bei dieſem Satz zuſammen) der Sozialdemokratie angehören. Auch in den Schichten mit niedrigſtem Einkommen werden Männer ſein, die nicht Sozialdemokraten ſind.“

Senator Dingſtäde wendet ſich an Doktor Thomas Dingſtäde.

„Iſt das nicht eine abgrundtiefe Weisheit?“ Aber er macht ein Geſicht zu dieſen Worten, als ob er geſagt hätte: „Der Ausſchuß iſt ſeiner ſittlichen Pflichten bewußt geweſen.“

„Trotzdem“, ſo fährt der Redner fort, „erſcheint die Auffaſſung, daß das Machtbereich der Sozialdemokratie innerhalb der Schichten bis 2500 Mark liegt, richtig, denn nur innerhalb dieſer Schichten bis hinan an die Grenzen von 2500 Mark

wird zurzeit die Sozialdemokratie bedeutende Macht besitzen."

Der Senator winkt das Ohr seines Sohnes zu sich heran. „An diesem Blödsinn ist die Sozialdemokratie selbst schuld", flüstert er. „Das kommt dabei heraus, wenn sie sich immer nur als wirtschaftliche Partei aufspielt." Thomas nickt und richtet sich wieder auf. Er hört mit halbem Ohr, wie der Berichterstatter fortfährt, von der zu erwartenden Steigerung der Sozialdemokratie zu sprechen, wie insbesondere der Arbeiterzuzug, den die Neuanlagen des „Vulkan" bringen würden, die Partei stärken müsse, so daß nach Ansicht der bürgerlichen Parteien die Sozialdemokratie fünfzig bis sechzig Mandate, nach eigener Berechnung aber achtundzwanzig Mandate gewinnen würde. Der Bericht fließt weiter. Das Parkett wird immer unruhiger. Henry F. unterhält sich lauter, als es nötig ist, mit einem Mitglied der Rechten und nickt dann zum Portweinsenator hinauf. Gegen halb zehn drängt sich ein Senatsdiener durch die Loge. Er murmelt fortwährend: „Verzeihen der Herr Senator, verzeihen der Herr Senator . . ." Endlich ist er an der Brüstung der Loge beim alten Dingstäde angelangt. Er neigt sich respektvoll zum Präses der Deputation für Handel und Schiffahrt und flüstert: „Herr Senator, der Polizeibericht." Der Alte wendet sich nicht um. Er hebt nur die linke Hand und läßt sich den Bericht über

die Schulter reichen. Er nickt. Er lieſt. Dann winkt er Thomas zu ſich heran, fixiert ihn kühl und ſagt:

„Dreitauſend Perſonen verſuchen augenblicklich unter Abſingen der Marſeillaiſe, mit Johlen und Pfeifen vom Adolphsplatz über die Adolphsbrücke nach dem Neuen Wall einzubiegen, um gegen das Rathaus zu marſchieren. Der Zug iſt in Gruppen formiert. Die Führer reiten auf den Schultern der Genoſſen; an den Stöcken tragen die Leute rote Taſchentücher. Du haſt deine Browning da?"

„Ja, Papa."

„Gut. Die Ordner, die die Leute aufforderten, nach Hauſe zu gehen, ſind verhöhnt worden. Man lachte ſie aus, als ſie ſagten, daß der Zweck der Demonſtration erreicht ſei. Straßenbahnwagen ſind abgekoppelt und zum Entgleiſen gebracht worden. Die Werkzeuge geſtohlen. Die Leute haben ſich mit Weichenſtangen bewaffnet. Um den Rathausmarkt herum ſpielen ſich wilde Szenen ab. Noch halten die Schutzmannſchaften den Platz frei."

„Wie töricht von den Leuten", ſagt Thomas und ſchüttelt den Kopf.

„Nicht wahr? Unbegreiflich die Herren Führer der Genoſſen!"

Es gibt dem Senator eine vollkommene Befriedigung, daß ſein Sohn von einem immerhin anderen Standpunkte aus das Vorgehen der Sozialdemokratie ebenſo wie er verurteilen muß. Ein kurzer

Blick auf Thomas genügt ihm, um ihm zu zeigen, welche furchtbaren inneren Kämpfe Thomas durchlebt. Sein alter, guter Lehrer in München, der als reiner Theoretiker die Dinge anſah, hätte . . . hätte . . . hätte . . .

Jetzt kommt die Betrachtung des „hätte“ . . .

Der alte Dingſtäde lächelt in ſich hinein. „Hätte ich mit ‚hätte‘ gerechnet!“ denkt er.

Während unten im Saal ein allgemein geachteter, linksliberaler Parlamentarier ſich mit guten Gründen — ‚was bedeuten hier gute Gründe‘, denkt der Senator — gegen den Senatsantrag ausſpricht, wendet ſich Dingſtäde um und ſagt mit einer boshaften Verbindlichkeit zu Halſtenbeck: „Ich möchte den Kollegen da unten ein paar Notizen zukommen laſſen. Wollen Sie mir vielleicht einen Augenblick Ihren hiſtoriſchen Bleiſtift leihen?“

Halſtenbeck entgegnet kein Wort, aber er nimmt den Bleiſtift von der Kette, und während er ſich ſcheinbar ruhig weiter mit ſeinem Nachbar unterhält, reicht er ihn dem Portweinſenator. Aber Halſtenbeck fühlt ein ſo merkwürdiges Kribbeln im linken Arm. Der Arm iſt ſchwer und Halſtenbeck kann ihn ſchlecht bewegen. Das muß von allem Ärger kommen.

Der Portweinſenator aber ſchreibt auf den Bericht des Polizeioffiziers ein paar Worte und ſchickt den Zettel an die Senatskommiſſare. Sollte wider Erwarten die Angelegenheit heute zu Ende kommen,

dann müßten die Mitglieder der Bürgerſchaft von den Vorgängen draußen orientiert werden. Einer der Senatskommiſſare ſchreibt ein Bedenken zurück. Senator Dingſtäde ſchäumt. Wo hab' ich das doch nur geleſen: ‚Es iſt der Unterſchied von Monarchie und Republik, daß man ſich in der Monarchie nicht ſo oft ärgern muß', denkt er und antwortet, daß die Berichte auf jeden Fall verleſen werden müßten, ehe es zur Abſtimmung käme.

Dann gibt er den goldenen Bleiſtift mit kühlem Neigen des Kopfes an Halſtenbeck zurück. Halſtenbeck liegt in ſeinem Stuhl und atmet tief. Ihm iſt nicht wohl. Beim Umwenden hat Senator Dingſtäde einen Blick auf Thomas geworfen. Dann ſieht er wieder hinunter auf die Verſammlung. Hinter ihm ſtöhnt Halſtenbeck.

Thomas weiß, daß er vorläufig am Ende ſeiner politiſchen Betätigung angelangt iſt. Wahnſinn überall. Kalte Überlegung aus egoiſtiſchen Motiven auf ſeiten der Beſitzenden, die das Glück haben, ſeines Vaters führende Kraft für ſich zu haben. Brutale Eroberungsſucht, anarchiſtiſche Wildheit auf der Seite der Nichtbeſitzenden, die Kultur und Bildung zerſtören und jedes ſittliche Ideal verdammen werden, ſelbſt wenn die Führer der Beſtrebung dieſes Ziel nicht erſtreben. Was ſoll er hier noch? Unten verlieſt ein Mitglied der bürgerlichen Parteien eine rohe Zeitungsnotiz über den Verkauf von Prole-

tarierknochen in den Krankenhäuſern der Mutter Mammonia. Ekelhaft und gleichgültig . . .

Was gehen Thomas dieſe Menſchen an? Ja, kann er unter dieſen Leuten noch beſtehen? Iſt er ihnen und ſind ſie ihm nicht fremd geworden bis in die Fingerſpitzen? Er denkt an Amélie.

Auch der Gedanke quält ihn nicht mehr. Mercedes Clefert und Edith Cohn haben ihn gewarnt. Aber es wird ſich ja entſcheiden. Er wird Amélie auffordern, Hamburg mit ihm zu verlaſſen, irgendwohin zu gehen, nach Berlin vielleicht, weil jeder Deutſche, wenn er Anſpruch darauf macht, an der Entwicklung mitzuarbeiten, doch wohl zwei Heimaten haben muß, ſeine urſprüngliche und Berlin. Wenn Amélie ihn wirklich lieb hat, dann kommt ſie mit. Dieſe Frage wird jeden Zweifel heben.

Um halb elf wird dem Portweinſenator ein neuer Polizeibericht überbracht, nach dem ſich die Situation draußen verſchlimmert habe. Eine Horde von Männern verſuche auf das Rathaus durchzubrechen. Es würden offene Angriffe gegen die Schutzleute unternommen; mit Bauhölzern, Flaſchen, Mauerſteinen, Latten, Eiſenſtücken und Petroleumkannen gehe die Menge der Schutzmannſchaft zu Leibe. Die Straßenbahnwagen ſeien durch Wegnahme der Motorkurbel am Weiterfahren gehindert. Gaslaternen ſeien zerſchlagen und es ſeien Barrikaden errichtet worden. Geſindel und Arbeiter im Sonntagsſtaat gehen gemeinſam vor unter Rufen: „Nie-

der mit dem Klassenwahlrecht. Hoch das allgemeine Wahlrecht.“ Die Schutzleute, die anfangs mit blanker Waffe die Straße gesäubert hätten, könnten nur noch das Rathaus freihalten. Von draußen dringt ein dumpfes Gebrüll in den Saal.

Der Senator hält seinem Sohn den Bericht hin. „Bitte.“

Thomas nickt. Dies kalte ‚Bitte‘. Der Bericht geht an die Senatskommissare. Thomas ist innerlich ganz still geworden.

Kurz nach der Übersendung des Blattes kommen die ersten Schlußrufe von den Bänken der Bürgerschaft. Eine allgemeine Unruhe geht durch das Haus. Eine Stimme ruft: „Weiterverhandeln!“, aber sie wird niedergedrückt. Doktor Rudolf Cohn erhebt sich und will reden. — „Schluß, Schluß.“

Um zehn Uhr vierzig Minuten schließt der Vorsitzende die Sitzung der Bürgerschaft. Dicht vor dem Rednerpult steht Doktor Rudolf Cohn. Resigniert, überlegen. Er sieht hinauf in die Senatsloge. Der Portweinsenator schaut ruhig in den Saal. ‚Das alles muß jetzt hinaus in den Krawall‘, denkt er. ‚Herzlichen Dank, Rudolf Cohn. Dank deinen Leuten, den Führern. Ihr habt mir gut geholfen.‘

Doktor Cohn steht unten und sieht hinauf zum Portweinsenator. In seinen Zügen steht deutlich geschrieben: ‚Sie haben Glück, Herr Senator, daß

unſere Führer ſolche Dummheit gemacht haben. Sie werden es hoffentlich nicht wieder tun.'

‚Aber ſie haben es heute getan, und das genügt mir', denkt der alte Dingſtäde, der dieſen Ausdruck wohl begriffen hat, und verläßt, nach allen Seiten grüßend, die Senatsloge.

Vor der Loge liegt Senator von Halſtenbeck in einer tiefen Ohnmacht auf der Erde. Mehrere Leute ſind um ihn bemüht. „Sorge für deinen Schwiegervater", ſagt der alte Dingſtäde zu ſeinem Sohn, „und berichte mir morgen, wie es ihm geht. Jetzt habe ich zu arbeiten. Der Ärmſte hat ſich beim Suchen überanſtrengt, als er ſeinen goldenen Bleiſtift im Wagen verloren hatte. Ich wünſche gute Beſſerung."

‚Eine tiefe Ohnmacht', denkt Thomas, als er ſich über ſeinen Schwiegervater beugt. Dann ſchlägt der Senator müde die Augen auf. „Wie geht es?" — „Danke, es geht." — „Ich werde dich nach Hauſe bringen." — „Auf keinen Fall. Ich bin kein Greis."

Thomas verſucht, mit der Familie ſeines Schwiegervaters telephoniſche Verbindung zu bekommen. Das gelingt ihm nicht. Als er zurückkommt, wird ihm geſagt, daß der Herr Senator bereits abgefahren ſei.

Senator Dingſtäde geht inzwiſchen über die kleine Treppe auf ſeinen Arbeitsraum zu. Vom Fenſter des Seitenganges aus könnte der Senator

den Rathausmarkt wie von einer Loge aus überſehen, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Aber gerade das hindert ihn daran, an das Fenſter zu treten; er geht ruhig vorüber, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge.

In ſeinem Zimmer bekommt er einen ſchweren Gallenſteinanfall. Aber er riegelt die Tür ab und zieht die Portieren zu, damit kein Menſch ſein Stöhnen höre und aus dieſem Anfall auf ſeeliſche Erregungen des Senators ſchließen könnte.

17.

Es gab am Abend des 17. Januars 1906 in Hamburg einen Maſſenwillen, der auf die Erſcheinungen der Außenwelt gerichtet war, und der ſich ſtellenweiſe ſtärker durchſetzen konnte, als der Herrſchaftswille der bedeutendſten, ſozialen Erſcheinung, des Staates. Die Äußerung dieſes Maſſenwillens, die ſich der in Ruhe lebende Bürger nicht vorſtellen konnte, wenn er ſie nicht miterlebt hatte, ſtand infolge ihrer Mißachtung aller gewordenen Formen von Recht und Verkehr dem Staate ſchärfer gegenüber als ein Krieg. Wenn die Wirkung der Äußerungen jenes Maſſenwillens auch mit denen des modernen Krieges nicht zu vergleichen war, ſo war der Eindruck, den ſie auf die Gemüter hervorrief, doch beinahe ein tieferer, als der einer Schlacht, denn ſie war myſtiſcher, ungeregelter, triebhafter, chaotiſcher als ein organiſiertes Töten.

Freilich nur auf die Gemüter derer, die dieſe Aufſtände miterlebten, konnte der Eindruck ein ſo ſtarker ſein. Für die Beſitzenden, die auf der Uhlenhorſt und in Harveſtehude ſaßen und die Waffenläden ausgekauft hatten, gab es doch nur

ein paar ungemütliche Stunden. Am nächsten Tage sprachen sie von kleinen Krawallen, die nur wieder darauf hinweisen mußten, daß man dem Mob möglichst wenig Einfluß auf die Regierung des Staates einräumen durfte. Viele wußten an jenem Januarabend nicht einmal etwas von den Vorgängen auf dem Schopenstehl, sondern wurden erst am nächsten Morgen durch ihre Zeitungen von den Ereignissen unterrichtet.

Thomas hatte nach Schluß der Bürgerschaftssitzung das Rathaus durch das Turmportal verlassen. Er trug einen großen, weiten Mantel und einen weichen Hut. Als er die Rathaushalle durchschritt, sah er, daß dort ein starkes Schutzmannskommando postiert gewesen sein mußte. Es standen Waffen und Gebrauchsgegenstände umher. In einem Zimmer des Erdgeschosses schrieb ein Schutzmann, den Säbel umgeschnallt, die Herstaler Pistole an der Seite, einen Bericht. Der Schreibende hielt den Kopf schief; das linke Bein hatte er unter den Stuhl gezogen, das rechte weggestreckt. Der Helm stand neben der Tintenflasche; das Licht der abgeblendeten Lampe spielte auf den Metallbeschlägen.

Der Rathausmarkt in einem feuchten Halbnebel war verhältnismäßig leer und die Absperrung wurde bereits weniger genau gehandhabt, weil die Sitzung der Bürgerschaft beendet war und die Schutzleute anderweitig verwandt werden mußten. Ab und zu ging ein Stromer über den

Platz; eine Kolonne von Arbeitern zog am Kaiserdenkmal vorüber. Ein geschlossenes Kommando von Schutzleuten marschierte im Eiltempo dem Fischmarkt zu. Weil aber die Beleuchtungskörper großenteils vernichtet waren, lag der Platz da in einem elenden, leichenfarbigen Lichte.

Als Thomas im Begriff war, nach dem Jungfernstieg abzubiegen, hörte er Schritte hinter sich. Irgend jemand lief hinter ihm her. Er blieb stehen, wandte sich um und erkannte in der fahlen Dämmerung Doktor Rudolf Cohn. Der Anwalt machte lange Schritte; einmal stolperte er über eine herausgerissene Straßenbahnschiene. Er hüpfte aber in die Höhe und rief schon von weitem: „Herr Doktor Dingstäde, Herr Doktor Dingstäde." Nun rutschte er auf dem feuchten Boden weiter.

„Bitte, Herr Doktor Cohn, was gibt's?"

„Herr Doktor Dingstäde", schnaufte der Anwalt, „ich bekam soeben die Nachricht, daß die Polizei auf dem Schopenstehl wilde Exzesse begeht. Die Leute werden reihenweise hingeschlachtet. Sie müssen hinkommen. Da hört ja doch alles auf."

Thomas sah den Anwalt scharf an. „Wer ist daran schuld?"

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Alle, nur nicht die, die da verbluten."

„Das ist nicht unrichtig."

Die beiden Männer gingen in raschen Schritten durch die Knochenhauerstraße. Rudolf Cohn

hüpfte immer wieder einige Meter, damit er mit Thomas Schritt halten konnte. Die Straße war völlig dunkel.

„Von wem kommt Ihr Bericht?“ fragte Thomas, als sie an der Petrikirche vorbeigingen.

Ehe Rudolf Cohn antworten konnte, scholl ein Kommandoruf über den Platz. Die Wache an der Petrikirche wurde alarmiert. Das schlanke, grüne Dach des Turmes hing matt beschienen wie ein Fetzen Seetang in dieser grauen Nacht. Die Wache krabbelte und lief bei Fackellicht hin und her wie eine Schar von Tauchern auf dem Meeresboden. Nur die dunkle Steinmasse der Kirche lag dumpf und unbeweglich in der flüssigen Dunkelheit.

Etwa vierzig Fußleute und einige Berittene marschierten ab. Die an den äußeren Ecken der Kolonne Marschierenden trugen große Fackeln, die sie nach der Seite hielten, damit der flüssige Teer abtropfen konnte. Auf der Backsteinmauer der Kirche tanzten Lichtreflexe wilde, exotische Tänze; sie verschlangen sich ineinander, versteckten sich hinter den kantigen Stützpfeilern, zischten auf, krochen in gotische Nischen und brachten den Backsteinbau zu leisem Erröten. Dann aber floh dieses Lichtphantom die Kirche und klammerte sich an die Wache, die in die Schulstraße einbog; über den blitzenden Helmen und den Waffen lag ein Blütenschimmer mit einem Mantel von Qualm.

Vorläufig kamen die beiden Männer noch un-

gehindert weiter. Eine Schutzmannspatrouille ging vorüber. Ein blaſſer Menſch wurde abgeführt. Er hatte ein verhältnismäßig junges Geſicht, das zu ſeinen mageren Händen im Widerſpruch ſtand. Die Hände ſchienen ohne Leben zu ſein, der Arbeiter fuchtelte mit ihnen in der Luft umher; ſie ſahen aus, als ob ſie von einem geſchickten Anatomen präpariert ſeien. Ab und zu fiel irgendein verlorener Lichtſchimmer auf dieſe Hände. Der Schutzmann, der den Manifeſtanten am Kragen hielt, ſchob ihn vorwärts und erſchwerte ihm durch einen ſcharfen Druck alle ſeitlichen Körperbewegungen.

Wogenartig kamen die Menſchen vom Fiſchmarkt herauf. Eine Horde von acht Männern brüllte hinter der Patrouille her: „Immer drauf auf die blauen Hunde!“ Eine Konſervendoſe flog in die Patrouille; ein Stein traf den Unteroffizier am Arm. Nun wandte ſich der führende Unteroffizier um; die Schutzleute zogen auf Kommando die Säbel, und während der Arbeiter mit den mageren Händen von einem Beamten weggeſchleppt wurde, gingen ſie auf die acht Männer los.

Doktor Rudolf Cohn ſtand in einem Türbogen; Thomas ſah ſtarr auf den Vorgang. Faſt ruhig, mechaniſch ſauſten die flachen Klingen auf die Kerle nieder. Dann begann der Führer der acht, der rotbärtige Eiſendreher, der damals in der Verſammlung neben Thomas geſeſſen hatte, zu brüllen

und Signale mit einer Pfeife zu geben. Ein ſcharfer Hieb traf ihn an der Schulter; der Arm mit der Signalpfeife hing matt herab. „Schuft, Blauer, Ausbeuter“, ſchrie der Rotblonde, und man ſah ſeinem Geſichte die Willensanſtrengungen an, die er machte, um den Arm zu heben. ‚Aber der Kauſalzuſammenhang iſt doch geſtört‘, dachte Thomas wiſſenſchaftlich-korrekt. Der Arm hing.

Inzwiſchen hatten ſich die beiden Herren weitergedrängt; ſie gelangten auf den Fiſchmarkt, der nur durch ein paar Fackeln erhellt war. Der Brunnen mit dem Standbild Karls des Großen ſchien wie eine ſchwere einzelne Säule das graue, niedrige Gewölk über dem Platz zu ſtützen. Phantaſtiſch ſtieg in dieſem Licht eine Woge von Menſchen auf und nieder. Sie brandete um das Denkmal, ſchrie, bäumte ſich auf, brüllte, pfiff grauenhaft und ebbte wieder einige Schritte rückwärts. Die Vierzig, die vorhin von der Petrikirche gekommen waren, mähten in die Menſchen hinein, feſt, energiſch, wie mit einem einzigen Willen.

Am Brunnen ſtand eine Frauensperſon. Sie war etwa vierundzwanzig Jahre alt, trug ein Kleid von mäßiger Eleganz und ihre blonden Haare hingen in Strähnen unter einem großen Federhut hervor. Eine einzelne blonde Locke pendelte ihr immer wieder vor den Augen hin und her. Wenn ſie den rechten Arm gehoben hatte, um einen Aſcheimerdeckel oder einen Stein in die Phalanx der

Schutzleute zu ſchleudern, dann griff ſie erſt mit der Linken nach der wehenden Locke und zog ſie hinter das Ohr. Aber ſobald der Gegenſtand geworfen war, hing die Locke auch ſchon wieder vor den Augen, und der Kampf mit der Locke begann von neuem. Die kleine Perſon kämpfte nach zwei Fronten, gegen die Schutzleute und gegen die Locke.

Sie hatte einen Haufen von Steinen am Gitter des Brunnens aufgehäuft; neben ihr ſtand ein älterer Mann, den man für einen Italiener halten konnte. Sein breiter Trauring funkelte im Lichte der Fackeln, wenn er den Arm hob, um einen Stein in die Kolonne der Schutzleute hineinzuwerfen. Das Mädchen ſchrie mit einer ganz hellen, aber leicht heiſeren Stimme: „Immer drauf, ſchmeißt die Hunde tot.“

Thomas war durch das Gewühl des Kampfes in die Anlagen am Johanneum gedrängt worden. Vor ihm ſtolperte ein Mann über das niedere, eiſerne Gitter, das den Raſen umzieht. Der Mann war ſchmutzig gekleidet, hatte häßliche, krumme Beine und einen wäſſerigen Geſichtsausdruck. Aber als er hinfiel, kullerten aus ſeinen Taſchen drei goldene Uhren, während ſeine Hand gierig eine goldene Kette feſthielt.

Ein halbwüchſiger Bengel lachte in das Gebrüll hinein, das von der Mitte des Platzes herüberſcholl. „Haſt dir wohl Vorrat geholt, mien Jung?“ Er riß eine der Uhren an ſich, ſteckte ſie

in die Taſche und verſuchte ſich durch die Menge durchzudrängen. Aber der Geſtolperte hatte ſich wieder aufgerichtet und ſtürzte dem Bengel nach. Er erwiſchte ihn am Rande der Straße, mitten im Gewühl und packte ihn an der Gurgel. „Die Uhr, du Dieb, die Uhr!“

Aber der Halbſtarke wehrte ſich. Er biß dem Angreifer in die Hand, daß ihm ſelbſt der Mund blutete. Der Angreifer ſchrie auf. „Woher haſt denn du die Uhr?“ brüllte der Bengel, „hier iſt Gleichheit, du!“

Inzwiſchen waren die Schutzleute bis an den Brunnen vorgedrungen. Einer der Beamten nahm das blonde Mädchen feſt, das ihm noch im letzten Augenblick einen Stein auf den Helm warf und dann mit der linken Hand die Locke aus dem Geſicht zog. Der Mann, der neben ihr geſtanden hatte, ſchlug noch mit der Fauſt dem Schutzmann, der die Verhaftung vornahm, vor die Bruſt. Dann wurde das Mädchen angepackt und durch die Menſchenmenge fortgeſchleppt. Sie wandte ſich aber noch einmal um und ſchrie: „Hermann!“ Der Mann rief: „Ich gehe mit!“ Ein Gebrüll erhob ſich unter den Umſtehenden. Zwei- bis dreihundert Leute folgten dem Transport; Steine flogen um die Schutzleute, als ſie das widerſtrebende Mädchen vorwärtsriſſen. Sie kreiſchte: „Pferdeknechte, Lumpen, Schweinigel!“ Dann riß ſie ſich noch einmal um, reckte ihren Hals lang in die Höhe und brüllte mit

ihrer heiſeren Stimme: „Haut die Schutzleute.“ Gleichzeitig fuhr ſie mit der Linken, die von der Hand des Schutzmanns feſt umklammert wurde, durch ihr Geſicht, um die Haarſträhne wieder hinter das linke Ohr zu legen.

Ehe Thomas den Ausgang dieſes Vorfalles verfolgen konnte, war er in den Schopenſtehl hineingedrängt worden. Neben ihm an einer Mauer lehnte ein Feuerwehrmann mit vorgequollenen Augen und blutigen Händen. Er hatte mit einem ganzen Zug an der Beſeitigung einer Barrikade gearbeitet und war von mehreren Steinwürfen getroffen worden. Dann hatte er ſich in einen Hauseingang geflüchtet, und dort war er liegengeblieben. Er wandte ſich an einen der Schutzleute, die vom Kattrepel aus in den Schopenſtehl eingedrungen waren.

„Kannſt du mich nicht 'rausbringen? Es hat ja keinen Sinn; die Hunde bauen die Barrikade wieder auf!“

Vier Männer ſchleppten inzwiſchen die Einfriedigung der Anlage, über die vorhin der Kerl mit den drei Uhren geſtolpert war, auf die Straße. Hunderte von arbeitgewohnten und kräftigen Fäuſten riſſen Steine aus dem Pflaſter, und ſtraff organiſiert wie auf dem Bau flog Stein nach Stein durch eine Kette von Händen. Die Barrikade wuchs: zwei junge Bengels brachten Holztüren an. Sie hatten die Türen irgendwo aus den Angeln geriſſen und legten ſie gegen die Steinmauer.

„Wie ſoll ich dir da helfen?“ keuchte der Schutzmann. „Sieh mal, dieſes Viehzeug! Runter von den Steinen. Runter! Vorwärts, machen Sie, daß Sie da 'runterkommen!“

Ein hundertfaches Hallo donnerte durch die dunkle, hohe Straße. Dazwiſchen tönte das helle Geklirr der rieſigen Glasſcheiben, die von Steinwürfen vernichtet wurden. Ein Polizeileutnant trat an die Barrikade. Er ſtand aufrecht in der fahlen Dunkelheit und forderte noch einmal auf, die Barrikade zu räumen.

Ein Steinhagel antwortete. ‚Die Steine ſchlagen ja faſt gar nicht auf‘, dachte Thomas. Aber der Boden war ja aufgeriſſen. Ein Stein hatte den Offizier am Oberſchenkel getroffen. Er wankte und ein Schutzmann ſtützte ihn.

„Legen Sie mich in den Hauseingang, Friedrich“, ſagte der Offizier. „Der Knochen iſt kaput.“

„Da liegt ſchon ein Feuerwehrmann, Herr Leutnant, er wird wohl bald geholt werden. Dann können der Herr Leutnant mitkommen.“

„Deſto beſſer.“

Als die beiden Beamten den Offizier die kleine Treppe zum Hauseingang hinauftrugen, ſahen ſie, vom erhöhten Treppenabſatz, daß ein großer Teil der Leute auf der Barrikade Ringe oder Uhren in den Händen hielt. Und ſie ſahen, wie unter Gejohl und Geſchrei ein weiterer Laden erbrochen wurde. Die eiſernen Sicherheitsſtangen vor den Läden kreiſch-

ten unter den Hebebewegungen der Brecheiſen; die kleinen Vorhängeſchlöſſer klirrten unter Hammerſchlägen zu Boden. Zwanzig Hände riſſen die Läden aus den Krampen, neue Hammerſchläge zerſplitterten die großen Scheiben.

Dahinter lag das Gold. —

‚Der Sozialismus iſt eine kapitalſuchende Erſcheinung.‘

Und nun griffen Dutzende von verarbeiteten, plumpen Händen mit ſchwarzen, riſſigen Nägeln über die Scheibentrümmer, die aufeinandergeſchichtet lagen wie ſonſt das Treibeis. Elektriſche Taſchenlaternen gaben ein dünnes, falbiges Verbrecherlicht. Wie eine Tropfſteinhöhle ſah die Ladenauslage aus, bis die rieſigen Fäuſte hineinlangten. Eine blutige Hand griff nach zwei goldenen Uhren; eine andere entwand ihr die zweite. Das war ein merkwürdiger Kampf der beiden Hände, als ob zwei Seetiere ſich im Aquarium gepackt hätten. Und die Männer ſtanden draußen mit roten Geſichtern und gierigen Augen und folgten dem Kampf ihrer Hände.

Gold . . . Aber nicht nur Gold . . . Einer der weggelaufenen Lagerangeſtellten des Portweinſenators war da. Er hatte zwei Flaſchen Südwein mitgebracht und die auf dem Rathausmarkt kreiſen laſſen. Er war noch ſchwer betrunken. Nun rief er: „Es lebe die Anarchie! — Nieder mit den Hunden vom Senat!“ Unter jedem Arm trug er

eine Kuckucksuhr, die er an den Rand der Barrikade ſchleppte. Dort zog er die Uhren auf und ließ ſie Kuckuck ſchreien.

Damit erregte er Begeiſterung und Wohlwollen.

Ein Kohlentrimmer goß dem Kuckuck Schnaps in das Häuschen. Aber der „Lageriſt“ behauptete, der Kuckuck lebe abſtinent.

„So'n Schietbütel!“

Da warf der Lageriſt die erſte Kuckucksuhr nach dem Kohlentrimmer. Aber er warf zu kurz und die Uhr zerſchellte an der Barrikade. Der Kuckuck lag auf einem Pflaſterſtein und glänzte noch ein wenig von Fuſel. Dann ging der Kohlentrimmer auf den Lageriſten zu und ſchlug ihm mit der Fauſt zwiſchen die Augen. Und da torkelte der Lageriſt und legte ſich lang neben den Kuckuck auf die Steine, während ihm das Blut ruckweis aus der Naſe ſchoß. Die zweite Kuckucksuhr ſtand unverſehrt neben ihm.

Als Thomas ſich zurückdrängen wollte, ſtieß er auf einen Zug von Männern, die ein ganzes Warenlager ausgeräumt hatten. Sie trugen mächtige Ballen davon; ein junger Bengel von etwa zwanzig Jahren zerriß die Geſchäftsbücher und zündete ſie mit einem Taſchenfeuerzeug an. Die brennenden Blätter tanzten ſchwelend durch die Dunkelheit, eins zerkräuſelte ſich zu Aſche vor dem Geſchäftsinhaber, der an der Ladentür lehnte; er

war mit einem großen Glasſtück an der Stirn verwundet worden und verſuchte mit einm Taſchentuch das Blut zu ſtillen, während ſeine fleißig und ſauber geſchriebenen Bücher vor ihm verkohlten.

Immer wilder wurden die Menſchen; bald war die ganze Straße nur eine Orgie, ein Wahnſinn und eine große Rechtsverletzung. Thomas entdeckte Doktor Rudolf Cohn. Er ſtand geſtikulierend vor einem offenen Friſeurladen, der ebenſo wie die Goldarbeiterläden erbrochen und ſeiner Ladeneinrichtung beraubt war. Ein Arbeiter hatte ſich auf den Ladentiſch neben die Kaſſe geſtellt und ſchrie: „Liebe Genoſſen, laßt uns nur ſo weiter wüten.“ Zehn Blendlaternen waren auf den Redner gerichtet, und aus der abgeblendeten Dunkelheit umtoſte ihn roher Beifall.

Da trat Doktor Cohn unter die Tobenden.

Er hoffte durch ſeine perſönliche Wirkung hier das Schlimmſte abwenden zu können. Aber jetzt lebte nur noch ein Wollen, eine Wut: Zerſtören, Vernichten.

„Halt dein Maul, du Jude!“ ſchrie ein Stauer, der einen großen Schlagring auf der Hand trug, „hier iſt alles gleich; hier hat keiner mehr zu reden.“ Irgendeine verlumpte Frauensperſon, die aus den Verbrecherkellern der Niedernſtraße ſtammte und auf das Arlarmſignal, daß „etwas los ſei“, zum Fiſchmarkt geeilt war, lehnte ſich an Rudolf

Cohn. „Dickerchen, krummer Hund, komm' mit. Ich will dich liebhaben."

Rudolf Cohn beſaß ſeine, graphiſche Sammlungen. Er ſchätzte als Spätling naturaliſtiſcher Zeit die Radierungen aus Verbrecherkellern und Zuhälterkreiſen. Aber dieſe Perſon ſtank nach Schnaps und einem penetranten Käſe. Einer ihrer Freunde war auf den Ladentiſch geſtiegen und ſagte in rührſeligem, paſtoralem Ton: „Liebe Genoſſen im Herrn! Wir können von allen ſchönen Dingen hier nichts brauchen. Aber laßt uns alles zerſchlagen, auf daß nichts umkomme!"

Rudolf Cohn trat zurück und fand ſich neben Thomas.

„Nun" fragte Thomas kurz.

„Furchtbar."

„Das ſind Ihre Leute", murmelte Thomas.

„Oder Ihre." Rudolf Cohn antwortete mit einem letzten, kindiſchen Stolz: „Das iſt das Werk Ihres Vaters."

„Laſſen Sie uns nicht darüber ſtreiten."

„Sie haben recht. Ich denke, wir verſuchen aus dieſem Chaos zu entrinnen."

Als die beiden Herren die Straße überqueren wollten, um möglichſt durch eine Seitengaſſe zu entkommen, erhob ſich vom Ende des Schopenſtehls ein ohrenbetäubendes Gebrüll. Kommandos erſchollen; ein harter Ruf. Enige hundert Schutzleute marſchierten vom Kattrepel aus an.

Rudolf Cohn richtete den Blick auf die Barrikade, die sich den Schutzleuten entgegenstellte. Wilde Kerle standen oben, die eine Fackel löschten, aber im letzten Aufleuchten erkannte Rudolf Cohn eine Frau. Sie hatte offene schwarze Haare, und ihre Bewegungen verrieten einen Zustand hysterischer Überreizung, wie er sich meist nur bei religiösen Fanatikerinnen findet.

Edith Cohn.

Rudolf Cohn schrie auf. Er schrie, wie die Männer im Alten Testament geschrien haben mochten, brüllend, ganz Schmerz und Verzweiflung. Das konservative Element des Juden, der Familiensinn, all die seit Jahrtausenden weitergegebenen Empfindungen drängten ihn hinauf auf die Barrikade zu seiner Schwester. Er vergaß die Kälte, die zwischen ihnen gelegen hatte; er vergaß, daß er sie verachten wollte, Amélies wegen. Er kletterte mit seinen kurzen Beinen den Steinwall hinan, tastete sich zu dem jungen Mädchen und packte es beim Arm. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, vielleicht ein paar hebräische Worte, aber sie schüttelte den Kopf.

„Wir wollen hier sterben für die Freiheit. Sembrowski und ich."

Neben Edith stand der Bildhauer. „Hier, den Hammer lasse ich niedersausen auf die Köpfe der Ausbeuter", tobte er. „Freiheit! Freiheit! Jetzt

iſt unſer Tag da. Wir verlachen euch, ihr vorſichtigen Führer!"

„Ihr ſeid verrückt, ihr beiden Phantaſten", beſchwor ſie der Anwalt. „Da vor euch ſtehen zweihundert Schutzleute. Ihr werdet ja nicht ſterben. Ihr werdet aufgegriffen, und man macht euch einen albernen, ekelhaften Prozeß und ſperrt euch zwei Jahre ein. Das iſt doch kein Martyrium."

„Wir werden ſterben!" antwortete Edith Cohn. „Arbeite weiter, Rudolf. Mit deinen wirtſchaftlich denkenden Genoſſen. Für uns handelt es ſich um mehr." Sie war nicht von der Stelle zu bewegen. Seit Stunden erlebte ſie die gewaltigſten inneren Senſationen. Sie ſah ſich als eine Käthe-Kollwitz-Figur, ſie erlebte den ganzen Weberaufſtand; ſie erlebte Dinge von unerhörter Gewalt; ein modernes Epos, ſo groß, wie kein geſchriebenes Epos der Erde: das Epos der Rache, gegen die, die ſie vernichtet hatten, aber unperſönlich, nur gegen die andere Welt, nicht gegen die Menſchen dieſer Welt, die ſie nicht mehr kümmerten.

„Iſt Doktor Dingſtäde da?"

„Ja."

„Grüße ihn. Er ſoll glücklich werden und ſoll ſeine Braut wegjagen."

„Komm' mit, Edith."

„Wir ſterben!"

Der Anwalt zuckte die Achſeln. Und während in der Straße das Kommando erſcholl, blank zu

ziehen, kroch er an der Rückſeite der Barrikade wieder herunter, haſtig und unſicher, und kehrte zu Thomas zurück.

„Sie ſind beide verrückt. Edith läßt Sie grüßen. Sembrowski iſt auch da. Sie wollen ſterben. Idioten. Aber kommen Sie. Heiraten und ſterben muß jeder allein.“

Von dem weiteren Auftrag ſprach er nicht. Er ſchüttelte nur den Kopf, während von der Barrikade Gebrüll ertönte. Dann nahm er Thomas beim Arm, und jetzt war er ganz allein auf ſeine Rettung aus dieſem Chaos bedacht. Familienſinn und Sorge für die Schweſter waren in den Hintergrund getreten. Jetzt hatte er nur Zeit, an ſich zu denken. Seine erſtaunliche Klarheit und Dispoſitionskraft verließen ihn ſelbſt jetzt nicht. „Kommen Sie“, ſagte er, während er wieder neben Thomas herhüpfte, „hier weiß ich einen ſchmalen Gang, und da kommen wir auf die Jakobikirche. Hierher.“

Er führte Thomas mit einer merkwürdigen Sicherheit durch feuchte Gängeviertel, an der Rückſeite elender Fachwerkhäuſer vorbei, durch jene Twieten, in denen 1892 die Cholera ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Schmutzige und verlumpte Weiber ſaßen vor den Türen; hier waren die Häuſer und ihr Innenleben wie ausgeweidete Tiere. Alle Gedärme, alle innere Zellen waren bloßgelegt, und ekelten den Beſchauer leicht an.

Nach einiger Zeit begann Thomas: „Man ſollte es nicht glauben, daß das da drüben die Menſchen waren, zu denen ich vor einem Monat in der Verſammlung ſprach, und die meinen Worten folgten, aufmerkſam, wie artige Kinder. Wie müſſen ſie falſch geleitet ſein!“

Rudolf Cohn zuckte die Achſeln. „Ich habe es nicht gewollt.“

„Das kommt heraus bei Ihrem Syſtem. Wirtſchaftlich, wirtſchaftlich. Geld erwerben. Und dafür werden anſtändige Kerle hingemäht, während eine Reihe von Lumpen ſich auf die Lehre vom primitiven Kommunismus ſtützt und Läden ausraubt.“

Der Anwalt blieb ſtehen. „Herr Doktor Dingſtäde, Sie ſprechen, wie Sie es verſtehen. Was hat denn Ihnen und Ihren Leuten das Gramm Kultur gegeben, das Sie von unſeren Leuten ſcheidet? Der Wohlſtand. Ohne einen gewiſſen Wohlſtand gibt es keine Kultur . . . Es ſind alſo für den Sozialismus, deſſen Mitglieder alle Kulturſehnen haben, nur zwei Möglichkeiten da, wenn er ſeinen Leuten die Baſis der Kultur verſchaffen will, entweder den plutokratiſchen Staat vernichten und ihn ſozialiſtiſch aufzubauen, oder ihn zwingen, die Armen an ſeinen Bildungs- und Genußmitteln teilnehmen zu laſſen. Eins von beiden müſſen wir erzwingen, mit kalten Mitteln. Was dann kommt, werden wir ſehen.“

„Nein, Herr Doktor Cohn. In dieſer Auffaſſung liegt der Kardinalfehler Ihres Syſtems. Man kann nicht erſt Geld verdienen und dann Ideale züchten wollen. Dann wird eben das Geldverdienen zum Ideal und läßt ſich nicht mehr wegbringen. Beides muß parallel laufen. Das verſtehen aber Ihre Führer nicht. Sie züchten Bourgeois. Und die können nicht für große Ideen kämpfen, weil ſie lahm werden, wenn ſie kleine ſichtbare Vorteile erkämpft haben. Gewiß iſt der Sozialismus ſeit dem Urchriſtentum oder vielleicht ſeit der Reformation die erſte, wundervolle Maſſenerſcheinung. Aber wenn ſie ſich nicht neue ſoizale Ideale gibt, dann ſtirbt ſie an denſelben Krankheiten wie Mama Bourgeoſie jetzt. Das iſt die Erkenntnis, die ich errungen habe!“

Rudolf Cohn blieb wieder einmal ſtehen. Er tat, als ob das eine Steigerung der Unterredung ſei. In Wahrheit wollte er ſich aber verſchnaufen. Er ſteckte die Hände tief in die Manteltaſchen. „Sehen Sie, das ſagen Sie. Darüber denkt man jedoch in der Partei: ‚Intellektualismus‘. Und wer dem huldigt, fliegt.“

„Herr Doktor Cohn, Sie denken ebenſo wie ich.“

„Aber ich ſage es nicht.“

Die beiden Männer gingen ſchweigend weiter.

An der Jakobikirche gaben ſie ſich die Hände.

„Was wird aus Ihrer Schweſter?“ fragte Thomas und ſah den Anwalt lange an.

„Das, was aus denen wird, die um neue ſoziale Ideale kämpfen. Die Parteimärtyrer aus den Jahren des Sozialiſtengeſetzes werden von ihnen überholt.“

„Sie ſagen das ſehr ruhig, Herr Doktor Cohn.“

„Kann ich es hindern? Ich habe kein Talent für dergleichen. Edith hat es anſcheinend.“

Die Männer trennten ſich. Thomas begriff, daß es keinen Zweck hatte, Edith in ihren Entſchlüſſen zu hindern, mochte kommen, was wollte. Er ſchlug die Richtung nach dem Jungfernſtieg ein. Noch waren die Straßen belebt; noch verebbten hier die Reſte jener großen Woge, die dort unten am Hafen aufgerauſcht war. Einzelne betrunkene und johlende Menſchen oder ſchreiende Gruppen trieben noch in den Straßen ihr Unweſen. Zuweilen klirrte eine Laternenſcheibe, wenn eine leere Flaſche oder ein Stein hineinflog. Dann tobte wohl auch noch ein wildes Geheul hinterher. Aber im allgemeinen hatte die Polizei bereits wieder die Oberhand; die Maſchine Staat funktionierte wieder.

Thomas ging langſam über die Lombardsbrücke nach Hauſe. Die Alſter ſah grau und öde aus.

„So erwirbt man alſo neue Erkenntnis“, dachte er. „Es iſt bitter.“ — —

Aber es waren für Thomas noch andere Wege offengehalten, auf denen er zur Erkenntnis kommen ſollte. Als er in ſeinen Vorgarten trat, ſah er, daß in ſeinem Arbeitszimmer Licht war. Er trat in das Haus und fragte den Diener, wie das möglich ſei.

„Herr Henry O'Sun iſt noch da. Er wartet ſeit einer Stunde auf Herrn Doktor."

„Henry O'Sun, was will denn der?"

„Er müßte Herrn Doktor dringend ſprechen."

Als Thomas die Tür zu ſeinem Zimmer öffnete, erhob ſich Henry aus dem großen Dogenſtuhl und verbeugte ſich. Er war ganz Gentlemanfeierlichkeit, glattgezogener Anzug, breitgezogener Mund ohne Goldplombe, ſeitwärtsgezogene Schlammfalten.

„Guten Tag, Henry, was führt dich zu mir?"

„Etwas Ernſtes. Bitte, nimm Platz." Das klang ſcharf, aber Thomas ließ ſich nicht beirren und ſagte nur: „Im Gegenteil, ich bitte dich, Platz zu nehmen."

Eine leichte Röte wehte über Henrys zermürbtes Geſicht. Er ſetzte ſich auf den Rand des Stuhles und ſtützte, während er die Füße zuſammenſtellte und die Knie auseinanderſpreizte, die beiden Ellbogen auf die Oberſchenkel und preßte die geſpreizten Fingerſpitzen gegeneinander. In dieſer Stellung konnte er den Oberkörper und den

Kopf bei ſeinen Worten hin und her drehen, was zur Erhöhung der Wirkung nicht unwichtig war.

„Alſo beginne. Willſt du eine Zigarette?“

„Nein, ich danke.“ Thomas nickte und ſah Henry fragend an.

„Ich habe“, ſo begann Henry, „einen Auftrag, den dir zu überbringen ich nur auf Grund unſerer jahrelangen Freundſchaft übernommen habe.“

Hübſches Deutſch, dachte Thomas und ſetzte ſich auf einen Stuhl, der an dem Mahagonitiſch ſtand. „Von wem kommt der Auftrag, den du mir zu überbringen nur auf Grund jahrelanger Freundſchaft übernommen haſt?“

„Von Fräulein von Halſtenbeck.“

Thomas ſah erſtaunt auf. „So, ſo.“ Das iſt ja wieder mal etwas Neues, dachte er.

„Ja, ich traf ſie im Theater und ſprach mit ihr in der Pauſe. Sie war ſehr erregt, da das Gerücht der Aufſtände ſich verbreitet hatte, und rechnete darauf, daß du kommen würdeſt, um ſie zu beſchützen. Das iſt doch ſeine Pflicht, ſagte ſie immer wieder.“

„War das denn nötig? Habt ihr denn in der Nähe des Theaters überhaupt etwas von den Krawallen gemerkt?“ Die Stimme klang hart; ungewohnt hart, dachte Henry F., merkwürdig iſt das.

„N — ja“, zögerte er, „viel gemerkt nicht, aber weißt du, es war doch eine ungemütliche Geſchichte.

Und Amélie war ſehr erregt und ängſtlich. — Nun, ich fuhr dann mit ihr nach Hauſe. Als wir bei Halſtenbecks ankamen, trafen wir das Haus in größter Beſtürzung. Man hatte gerade den Senator gebracht. Er war bereits in der Bürgerſchaftsſitzung in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und wie geſagt wurde, habeſt du dich da anfangs auch um ihn bemüht. Du haſt dich aber ſpäter um den kranken Mann gar nicht bekümmert, und haſt auch die Familie nicht benachrichtigt."

Wieder erſchrak Thomas zunächſt einmal über ſeine Schlechtigkeit. Dann, als er die Vorwürfe näher prüfte, entgegnete er: „Der Alte war infolge einer übergroßen Anſpannung der Nerven in Ohnmacht gefallen. Er kam wieder zu ſich, und ich bot ihm meine Hilfe an. Er wies ſie aber ab und erklärte, daß er allein nach Hauſe fahren würde. Als ich vergeblich verſucht hatte, telephoniſchen Anſchluß zu bekommen, war er ſchon abgefahren. Ein weiteres Eingreifen erſchien mir überflüſſig."

„Ich habe dir aber mitzuteilen, daß der Senator von Halſtenbeck einen Schlaganfall erlitten hat."

Starkes Mitempfinden packte Thomas. „Das tut mir aber ſehr leid, Henry. Wie befindet er ſich? Welcher Arzt iſt da?"

Henry F. wiegte den Kopf hin und her. „Recht mäßig. Doktor Peterſen iſt da. Ruhe. Ruhe.

Unſer Gemeinweſen würde in dem Senator eine Kraft verlieren, die nicht ſo bald zu erſetzen wäre.“ Das ſagte Henry mit dem ſchönen Stolz, den ein anſtändiger Menſch für hochſtehende Mitbürger zu haben verpflichtet iſt.

„Verzeih, Henry, daß ich dich unterbreche. Du warſt doch heute abend in der Bürgerſchaft. Wie kamſt du denn in das Theater?“ Ein feſter, klarer Blick bohrte ſich in die Augen des Angeredeten.

Henry dachte nur: ‚Jetzt hat er es geſchafft.‘ Laut antwortete er: „Die Bürgerſchaftsſitzung war um einhalb elf etwa zu Ende. Ich ging etwas früher, weil ich es nicht liebe, in das Gedränge hineinzukommen — ja — und da fuhr ich am Theater vorüber und da ſtand Amélie.“

„Vorhin ſagteſt du, du hätteſt Amélie in der Pauſe geſprochen.“

Henry F. begann Blut zu ſchwitzen.

„Ja, es war auch noch Pauſe . . . oder ſagte ich Pauſe . . . nein, ich meinte Schluß, weißt du.“

Er ſaß ſtill da und wagte mit dem eigentlichen „Auftrag“ noch nicht herauszukommen.

Die Kaffeekanne lachte vom Schreibtiſch her. Vergnügt und befriedigt. Thomas freute ſich auch. Er fühlte ſich eigentlich ſehr luſtig. Nach all dem Elend, das er heute geſehen hatte, kam ihm dieſe Szene faſt befreiend vor. Er erhob ſich von ſeinem Stuhl, ſtellte ſich aufrecht hin und ſagte: „Lieber Henry, mach’ mir doch nichts mehr vor. Der Sach-

verhalt iſt folgender: Amélie und du, ihr beiden ſeid bereits eine Zeitlang einig. Das ſieht ein Blinder. Ihr wartet auf eine paſſende Gelegenheit, um mich abzuſchieben. Heute glaubt ihr die gefunden zu haben. Mein Verhalten gegen den Senator wird als herzlos geſtempelt, und Amélie hat dich beauftragt, mir mein Wort zurückzugeben. So iſt es, nicht wahr?“

„Das mit dem Wort zurückgeben, ja“, erwiderte Henry kleinlaut. „Aber ſonſt . . .“ ſeine Stimme ſchwoll an — „Was du ſonſt ſagſt, iſt unerhört . . .“

Die lange, magere Hand des Gelehrten fuhr durch die Luft. „Rede nicht, Henry. Du haſt mir zuerſt bereits etwas vorgelogen und wirſt alſo wohl auch ſpäter lügen. Henry, mir iſt das alles ganz recht. Das begreifſt du nicht, nicht wahr? Gut, das geht dich aber nichts an. Du hätteſt mir nur die Wahrheit ſagen ſollen. Das wäre hübſcher geweſen.“

„Du weißt ja nicht, Thomas, wie ich gekämpft habe . . .“ Aus dem Dogenſtuhl kam ein gefühlvoller Seufzer.

„Gewiß, Henry, wenn der alte Halſtenbeck Senator blieb, und du ſeine Tochter heirateteſt, dann hätteſt du als Schwiegerſohn eines Senators nicht in den Senat kommen können. Das muß freilich für dich ein verzweifelter Kampf geweſen ſein. Aber heute abend, als der Alte ſeinen erſten Schlag-

anfall gehabt hatte, biſt du zur ſittlichen Klarheit gekommen und willſt die Tochter auf jeden Fall heiraten. Denn entweder zieht der Alte ſich in den Ruheſtand zurück, oder er bekommt über kurz oder lang den zweiten Schlaganfall. Wie es auch kommen mag: Der Bock für deinen Krimmerkragen auf den ſpaniſchen Wams iſt bereits geſchoſſen.“

Henry ſprang auf. „Thomas, du biſt infam.“ Die Schlammfalten gruben ſich zentimetertief um den Mund.

Aber Doktor Thomas Dingſtäde nickte freundlich und antwortete: „Gewiß, aber ich werde mir trotzdem keine Mühe geben, die ſittliche Höhe zu erklimmen, die du erreicht haſt. Im übrigen: ich habe zu arbeiten. Adieu.“

Eine kalte Verbeugung. Thomas nickte, und Henry verließ das Zimmer. Dann ging der junge Forſcher an ſeinen Schreibtiſch, nahm die große Photographie von Amélie, ſah ſich noch einmal dieſes ſchöne, laſterhafte Geſicht an und legte das Bild in eine Schublade.

Vor ihm lag das Manuſkript ſeines Werkes über Hamburgiſche Kultur. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Stundenlang. Seine Gedanken waren von einer herrlichen Schärfe, von einer brillanten Geſtaltungskraft, von einem hinreißenden Schwung. Er ſchrieb ſo, wie etwa ein Menſch aus der Großſtadt in den Bergen atmet. Mit bewußtem Luſt-

gefühl. Er hätte die Arme recken und laut rufen mögen: „Hurra!“

Um drei Uhr blickte er für kurze Zeit auf und entzündete ſich eine Zigarette.

„Na, liebe Kaffeekanne, was ſagſt du nun?“

. . . . . und Freiheit! . . . . . .

18.

Der alte Dingſtäde ſuchte ſeinen Sohn am folgenden Abend auf, als dieſer gerade die Berichte der Tageszeitungen über die Vorgänge des verfloſſenen Abends durchblätterte. Der Alte ſah nach den Anſtrengungen des Gallenſteinanfalls noch etwas grau aus, fühlte ſich im übrigen aber wohl und befriedigt. Es lag ihm daran, von Thomas eine Anerkennung des Erfolges zu erhalten, ſchon aus väterlich-autoritativer Eitelkeit heraus. Jedoch hatte er Geſchmack genug, ſeine Freude nicht in die Welt hinauszuſchreien, ſondern er ſagte ſogar zu Thomas: „Jetzt iſt das definitive Durchbringen des Geſetzes beinahe peinlich leicht. Ich leide ja nur ſelten an Sentimentalitäten; das hier kommt mir aber faſt vor wie eine Aufgabe für Dilettanten, die meiner unwürdig iſt. Haſt du die erſte Zeitungswoge über dich ergehen laſſen?“

„Gewiß, Papa, du hatteſt recht mit dem, was du neulich ſagteſt. Einige entgleiſte Tramwagen hätten die von dir erſehnte Wirkung vielleicht ſchon hervorgebracht. Dieſe Vorgänge aber werden das Geſetz in ſpäteſtens zwei Wochen durchdrücken. Von ganz rechts bis zur Grenze der Sozialdemo-

kratie — alles, was man ‚bürgerlich‘ nennt — ist wohl noch nie eine solche schöne Harmonie gewesen. Die Ehre des Bourgeois ist sein Geld. Wer ihm daran tippt, mag sich hüten. Dann hebt der Löwe die Tatze.“

Das Gesicht des Alten erhellte sich. „Du bist guter Laune, Thom?“

„Ich habe auch Grund dazu.“

„So. Laß hören. Gib mir eine Flor de Senato. Danke. Na —“ Der Senator murmelte, während die Miniaturfeuer-, Keuch- und Rauchpantomime des Zigarrenanſteckens ſich abſpielte: „Hm — aja — nur los! Wer macht dich guter Laune? Ich möchte auch daran partizipieren.“

„Ich habe gestern von Amélie mein Wort zurückerhalten.“

Der Portweinsenator legte seine Zigarre hin. Während der besten Anfangszüge. Er sah den Sohn an. „Wie kam das? Bitte.“

Nun erzählte Thomas den Vorgang, sprach von Henry F. und vom Schlaganfall des Präses der Finanzdeputation. Er sprach ohne Übertreibung, nur die Wahrheit.

„Diese Canaillen!“ murmelte der Portweinsenator. „Es ist gut so“, setzte er nach einiger Zeit hinzu. „Wenn so eine Verlobung äußerlich nett zusammenzupassen scheint, dann übersehen wir Alten leicht die inneren Disharmonien. Ich habe dich damals wohl ein wenig stark auf Amélie ge-

hetzt, Thom? Aber verzeih, mein Junge. Gut, daß das Richtige noch zur Zeit gekommen iſt. Sie hat es dir übrigens recht leicht gemacht."

„Das ſtimmt", nickte Thomas.

Es lag eine ſchöne, beruhigende Stille über dem Arbeitsraum. Vater und Sohn rauchten ſchweigend weiter, und ein paar vergeſſene Strahlen der Sonne, die der Alſternebel noch nicht arretiert hatte, tanzten auf dem Bauch der Kaffeekanne. Sie ſah ſehr diſtinguiert aus mit dem beſonnten Bauch.

„Da iſt ja deine berühmte Kaffeekanne", meinte der Portweinſenator nach einiger Zeit. „Sie iſt wirklich gar nicht übel." Er ſprach, aber Thomas merkte, daß ſein Vater in Gedanken noch mit der Auflöſung der Verlobung beſchäftigt war.

„Ja, ſie iſt mir eine Art von Bundesgenoſſen geworden. Sie iſt eigentlich das einzige Geſchöpf, das immer meiner Meinung war."

„Hältſt du das für ein hervorragendes Zeichen?" Dingſtädes Geſicht verzog ſich ein wenig ſpöttiſch.

„Weißt du, Papa, wenn man keine Seele um ſich hat, die auch nur ahnt, wo man heraus will, und insbeſondere die Notwendigkeit von Entwicklungsmöglichkeiten begreift, dann iſt ſo eine Kaffeekanne gar nicht das Dümmſte. Sie hemmt wenigſtens nicht; ihr muß man nicht jede Arbeit, jeden Druckbogen abtrotzen; von ihr muß man nicht jede

Meinung erkämpfen wie die Ordensritter ein Stück Koloniſationsland von den Heiden."

„Ich hab's begriffen, Thom." Es klang faſt ſardoniſch.

„Auf dich ging das am wenigſten, Papa. Wir beide ſind uns doch viel näher, als es den Anſchein hat. Die ‚herzliche Einigkeit' zwiſchen uns beiden, die der Moniteur in ſeinem Stimmungsbericht aus der Bürgerſchaftsſitzung feſtſtellt, iſt nicht ſo ironiſch, wie es den Anſchein haben könnte. Du biſt aus der Bismarckzeit, willſt herrſchen mit Kraft, und fühlſt dich hoch über all dem Volk. Ich bin aus der neueren Zeit; ich will herrſchen aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, daß geherrſcht werden muß. Herrſchen wollen wir beide, aber über freies Volk am liebſten. Und im Grunde ſind uns beiden die Leutchen da lieber, die perſönlich für ihre wirtſchaftlichen Forderungen kämpfen, als unſere Bürger, die ihre bezahlten Schutzleute ſchicken und ſelbſt hinter Rolljalouſien den Ausgang abwarten."

„Hm, hm", antwortete der Senator vorſichtig. Dann meinte er: „Aber du wirſt ſo doch nicht weit kommen, Thom."

„Fang nicht ſchon wieder mit dem Erfolgsmenſchentum an, Papa", entgegnete der Sohn, „nachdem ich dir gerade eine Belobigung erteilt habe." Sie lachten beide, und als der Alte noch einige Betrachtungen über die zurückgegangene

Verlobung angeſtellt hatte, meinte er: „Ich kam nämlich eigentlich zu dir, um mit dir über deine Zukunft zu reden. Denn das iſt doch nun einmal notwendig, ſchon der äußeren Dinge wegen. Ich hatte es aus leichtverſtändlichen Gründen aufgeſchoben, bis dieſe Wahlgeſchichte einigermaßen ſicher war. Nach allem, was ich ſehe, ſcheint es mir falſch, wenn du in die Firma eintrittſt. Sentimentalitäten über das Ende einer Jahrhunderte alten Portweindynaſtie anzuſtellen, iſt albern. Auch in unſerer Portweininduſtrie gab es einen erſten, und dementſprechend muß es auch einen letzten geben. Und ſogar noch einen paſſablen ohne Konkurs oder ſonſt etwas leider ortsüblich Werdendes, Furchtbares.“

Dieſes verſtändige Entgegenkommen ſeines Vaters freute Thomas. Wenn er ſich auch ſagte, daß den Alten in der Hauptſache die äußeren Erfolge ſeines Sohnes dazu bewogen. Er war eben ein Vater aus der früheren Generation. Er verſuchte mit eiſerner Kraft ſeinen väterlichen Willen durchzudrücken; er wurde brutal und ſcheute kein Mittel. Ging es dann aber abſolut nicht ſo wie er wollte, oder brachten gar andere zweckmäßige Erwägungen ihn auf neue Gedanken, dann ſchloß er einen annehmbaren Frieden und fand ſich mit dem Gegebenen plötzlich mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit ab.

„Ich habe ſeit längerer Zeit den Plan, Papa,

mich irgendwo zu habilitieren. Mein neues Buch über Hamburgiſche Kultur, deſſen erſter Teil in der nächſten Woche abgeſchrieben vorliegen wird, ſollte gleichzeitig eine Art Einführungsbrief werden. Merkwürdigerweiſe hat aber die kleine Broſchüre über das neue Wahlrecht, die hier von einem Gewerkſchaftsſekretär zur ſtillen Freude der Familie Halſtenbeck in Grund und Boden geriſſen und von der bürgerlichen Preſſe totgeſchwiegen wurde, doch mehr Aufſehen bei Fachleuten erregt, als ich annehmen konnte. Ein paar Artikel in Fachzeitſchriften taten das ihre dazu. Nun hat mich ein ſüddeutſcher Gelehrter aufgefordert, zu ihm zunächſt als Aſſiſtent zu kommen."

Thomas reichte dem Alten einen Stapel von Zeitungsausſchnitten. Der Senator zog ſein Augenglas aus der Taſche. Er hatte ſich heute morgen ein Glas nach einem neuen Syſtem erſtanden; das Glas verwahrte er in einem Etui, und dieſes Etui ſchnappte leiſe und diskret, wenn der Senator es verſchloß. Das machte dem Alten vorläufig noch Vergnügen. Er faßte das Glas von vorn mit der ganzen Hand und ſetzte es vor die Augen. Dann las er die einzelnen Artikel ſorgfältig, ohne ſich zu übereilen, und nickte von Zeit zu Zeit beifällig. Er erkundigte ſich nach der wiſſenſchaftlichen Bedeutung der Rezenſenten und ſagte ſogar einmal im Bruſtton der Überzeugung: „Was war dieſer Gewerkſchaftshalunke doch auch für ein Eſel."

Indeſſen träumte Thomas und dachte an die Kämpfe, die nötig geweſen waren, um den Mann, der ihm durch Blut und Intereſſe der nächſte in der Welt ſein ſollte, nur zu einem beifälligen Nicken zu bringen, wenn andere Leute Lobendes über ſeinen Sohn ſagten. Hat es eigentlich jemals eine Zeit gegeben, fragte Thomas ſich, in der Eltern und Kinder ſich meiſtens ſo fern ſtanden wie heute? Zuletzt gab es vielleicht während der Reformation etwas Ähnliches. Da wurde unter den furchtbarſten Wehen eine neue Geiſteswelt geboren. Und jetzt? Die Wehen der Zeit ſind zu furchtbar. Gebe Gott, daß bei all dieſen Qualen ein neues Leben zutage kommt. Mag ſelbſt die alte Kultur davon ſo erſchüttert werden, daß ſie nicht lange weiter leben kann. Vielleicht iſt das Kind ſo kräftig, daß es ſich allein weiterhilft. Wie wird man nach fünfzig Jahren unſere Zeit rückſchauend beurteilen?

Der Diener trat ins Zimmer.

„Herr Doktor, der Rechtsanwalt Doktor Rudolf Cohn bittet, den Herrn Doktor einen Augenblick ſprechen zu dürfen.“

„Wer?“ Vater und Sohn ſahen beide erſtaunt auf. Thomas war faſt erſchrocken.

„Herr Rechtsanwalt Doktor Cohn.“

Der Senator erhob ſich. „Thomas, dann gehe ich. Gerade jetzt iſt es vielleicht überflüſſig, daß ich Rudolf Cohn treffe. Dein Plan, nach Süddeutſch-

land zu gehen und dich zu habilitieren, ſcheint mir nach dem, was ich hier las, Hand und Fuß zu haben.“ ‚Der Alte hat mich doch nicht gern am Orte‘, dachte Thomas. ‚Nun, mir iſt es recht. Wenn ich da in Süddeutſchland arbeite, gibt es wenigſtens keine Familienreibungen.‘ Dann fuhr der Senator fort: „Über die Auflöſung deines Haushaltes und über die ganze pekuniäre Regelung der Sache müſſen wir ſpäter noch reden. Ebenſo von der Niederlegung deines Amtes als Finanzdeputierter.“

Als der Senator das Zimmer verlaſſen wollte, trat Rudolf Cohn in die Tür. Er ſah bleich und beſorgt aus. Sein Anzug war ſchmutzig und er ſchwankte ein wenig. Dann ſah er den Portweinſenator. Ein gleichgültiges Lächeln zog über ſein Geſicht. „Verzeihen Sie, Herr Senator, das wußte ich nicht.“

„Ich auch nicht, Herr Doktor Cohn, ſonſt . . .“

„Ich weiß, Herr Senator, billige Triumphe traue ich Ihnen nicht zu. Über den Ausgang der Sache ſelbſt haben wir ja geſtern in der Bürgerſchaftsſitzung auch ausgiebig geſprochen.“ Als der alte Dingſtäde ihn fragend anſah, ſetzte er hinzu: „Mit Blicken, meine ich. Aber das genügte wohl.“

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er fort: „Wir wollen nicht über die Zukunft ſpintiſieren. Was wird, wer weiß es? Im übrigen haben die beiden Herren Gegenwartsſorgen, von denen ſie vielleicht

noch nichts wiſſen. Herr Senator von Halſtenbeck iſt vor einer Stunde geſtorben."

‚Der goldene Bleiſtift', dachte der Portweinſenator unwillkürlich. Aber dann ſagte er: „Herr Doktor Cohn, ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung über mich, aber der Tod des verehrten Kollegen Halſtenbeck legt mir dringliche Pflichten auf. Leben Sie wohl."

Der Senator verneigte ſich gegen Rudolf Cohn, gab Thomas die Hand und ging.

„Können Sie mir noch zwei Minuten gönnen, ehe Sie zu Ihrer Braut gehen?"

„Amélie von Halſtenbeck iſt nicht mehr meine Braut."

Die kleinen Augen des Anwalts erweiterten ſich. „Das iſt doch ein Lichtblick in all dem Elend."

„Wieſo, Herr Doktor Cohn?"

Rudolf Cohn ſtützte ſich auf die Stuhllehne. „Herr Doktor Dingſtäde, ich habe Ihnen etwas ſehr Ernſtes mitzuteilen! Meine Schweſter Edith — iſt heute frühmorgens — in die Alſter gegangen."

Dieſe Worte ließen graue Schatten über das Zimmer rieſeln. Rudolf Cohn fühlte mit allen Fäden ſeines Hirns, wie die Nachricht die Blüten in der Seele des jungen Gelehrten überſchneite, wie das, was ſich an lebensbejahenden, jungen Trieben in ihm regte, wieder gefangen und gebannt wurde. Und der Realpolitiker neigte ſich zu dem zuſammengeſunkenen und erſtarrten Manne und ſagte: „Hören

Sie mich an, Herr Doktor. Es war vielleicht der notwendige und klare Schluß dieſes Lebens.“

Thomas ſagte kein Wort.

„Oder iſt unſere Zeit ſchon ſo dreckig, daß ſie nicht einmal mehr klare und folgerichtige Schlüſſe begreifen kann? Muß denn alles durch ſchmierige Vergleiche erledigt werden, durch entwürdigende Kompromiſſe?“ Der Anwalt war einen Augenblick ein ganz anderer. Er dachte im Geiſte ſeiner verſtorbenen Schweſter.

„Nein“, entgegnete Thomas. „Sie haben recht. Ich bin ſicher Ihrer Meinung.“ Und nach einiger Zeit fuhr er fort: „Wollen Sie mir den Verlauf der Sache erzählen?“

„Ich weiß ihn von Sembrowski. Der kam heute morgen, vordem ich ins Bureau ging, zerſchlagen, abgehetzt in meine Wohnung und lachte immerfort. Ich ließ ihn ſich beruhigen und dann erzählte er den Sachverhalt ganz kalt, während ich fürchtete, daß bei mir im Kopfe etwas entzweiging. Die Barrikaden wurden natürlich bald von den Schutzleuten genommen und die Verteidiger mit flachen Säbelhieben verprügelt. Es floß kaum Blut. Eine Reihe von Leutchen wurde dingfeſt gemacht. Sembrowski und Edith entkamen durch den Seitengang, durch den ich Sie auch geführt habe. Den kannte ſie. Da wohnten nämlich unſere Eltern.“

Das war es alſo. Thomas hatte einen Augen-

blick erſtaunt aufgeſehen. Dann ſank er wieder in ſich zuſammen.

„Edith hatte ein paar Hiebe abbekommen. Sembrowski war furchtbar zugerichtet. Nun kann man ſich den Zuſtand der beiden Illuſioniſten ja vorſtellen. Edith, die in ihrer wilden Begeiſterung ihre vielgenannte ſekundäre Weltauffaſſung vergeſſen hatte, ſah ſich nicht mehr als Käte-Kollwitz-Typ; nicht mehr als Kämpferin der Freiheit, ſondern als verprügeltes Judenmädel. Dazu kam die Erkenntnis, daß ihr ganzes Leben verfahren war. Dieſes Erlebnis mit Amélie von Halſtenbeck verſtärkte ſchon damals den von Natur bereits vorhandenen Gegenſatz zwiſchen Wirklichkeit und Idee; die Richtung, die der heutige Sozialismus eingeſchlagen hat, verbitterte ſie mehr und mehr, und endlich, nachdem dieſer beſchämende Ausgang ihres Heldentums ſie geſtern vor ſich ſelbſt lächerlich gemacht hatte, ging ſie. Sembrowski hat ſie nicht gehalten. Das war recht."

Rudolf Cohn nickte und ſagte noch einmal: „Sie ging."

„Sie muß noch viel von Ihnen geſprochen haben, Herr Doktor", fuhr der Anwalt fort. „Die beiden hatten ſich in irgendein Vorſtadt-Café geflüchtet. Sembrowski erzählte allerlei myſtiſches Zeug, von einer Neigung, hoch über allem Irdiſchen ... in metaphyſiſchen Gebieten ... und daß ſie geſagt habe, da ſei die Möglichkeit einer Befreiung geweſen ... aber ſie ſei doch nicht von dieſer Welt. Und es ginge

nicht. Die Verwirklichung ihrer Pläne sei nicht hier. Vielleicht sei aber für Sie diese Verwirklichung hier, denn Sie hätten die Zeichen der Zeit doch besser verstanden als Edith."

„Ist die Leiche gefunden?" fragte Thomas halblaut.

„Ja, sie ist an der Rabenstraße angetrieben. Ich habe sie eben rekognosziert. Die Staatsanwaltschaft wird sie wohl bereits morgen freigeben."

„Und Sembrowski?" Thomas fragte wie ein Automat, ohne einen Funken von Erregung in der Stimme.

„Ich fürchte, er ist von einem schweren Gemütsleiden gepackt. Übrigens hat er bereits heute nachmittag einen Ausweisungsbefehl bekommen als lästiger Ausländer. Die Polizei arbeitet wieder prompt. In acht Tagen soll er weg sein. Diese Gnadenfrist ist ihm bewilligt. Da er keinen Groschen Geld hat, wird er wohl per Schub an die Grenze gebracht werden, das heißt, er wird auf Staatskosten in fünfzig Minuten mit der elektrischen Bahn nach Harburg gefahren und kann sich von dort weiterbetteln."

Alle Dinge, die das Gehirn des jungen Dingstäde in letzter Zeit erregt hatten, waren, wenn sie auch einen starken Eindruck hinterließen, doch allmählich wieder vorübergegangen. Dies Erlebnis schien sich aber hart und tief einschneiden zu wollen. Es schien sein ganzes Hirn in Besitz zu nehmen, trotz-

dem es nur die Geſchichte eines kleinen Judengörs war, das in die Alſter ging wie ein ſchwangeres Dienſtmädchen.

Gut, daß Henry F. das nicht wußte. Wenigſtens vorläufig nicht.

Am nächſten Morgen ſandte Thomas tauſend Mark anonym an Sembrowski. Als Abſender ſchrieb er einen Namen auf, der ihm gerade einfiel, und einen Börſenſtand, an dem indifferente Leute plaziert waren. Er wollte Sembrowski jedes Dankes überheben. Sembrowski ſtammelte etwas wie ein Gebet, als er das Geld erhielt, und ein Strahl von Liebe fiel in ſein armes, einſames Herz. Nun konnte er wenigſtens weg, nach Rom, um dort weiter zu darben.

Edith hatte gewünſcht, von Sembrowskis Atelier aus beſtattet zu werden. Sie hatte es dem Bildhauer geſagt, ehe ſie ſich davonſchlich. Nur hier unter dieſen Arbeiten hatte ſie wirklich gelebt. Nur hier hatte ſie begonnen, die Tiefen des Lebens zu begreifen. Von hier ging ihr Höhenempfinden für Thomas aus und von hier aus wollte ſie in die Flammen überführt werden.

Zu Häupten des Sarges ſtand die Sonnenanbeterin.

Ihr junger, ſtraffer Körper reckte ſich wie in einem Jahrtauſende erhaltenen Sehnen der Sonne zu. Jede Faſer dieſes ſchlanken Leibes ſchien zu rufen: „Flamme, reinigende Flamme!“ Die Hände

hielten kleine, törichte Götzenbilder, die in die Heiligkeit des Lichtes getaucht werden ſollten. Die Lippen waren bleich und geöffnet wie Kamelienblüten und die Augen der Statue hatten ihre eigene lichtgelbe Färbung behalten; der ganze Körper drückte aus, daß dieſe Augen reines Licht geworden waren. Um den linken Fuß der Sonnenanbeterin ringelte ſich eine Schlange. Aber die Schlange war klein und harmlos. Sie konnte dieſem willengewordenen Menſchenkind nichts anhaben; ſein Geiſt ſchien Glanz geworden zu ſein, erhabenes Licht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenig Leute waren zur Trauerfeier anweſend. Rudolf Cohn hatte alles ferngehalten. Ein paar Parteifreunde waren da und brachten Kränze mit peinlich roten Schleifen. Der politiſche Redakteur trug eine Roſette im Knopfloch, die der Ehrenlegion ähnelte. Sonſt ſtanden nur noch ein paar typiſche alte Juden aus dem Gängeviertel am Sarg. Einer kam ſogar im Kaftan und hatte Ringellocken über den Ohren. Aber der fühlte ſich unſicher, weil kein Rabbiner mitwirkte. Neben dem Altar ſtand Doktor Thomas Dingſtäde, und ſein blanker Zylinder kam ihm dumm und überflüſſig vor.

Rudolf Cohn ſprach nur einige kurze Worte am Sarg. Er ſprach mit einer furchtbaren, klagenden Tiefe. Er ſagte, daß niemand ſich vermeſſen dürfe, die Rätſel der Seelen zu löſen. Aber das eine könnte man doch ſagen: Edith hätte gekämpft um ſittliche

Ideale. Wenn ſie nun auch zerbrochen ſei, ſo liege in dieſem Tode doch eine tragiſche Größe.

Als der Leichenzug nach Ohlsdorf hinausfuhr, nahte ein zweiter Zug von der anderen Seite der Alſter. Das war ein pomphafter Zug. Vornweg ging ein Leichendiener mit einem Degen und einem ſpaniſchen Hut. Dann folgte ein Coupé mit einem zu großen Traber, der mit den platten Hufen immer in den Januarſchmutz platſchte und, trotzdem er ab und zu in Trab verfiel, nicht recht vorwärtskam. Die brennenden Wagenlaternen waren ſchwarz verſchleiert. Der Wagen war leer. Aber auf dem Rückſitz ſtand kein Zylinder.

Hinter dem Wagen folgte ein weiterer Leichendiener in ſpaniſcher Tracht. Er hielt in jeder Hand die Hälfte einer Zitrone und tanzte im Polkaſchritt vor dem Leichenwagen her. Sechs Pferde, von Dienern geführt, zogen den Wagen, und von ſeinem Dach nickten rieſige Straußenfedern. Der Sarg war mit Blumen überdeckt.

Dem Leichenwagen ſchloß ſich ein unendliches Gefolge an; die Angehörigen, der Senat, die Notabeln von Hamburg und das diplomatiſche Korps, das ſich wieder einmal ſchlecht betrug und Zigaretten rauchte. Konſul James, der einen neuen, bunten Halsorden trug, hielt das für das Merkzeichen des diplomatiſchen Korps und rauchte mit.

Der erſte Leichendiener gab das Zeichen zum Halten, da der kurze Leichenzug, der über die

Uhlenhorſt kam, bereits in den Hauptweg eingebogen war. Der Traber mit den platten Füßen wackelte noch ein wenig auf der Stelle. Endlich blieb er ſtehen mit zurückgeſetzter Hinterhand und ſtand da wie eine löwengeformte Waſſerkanne aus romaniſcher Zeit.

Thomas ſaß mit Doktor Rudolf Cohn zuſammen in einem Wagen. Auf dem Rückſitz hockte Sembrowski, in einem elenden Schlapphut und einem abgeſchabten Mantel. Sie ſchwiegen alle drei.

„Das iſt der Leichenzug von Senator von Halſtenbeck“, ſagte Rudolf Cohn in die Stille.

Als Thomas den Blick nach links wandte, trafen ſich ſeine Blicke mit denen eines blonden Mädchens von undefinierbarem Alter. Sie trug in den Ohrläppchen kleine Perlen, und ſah unter den ſchwarzen Schleiern ſehr ſchön aus. Neben ihr ſaß Henry F. O'Sun, M. d. B. Die Schlammfalte war zum Schlammgraben geworden.

‚Sie fährt mit heraus‘, dachte Thomas. ‚Wie ſonderbar.‘

‚Na‘, dachte das blonde Mädchen, ‚bei dem Begräbnis. Ja, da gehörſt du hin.‘

Thomas grüßte, aber das Mädchen wandte den Kopf nach der Seite, als es drüben den Antiquar Loeb entdeckt hatte.

Langſam fuhr der Sarg mit den Reſten der armen Edith Cohn vor dem Paradezug des ver-

ſtorbenen Präſes der Finanzdeputation vorbei, dem Krematorium zu. —

Das war die letzte Fahrt des Senators Doctoris juris William von Halſtenbeck; das war die letzte Fahrt der armen Edith Cohn.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der nächſten Zeit bemühte ſich Thomas, an nichts anderes als an ſeine Arbeit über Hamburgiſche Kultur zu denken. Er durfte ſich nicht in Gefühlen verlieren. Die Wirklichkeit hatte ſtärkere Rechte. Bald überkam ihn dieſe merkwürdige Wolluſt des wiſſenſchaftlichen Schaffens, jene unbegreifliche Freude, etwas zu entdecken, eine neue Quelle, ein bis dahin unbeachtetes Zitat. Es iſt die Freude des abſolut Schöpferiſchen, die aber nichts von den zermürbenden Qualen des künſtleriſchen Schaffens hat. Thomas' Gehirn dachte Tag und Nacht nur in den großen Zuſammenhängen ſeiner Arbeit; oft ſchoß, durch eine Notiz, wieder ein Scheinwerferlicht über ein bis dahin ganz unerforſchtes Land. Und wieder begann von neuem die koſtbare Arbeit des Sichtens, des Ordnens, des Aufbauens.

Die Dinge des Tages kümmerten ihn nur ſoweit, als ſie ſeine Arbeit betrafen. Er hörte alles andere mit halbem Ohr und vergaß es meiſt ſofort wieder.

Doktor Drifft war eigentlich der einzige Menſch, mit dem er am Tage ſprach. Der Biblio-

thekar war ſich ſeiner Pflicht bewußt, dem Gelehrten beim Zuſtandekommen ſeines großen Werkes behilflich zu ſein. Er hatte längſt erkannt, daß ſich unter dem beſcheidenen Titel die ganze politiſche Kultur- und Wirtſchaftsgeſchichte Hamburgs im neunzehnten Jahrhundert verbarg. Zwar nicht ſo, wie ſie Amélie gewünſcht hatte.

Ab und zu aß Thomas mit Doktor Driſſt und Mercedes Cleſert zuſammen, bei ſich oder in einem ſtillen Reſtaurant. Zuweilen kam auch Doktor Cohn, der das Manuſkript von Thomas auf deſſen Wunſch einer genauen Prüfung auf das Tatſächliche unterzogen hatte. Aber er war ſchweigſamer geworden und weniger ſprühend.

Am Abend des 31. Januar, als ſich die vier in der Himmelsleiter trafen, ſagte Doktor Cohn nach der Bürgerſchaftsſitzung, daß das neue Wahlgeſetz mit einhundertundzwanzig gegen fünfunddreißig Stimmen durchgegangen ſei.

„Das war vorauszuſehen.“

Der Anſicht waren ſie alle vier.

„Das war es“, ſagte Doktor Rudolf Cohn noch zur Beſtätigung. „Aber Sie wiſſen doch nicht, was dieſe Tatſache für mich bedeutet.“ Er ſah trüb auf ſeinen Teller und fuhr mit den viereckigen Nägeln durch den Bart, daß die Haare knackten. „Sehn Sie“, fuhr er fort, und wandte ſich Thomas zu, „Sie, Herr Doktor Dingſtäde, haben Ihr Leben lange nicht ſo klar aufgezogen, wie ich es glaube

getan zu haben. Sie müſſen mir doch zugeben, daß in Ihnen bis in die letzte Zeit hinein viel Unklares und Verworrenes lebte. Und da geſchieht das Merkwürdige: Ich, der klare Kopf, der handelt und denkt ſo unanfechtbar wie der Tenor von Hinderſins Verſäumnisurteilen, der bleibt ſtecken, wird der Sklave einer Partei, wird vom Organismus zum Mechanismus degradiert. Der ſpürt aber auch nichts mehr von dem Glanz und dem Feuer des fruchtbaren Regierens in ſich, das er früher hatte oder vielleicht nur zu haben glaubte, das ihm aber in dieſer abbröckelnden Kulturperiode als das allein Wertvolle erſchien. Dagegen wächſt plötzlich aus Ihnen heraus eine neue, geheimnisvolle Welt, ein Garten voll von Ideen, in dem vielleicht ſogar einmal irgendeine Wunderblume aufblühen kann, die ſelbſt den Sozialismus beglücken möchte. Ich verſtehe das nicht mehr."

Mercedes Clefert ſah den Anwalt an. Ihr Auge leuchtete klar und ruhig.

„Ihre Schweſter hätte das vielleicht verſtanden, Herr Doktor, wenigſtens nach dem, was mir Herr Doktor Dingſtäde von ihr erzählt hat."

Rudolf Cohn erſchrak faſt. „Das wäre möglich . . ." Dann ſagte er nichts weiter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Februar wurde an Stelle des verſtorbenen Senators von Halſtenbeck, Rechtsanwalt Doktor Olde-

kop, in Firma Dres. Oldekop, Schrader, Tweſten, Schröder, Middelmann und Doktor Karl Oldekop, in den Senat gewählt. Seitdem Oldekop die Favoriſts abgenommen hatte, wußte man ihn überhaupt nicht mehr in der Naturgeſchichte unterzubringen. Er war weder Menſch noch Affe. ‚Deshalb kommt er auch in den Senat‘, meinte Rudolf Cohn, als er eines Abends guter Laune war. Dieſer Doktor Oldekop war ſelbſtredend der erſte Name der Firma, nicht etwa Doktor Carl Oldekop. Carl Oldekop war jung, ging auf Bälle und intereſſierte ſich noch für Literatur. Im April war er einer der Offizialverteidiger im Schopenſtehl-Prozeß, in dem eine Reihe von Manifeſtanten zu längeren Freiheitsſtrafen verurteilt wurden. Durch dieſen Prozeß wurde Doktor Karl Oldekop ein bekannter Verteidiger in Strafſachen, bekam eine große Praxis und hatte für Literatur keine Zeit mehr. Er ging nur noch auf Bälle. — An Stelle des in den Ruheſtand getretenen Senators Pinkernelle wurde Herr Henry F. O'Sun, M. d. B., in den Senat gewählt. Er wurde Präſes der Beleuchtungsdeputation. Rudolf Cohn ſagte nach der Wahl in der Bürgerſchaft: „Ich habe wieder einmal Gelegenheit gehabt, mich mit dem Wahlrecht zum Senat zu befaſſen. Das iſt faſt noch unverſtändlicher, als das neue Geſetz über die Wahlen zur Bürgerſchaft. Iſt's nicht auch ein Verfallszeichen, wenn die Wahlrechte derart verklauſuliert werden, daß nur

ein Rechtsverdreher ſie verſtehen kann?“ Hundertzwanzig Stimmen lachten gegen fünfunddreißig.

Anfang Mai heirateten Doktor Drifft und Mercedes Cleſert; außerdem Senator O'Sun und Amélie von Halſtenbeck. Beide Hochzeiten waren ſtill. Amélie war jetzt die Gattin des Präſes der Deputation für das Beleuchtungsweſen. ‚Die wahre Königin von Hamburg‘, dachte Thomas, als er ſie in einer illuſtrierten Zeitung abgebildet ſah, wie ſie ſich an den Sembrowskiſchen Brunnen lehnte, der inzwiſchen im O'Sunſchen Garten aufgeſtellt war. Zur Einweihung hatte ein Gartenfeſt ſtattgefunden, wo es der Trauer wegen keinen Sekt gab. „Der Meiſter iſt leider verhindert“, ſagte Amélie, als ſich jemand erkundigte, warum der Künſtler nicht anweſend ſei.

Mitte Mai ſchloß Thomas ſein Werk das erſtemal ab. ‚Mein Bekennermut liegt in meinen Schriften‘, dachte er, ‚wenn meine Handlungen auch zuweilen nach Kompromiß ſchmecken. Aber haben Voltaire, Rouſſeau oder Erasmus es anders machen können? Alſo nicht verzweifeln.‘ Er ſaß lange am Schreibtiſch, als er das Manuſkript wenigſtens zur Abſchrift reif erklärt hatte, und ſah hinaus durch die jungen, grünen Bäume, auf die ſtrahlende Alſter. Im Frühling war Hamburg ſchön; von einer unglaublichen Zartheit und Farbigkeit; es erinnerte während einiger Wochen im Jahr ſtark an Paris. Aber

das eine war ihm klar, er mußte fort von hier. „Der denkende Menſch überwindet Hamburg nur, wenn er es verläßt", hatte Rudolf Cohn neulich einmal bei einem Abendeſſen geſagt. „Ich bleibe", ſetzte er nach einiger Zeit hinzu.

Thomas' Hausſtand war aufgelöſt. Die Koffer waren zum größten Teil bereits abgeſandt. Frau Merkel hatte immer nur den Kopf nach links hängen laſſen und geſtöhnt: „Was nu — was nu?" Von ſeinen Eltern hatte Thomas Abſchied genommen, und der Senator hatte ihm die Hand energiſch geſchüttelt. „Weiter mein Junge", ſagte er nur. „Du biſt doch nicht ohne. Aber dann wirſt du auch nicht ewig grollen, daß ich dir nicht immer recht getan habe. Das eine habe ich doch von dir gelernt: Es iſt eine Zeit im Anzuge, vielleicht näher, als wir denken, in der die Gegenſätze nicht mehr reich und arm, ſondern Geiſtesfreiheit und Stumpfheit ſein werden. In der Sozialismus und Bürgertum ſich nähern müſſen, aus Gründen, von denen wir beide heute noch keine Ahnung haben. Mein Schickſal iſt es wohl nicht, in ihr tätig wirken zu dürfen. Aber ich hoffe ſie zu erleben. Und auch dich, wie du dieſe, deine eigenſte Zeit bändigen wirſt", ſetzte er nach kurzer Pauſe hinzu.

Frau Senator Dingſtäde empfahl Thomas, auch in Süddeutſchland immer Wolle zu tragen.

„Das iſt gut, Thomas; glaub das, mein Jung,

damit hältſt du dich geſund.“ Aber Tante Friederike, die beim Abſchiednehmen anweſend war, lächelte „meſchant“, wie ſie es gewöhnlich ſelbſt bezeichnete, und ſtreckte ihm den Vogelkopf mit der roten Perücke entgegen.

„Na, denn tjö, mein guter Jung“, dröhnte ſie. „Ich hab' dir nicht viel zu erzählen. Das weißt du beſſer als ich. Zurückkommen wirſt du ja auch, wenn es wieder Aalſuppe gibt, und dann lad ich euch alle ein, und wenn der Alte ſeinen Gallenſteinanfall hat, dann kommt er in das grüne Zimmer. Da kann er toben. Du weißt ja, Thomas, ich mach' da immer Johannisbeerſaft an die Suppe; das gibt den feinen Geſchmack und nimmt alle Härte. — Und dann, mein Jung, vergiß über all dem neuen Zeugs eins nicht: Freiligrath war doch ein feiner Kerl!“

Da ſah Thomas der alten Tante ins Auge und erwiderte: „Das war er! So was könnten wir wieder brauchen.“

„Iſt das dein Ernſt?“

„Wahrhaftigen Gottz.“

„Haſt du mich nicht früher damit ausgelacht, du Sleef?“

„Möglich, aber man lernt. Ich will es ſicher nicht wieder tun.“

„Na, dann vergiß man auch die Wolle nicht.“

Am nächſten Morgen fuhr Thomas zum Bahnhof. Hamburg prangte im Flaggenſchmuck. Rieſige

Farbenwogen tanzten über den Straßen, und die Schutzleute hatten die erste Garnitur an. Thomas trug auf dem Schoß ein in Papier eingewickeltes Paket. Ein Porzellanhenkel war durch das Papier gedrückt. Es war die Kaffeekanne.

Als er am Bahnhof ankam, empfingen ihn Doktor Cohn und das Ehepaar Drifft.

„Was ist denn eigentlich los?“

„Der Kaiser kommt doch zum Rennen. Das wissen Sie nicht?“ fragte Mercedes Clefert lachend.

Sie gingen alle vier auf den Bahnsteig, während Thomas' Diener das Handgepäck besorgte. Der Diener blieb beim Senator. Thomas wollte in Zukunft ohne Diener auskommen.

„Sembrowski läßt grüßen“, sagte Rudolf Cohn nach einiger Zeit. „Er ist in Rom.“ Rudolf Cohn hatte eine kleine Kiste in der Hand. „Er hat neulich seine Arbeiten hier versteigern lassen. Uns allen hat er nichts gesagt, damit wir nicht aus Mitleid kaufen sollten. — Anständig hat er immer gedacht. Und man muß wissen, was das heißt, so zu denken, wenn man nichts zu nagen hat!“

„Und die Sonnenanbeterin?“

„Ist für fünfhundert Mark verkauft.“

„An wen?“

„Herr Senator O'Sun hat sie auf besonderen Wunsch seiner Frau erstanden.“ Rudolf Cohn war blaß geworden.

Thomas zog den Mund ſcharf zuſammen. „Das braucht Sembrowski nicht zu erfahren.“

„Nein. Aber hier iſt eine Kleinigkeit, die Sembrowski nicht hat verſteigern laſſen. Er hat ſie Ihnen zugedacht. Weil er glaubte, daß ſie Sie freuen würde. Es iſt die kleine Tonfigur, die ‚Antike aus dem Muſeum in Raguſa‘, wie Edith ſagte. Vielleicht freut ſie Sie wirklich ein bißchen.“

Die Tränen ſtanden Thomas wieder nahe. Aber er dachte an die Rührungsgeſchichte von Herrn von Schwochau, der ſich durch eine Abſchiedsträne in Hamburg ſo viele Sympathien verſcherzt hatte. So dankte Thomas dem Doktor Cohn mit einem feſten Handſchlag.

„Sie müſſen das kleine Paket noch halten, damit ich meine Kaffeekanne nicht zerſchlage.“

Auf dem benachbarten Bahnſteig hatten ſich inzwiſchen viele Menſchen verſammelt. Eine Kompagnie Soldaten ſtieg die ſcheußlichen Treppen zum Bahnſteig hinunter und nahm vor dem äußerſten Geleiſe Aufſtellung. Muſik und Fahne am rechten Flügel.

Dann kamen mehrere Herren des Senates. Thomas ſah neugierig hinüber. Er freute ſich, wie gleichgültig ihm das alles war. Als ob er die ‚Alſterrevue‘ anſähe.

„Da iſt Senator O'Sun“, ſagte Mercedes Clefert. „Mit ſeiner Frau“, ſetzte Thomas ruhig

hinzu. „Der Kaiſer wird nun wohl gleich ankommen.“

Amélie war in Trauer. Henry F. führte ſie am Arm. Sie ſah ein wenig verbittert aus und lebte erſt auf, als man ſie von allen Seiten verbindlich grüßte. Mit ihr ging ihre Freundin, Frau Liesbeth Vaderſon, geſchiedene Dingſtäde, ſehr elegant. Sie ſprach mit einem Herrn vom diplomatiſchen Korps; aber ſie überſah den Konſul James, auf deſſen Bruſt ſich bereits wieder neuer Bahnhofsſpinat feſtgeſetzt hatte. „Die Büſte Bolivars“ oder ſo etwas Ähnliches.

Eine Bewegung ging über den Bahnſteig. Kommandos erſchollen. Der Bahnhofsvorſteher winkte, und die Gruppen ordneten ſich.

Langſam dröhnte in die Bahnhofshalle der Kaiſerliche Hofzug mit den langen, gelbblauen Wagen, ſehnig, überlegen, pompös.

Wieder Kommandos. Gewehre klappten. Die Fahne ſenkte ſich, und der Präſentiermarſch knatterte durch die Halle, hart, klar, architektoniſch.

Der Kaiſer erſchien in der Uniform der Königsulanen an der Wagentür. Er ſah grau und übermüdet aus, und um ſeinen Augen lag ein Gewirr von Fältchen. Aber er hielt ſich gerade und grüßte kurz und eckig mit einer nach auswärts gedrehten Hand.

„Das Adlerauge flammt“, ſagte Rudolf Cohn, M. d. B. „Davon habe ich immer in der bürger-

lichen Preſſe geleſen, und freue ich mich, es heute ſelbſt einmal zu ſehen."

„Na, laſſen Sie nur", lachte Thomas. „Der Vorwurf trifft dann eben die bürgerliche Preſſe."

Senator Henry F. O'Sun, Präſes der Deputation für das Beleuchtungsweſen, trat an den Zug und verbeugte ſich tief vor dem Monarchen. Der Kaiſer ſchüttelte ihm die Hand und küßte die der Frau Amélie O'Sun. Der Präſentiermarſch brach jäh ab.

„Wirklich ſehr intereſſant", dachte Thomas kühl, ganz wie ſein Vater gedacht haben würde.

„Ein weiteres beſtrittenes, ideelles Achtzehntel Hamburgiſcher Souveränität wird anerkannt", ſtellte Doktor Rudolf Cohn feſt. „Trotzdem es nicht wieder der ewige Neßler iſt."

Als der Kaiſer die Ehrenkompagnie abſchritt, fuhr der Zug vor, der Thomas nach Süddeutſchland bringen ſollte, und verdeckte das Bild dort drüben. Es war ein biederer Eilzug. Man hörte von dem anderen Bahnſteige her nur noch Stimmengewirr und ahnte irgendeine Bewegung hinter den Wagen.

„Bitte einſteigen", mahnte der Zugführer. „Wir fahren ſofort ab."

Thomas gab allen die Hand. Er ſah faſt glücklich aus.

„Dank!" ſagte er nur. „Es kann doch noch ſehr ſchön werden."

Dann ſtieg er in das Abteil und ließ das Fenſter hinunter.

Im letzten Augenblick überkam ihn ein heller Gedanke. Raſch wickelte er die Kaffeekanne aus dem Papier und reichte ſie Frau Mercedes Drifft aus dem Fenſter.

„Herr Doktor Dingſtäde!“ ſagte ſie. „Nein —“

„Doch, doch, gnädige Frau! Bitte, behalten Sie ſie. Es iſt gut, wenn eine ſolche Mahnung in Hamburg bleibt. Ich gehe in eine glücklichere Welt. Die Zeit, in der ſich mein Werden in dieſer Kaffeekanne ſpiegelte, iſt vorüber. Mich begleitet Sembrowskis Statuette. Die hat etwas vom Geiſt des alten Hellas.“

„Austauſchkeramik!“ meinte Rudolf Cohn. „Schade, daß es nicht Cadinen iſt. Es wäre der Situation angemeſſen.“

Frau Doktor Drifft nahm die Kaffeekanne zögernd entgegen. Sie ſah Thomas mit ihren klaren Augen an, und das blonde Haar blitzte ſogar ein wenig. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Sie ſoll es gut haben.“

Schwarzbrot und Freiheit.

Langſam ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Drei Menſchen in Hamburg hielten feſt zu Thomas: ein kleiner Bibliothekar mit ſechstauſend Mark Gehalt, die frühere Geſellſchafterin ſeiner Tante und ein jüdiſcher Sozialiſt oder ſozialiſtiſcher Jude, M. d. B. Sie winkten ihm nach.

Gut, daß Henry F. . . .

Es hätte ihn übrigens auch nicht gerührt; er kümmerte ſich gar nicht mehr um Thomas. Wozu auch? Wer ſich ſo verhält wie er, ſcheidet eben aus der Reihe der anſtändigen Menſchen aus. Das dürfte er ſich ja auch ſelbſt geſagt haben.

Als der Zug die Halle verlaſſen hatte, nahm Doktor Rudolf Cohn die Kaffeekanne einen Augenblick in die Hand und ſtrich mit den kurzen Fingern über den gekitteten Deckel. „Ich habe nun die ganze Geſchichte dieſer Kanne miterlebt; ſoweit dieſe Geſchichte für uns von Intereſſe und Bedeutung iſt. Seitdem jener Artikel ‚Nord-Venedig‘ erſchien. Und ich muß ſagen . . .“ Er ſtockte.

„Was müſſen Sie ſagen, Herr Doktor?“ fragte Mercedes Cleſert und nahm die Kanne wieder an ſich.

„Nur eins, gnädige Frau. Man hat die Kaffeekanne in Nord-Venedig wegen ihrer Sonderbarkeit ſchlecht behandelt und mißachtet. Die Kaffeekanne hat gewiß eine ſonderliche und barocke Form, iſt aber doch von allerbeſtem Porzellan.“

Ende.

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Soeben erſcheint:

Deutſche Flamme

Balladen

Kartonniert M 1.50 Luxusausgabe M 6.—

in 30 vom Autor ſignierten numerierten Exemplaren auf echt Bütten in Pergament

Schulenburgs Balladen verdienen allgemeine Beachtung. Dieſe Dichtungen ragen turmhoch über die allgemein bekannten Zeitdichtungen empor. Nur zum Teil ſind es Kriegsgedichte; die Mehrzahl ſeiner Stoffe holte Schulenburg aus Deutſchlands Vergangenheit. Höchſtes dichteriſches Können, tiefe, ſittliche Kraft und eine ſeltene jugendliche Begeiſterungsfähigkeit, das ſind die Merkmale dieſer Gedichte

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Früher erſchienene Werke von demſelben Verfaſſer im gleichen Verlag:

Stechinelli,

der Roman eines Kavaliers

2 Bände 3. Auflage Geh. M 6.—, geb. M 7.50

Ein Kunſtwerk im Goethiſch-Fauſtiſchem Sinn hat ein Kritiker dies Buch genannt, das an ſpannender Handlung und intereſſantem Stoff ſeinesgleichen ſucht. — Es iſt ein hiſtoriſcher Roman, aber keiner der alten Schule, ſondern das Werk eines modern empfindenden Künſtlers, der über eine erſtaunliche Kulturbeherrſchung verfügt und mit der ſuggeſtiven Macht des Dichters die Menſchen jener fernliegenden Zeit uns menſchlich nahebringt, daß wir all ihre Anſchauungen und Handlungen miterleben und mitempfinden.

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Hamburg Eine Romanreihe

1. Teil:

Don Juan im Frack

4. Auflage Geh. M 4.—, geb. M 5.—

2. Teil:

Antiquitäten

Geh. M 4.– , geb. M 5.—

Die zehn katholischen Novellen

In bibliophiler Ausstattung, die Bernhard Lorenz besorgte, auf echt Bütten

kart. M 4.—, geb. M 5.—

Vom Verfasser signierte Luxusausgabe in Ganz-Pergament M 10.—

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Die Chronik der Stadt Söderburg

Schattenbilder aus einer kleinen Stadt

Geh. M 2.50, geb. M 3.50

Eulenspiegel

Ein Heidebuch Mit Schrift von Willi Geiger

Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Eine Winterfahrt durch die Provence

Buchschmuck von Celée-Arles

Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Sanssouci

Lustspiel in 3 Aufzügen

Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Verlag von Carl Reißner in Dresden

Princeton University Library
32101 069169975